

43533 | B

The Library of the
Wellcome Institute for
the History of Medicine

FROM THE LIBRARY

OF

DR. WALTER PAGEL

1898-1983

Accession Number

341554

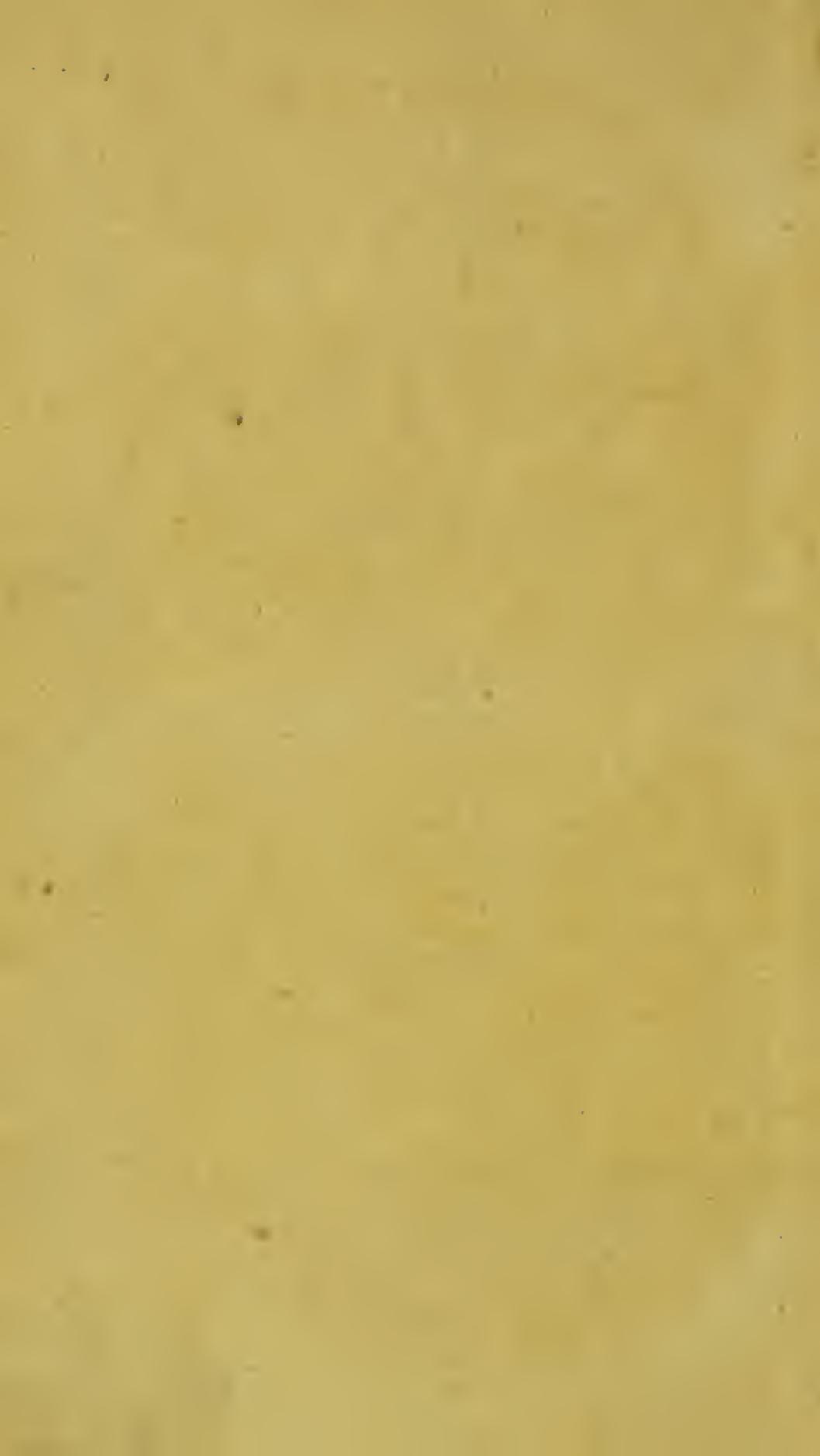
Press Mark

2 vol.

not uniform

mostly written

by Rail



BEYTRÄGE
ZUR
BEFÖRDERUNG
EINER
KURMETHODE
AUF
PSYCHISCHEM WEGE

HERAUSGEGEBEN
VON
JOHANN CHRISTIAN REIL
UND
JOH. CHRIST. HOFFBAUER,
PROFESSOREN ZU HALLE

ERSTER BAND

HALLE
IN DER CURTSCHEN BUCHHANDLUNG
1808.

[Faint, illegible text, likely bleed-through from the reverse side of the page]

341554



I N H A L T.

Erstes Stück.

- I. Ueber den Zweck dieser Zeitschrift, mit Bitten an Aerzte und Psychologen. Von den Herausgebern S. 1
- II. Einige Parallelen zwischen Seele und Leib, somatischem und pneumatischem Kopfe, Gehirn und Denkvermögen, Behufs der Diagnostik der Asthenie des letztern, vom Prof. Reil. 33
- III. Bourbier's schwermüthiger Wahnwitz, besonders nach seiner glücklichen und unglücklichen Behandlung betrachtet. Vom Prof. Hoffbauer. 55
- IV. Krankheitsgeschichte des Chevalier de Q. . ., ehemaligen Sp. Gesandten in D. Vom Hrn. Dr. Gregorini. 89
- V. Bemerkungen über die Geschichte des Chevalier de Q. . . Vom Prof. Hoffbauer. 101
- VI. Ueber die psychologischen Ausdrücke in der Sprache, mit Bemerkungen über die psychologische Benutzung der Sprachen, vom Prof. Hoffbauer. 112
- VII. Anzeigen. 141
- VIII. Nachschrift der Herausgeber. 153

Zweytes Stück.

- I. Ueber den Begriff der Medicin und ihre Verzweigungen, besonders in Beziehung auf die Berichtigung der Topik der Psychiaterie, vom Prof. Reil. 161
- II. Ueber den Wahnwitz, seinen Unterschied vom Wahnsinn, der Dummheit und dem Blödsinn, und seinen Zusammenhang mit dem Wahnsinn, vom Prof. Hoffbauer. 280
- III. Ueber die scheinbare Manie, nebst einigen Bemerkungen über die Behandlung der wahren Manie, vom Prof. Hoffbauer. 295

Drittes Stück.

- I. Marlow's Schwärmerey, und Anfälle vom Wahnsinn, und Wiederherstellung. meistens nach seiner eigenen glaubwürdigen Beschreibung derselben, vom Prof. Hoffbauer, 321

IV

- II. Eine Krankheitsgeschichte, vom Hrn. Landchirurgus Harsleben mitgetheilt. S. 411
- III. Scheinbar freye und doch ganz unfreye Handlungen, auf Veranlassung des vorigen Falls, auch in Rucksicht auf die sogenannte Medicina forensis, vom Prof. Hoffbauer. 415
- IV. Ueber die psychologischen Ausdrücke in der Sprache, mit Bemerkungen über die psychologische Benützung der Sprachen, von ebendemselben. Fortsetzung und Beschluss. 442
- V. Psychische Heilung einer Taubheit, von Ebendemf. 470
- VI. Anzeigen. 478

Viertes Stück.

- I. Marlow's Schwärmerey und Anfälle vom Wahnsinn und Wiederherstellung, meistens nach seiner eigenen glaubwürdigen Beschreibung. Vom Prof. Hoffbauer. Fortsetzung und Beschluss. 490
- II. Eine Verschiedenheit zwischen der Zerstreuung, als einem Heilmittel und andern Heilmitteln. Vom Prof. Hoffbauer. 512
- III. Ueber die Neigung Wahnsinniger und ähnlicher Kranken für sich zu reden, besonders in nosologisch-geriatriischer Hinsicht, mit beyläufigen Bemerkungen über die Sprache der Taubstummen. Vom Prof. Hoffbauer. 515
- IV. Das Zerfallen der Einheit unsers Körpers im Selbstbewusstseyn. Vom Prof. Reil. 550
- V. Geständnisse eines sogenannten Hypochondristen, von Z. 586
- VI. Nachschrift des Herausgebers des Prof. Reil, 591
- VII. Anzeigen. 594



I.

U e b e r

den Zweck dieser Zeitschrift,

mit B i t t e n

an Aerzte und Psychologen.

In der Anzeige von dieser Zeitschrift haben wir uns zwar über den Zweck und Inhalt derselben erklärt; allein über diesen oder jenen Punkt derselben haben wir noch das Eine oder Andere hinzuzufügen, das sich nicht in den engen Raum, auf welchen wir uns bey unserer Anzeige einschränken mußten, zusammendrängen liefs. Wir thun es um so lieber, weil der Plan, den wir mit unsern Mitarbeitern vor Augen zu haben wünschen, wenn auch vielleicht nicht wesentlicher Verbesserungen, doch noch mancher Er-

weiterungen und nähern Bestimmungen fähig ist. Auf diese von den Freunden unseres Unternehmens geführt zu werden, dürfen wir um so mehr hoffen, je genauer wir sie mit demselben bekannt machen.

Die Zeitschrift soll

- I. Beyspiele von psychischen, wenn auch nicht Curen, doch Heilungen mit Versuchen, diese zu analysiren, enthalten;
- II. Versuche in den zum Behufe der psychischen Medicin noch mehr zu bearbeitenden Fächern der Psychologie liefern;
- III. Beobachtungen über die Einwirkung aufserer Ursachen auf den Körper, in so fern sie psychisch sind; und
- IV. Versuche einer psychischen Therapeutik mittheilen, und außerdem
- V. von den neuern psychologischen und medicinischen Schriften, in so fern sie für die psychische Medicin wichtig sind, Nachricht geben, und auf das Wichtige in ihnen aufmerksam machen, auch von allen Ereignissen, die für die psychische Medicin wichtig sind, Bericht erstatten.

I. Bey den Beyspielen einer psychischen Heilung

kommt es vornehmlich auf die historische Wahrheit der Erzählung von denselben an. Erzählungen von Aerzten, welchen diese gelar

gen, oder welche sie zu beobachten, oder auch nur über alles, was dabey in Betrachtung kommt, an Ort und Stelle glaubhafte Erkundigung einzuziehen, Gelegenheit hatten, würden daher schon aus diesem Grunde vor allen zu wünschen seyn. Noch interessanter würde eine solche Erzählung seyn, wenn die Heilung, welche ihr Gegenstand ist, der Erfolg einer glücklichen Cur gewesen wäre. Die Geschichte einer solchen Cur würde in vielen Fällen die lehrreichste Analyse von der Heilung der Krankheit enthalten, oder doch meistens darauf führen. Denn die Analyse einer solchen Heilung soll eben die Ursache der Heilung in den Umständen, unter welchen sie erfolgt ist, nachweisen oder die Heilung aus ihnen begreiflich machen. Dafs unter den und den Umständen diese oder jene Krankheit geheilt sey, lehrt die Erfahrung; ob aber, und in wie fern jene Umstände etwas dazu thaten, kann nur ein Raisonnement lehren, das den beobachteten Erfolg aus Naturgesetzen der Seele, des Körpers oder beider zu erklären sucht. Jenes Raisonnement mußte aber den Arzt bey seiner Cur leiten, wenn er bey ihr nicht nach blofser Empirie, die einen ähnlichen Fall nach dem andern, ohne weitere Einsicht der Gründe, behandelt, verfuhr. Wäre aber der Arzt bey einer Cur, die er in der sichern Erwartung ihres Erfolgs unternommen, auch blofs empirisch verfahren, so dafs er unter

gewissen Umständen den Erfolg, welchen er bey seiner Cur beabsichtigte, hätte eintreten sehen, und bey dieser seiner Cur jene Umstände in der Erwartung dieses Erfolgs veranlaßt hätte, ob er gleich den Zusammenhang zwischen diesen Umständen und jenem Erfolge nicht einsah: so ist es doch wahrscheinlich, daß die Umstände, von welchen er den beabsichtigten Erfolg erwartete, diesen entweder hervorbrachten, oder mit der wirkenden Ursach desselben in irgend einem ursachlichen Zusammenhange standen. Diese Wahrscheinlichkeit wird um so größser seyn, je mehr ähnliche Fälle jener Arzt vor sich hatte. Die Vergleichung derselben unter sich wird den Forscher, wenn auch nicht immer zum Ziele führen, doch öfter auf eine Spur bringen, die ihm weiterhin längst gewünschte Aufschlüsse giebt.

Die Liebe zum Wunderbaren z. B. hat unstreitig viele sympathetische Curen in Curs gebracht. Der Philosoph, der seines Berufs, alle Wunder aus der Natur zu verbannen, eingedenk war, eiferte gegen den Aberglauben und spottete darüber, erfuhr aber, daß Thatfachen sich nicht wegspotten und eben so wenig wegraisonniren lassen. Der Schwärmer und der Pöbel triumphirte kürzer oder länger, bis die Philosophie über beide Theile siegte, und dem Philosophen zum Trotze jene Thatfachen zugab; dem Pöbel und Schwärmer zum Trotze sie einleuchtend erklärte und das angestaunte Wunder vernichtete. Was

der Philosophie gelang, hätte der Philosoph gern gethan; er hätte es vielleicht vorbereitet, wenn er, anstatt vorschnell zu entscheiden, erst bescheiden gezweifelt und dann ruhig geprüft hätte ^a).

a) Sympathetische Curen? — Der Ausdruck bedarf unstreitig einer nähern Erklärung, und verdient sie. Unter Sympathie also ist hier nicht die Urfach so vieler Anfangs befremdenden, aber psychologisch wohl zu erklärenden Erscheinungen, wo ein Zustand eines Menschen auf andere sich verbreitet, wo z. B. epileptische Anfälle durch den Anblick gleichsam anstecken (Hoffbauer Untersuchungen über die Krankheiten der Seele, 2r Th. S. 333. u. f.) zu verstehen; sondern ein Einfluss, den eine Sache auf eine andere, und zwar auf eine an sich unerklärliche und unerforschliche Art, haben soll. Soll, muss man hier sagen, da diese Sympathie ein Unding, ob wohl das Idol des rohen Verstandes ist, der lieber anstaunt als begreift, und daher die Natur aus der Natur verbannen möchte. Das noch warme Blut eines Gladiators, der eben getödtet, ein Stück von der Leber desselben, neunmal genommen, hielt man für ein Mittel wider die Epilepsie. (Falkoner über den Einfluss der Leidenschaften auf die Krankheiten des Körpers, aus dem Engl. S. 84. 85.). Ob diese oder andere ihnen ähnliche höchst widrige Mittel wirksam seyn konnten, kann hier die Frage nicht seyn. Es mag immer seyn, dass der erste, der auf solche Mittel fiel, aus dem Grunde, in welchem Falkoner ihre Wirksam-

So haben wir Hoffnung, daß die Zusammenstellung mancher Fälle uns wenigstens eine Spur zeige, der wir nur folgen dürfen, um weiterhin zur Kenntniß eines Gesetzes zu gelangen, von welchem eine nicht bloß empirische, sondern eine, ganz von einer Theorie geleitete, Cur ausgehen kann.

Wie die Spur, welche die Zusammenstellung von Thatfachen der erwähnten Art zeigt, zu verfolgen sey, braucht dem Beobachter, den seine Beobachtungen zur Kenntniß des Allgemeinen, was sich gleichsam in den einzeln beobachteten Fällen abspiegelt, bringen sollen, nicht gesagt zu werden. Denn er ist schon gewohnt, wenn er mehrmals unter ähnlichen Umständen ähnliche Erfolge wahrgenommen hat, durch Abstraktion die Punkte, in welchen jene Umstände auf der einen Seite, und so auch die Punkte, in welchen

keit setzt, und den er mehr dunkel fühlte, als deutlich dachte, darauf geführt wurde: so hat doch zuverlässig ein solches Mittel hiedurch nicht erst Eingang gefunden, und ist dadurch nicht in Curs gekommen. War man einmal, durch welchen phantastischen Grund es auch sey, auf dieses Mittel gefallen, hatte man hier oder da einen Erfolg — Wirkung oder nicht Wirkung — jenes Mittels gesehen: so schrieb man ihn auf Rechnung jener Sympathie. Je wundervoller, desto besser; es versteht sich, in den Augen des rohen Menschen.

diese Erfolge auf der andern Seite ähnlich sind, auszuheben. Dem geübten Beobachter fällt diese Absonderung nicht schwer; aber nicht jedem ist es leicht, was er so aus der Beobachtung gewonnen hat, mitzutheilen. Wir würden daher viel verlieren, wenn der Arzt, der geneigt wäre, uns Curen, bey denen er bloß empirisch verfahren ist, mitzutheilen, davon abgehalten würde, weil es ihm an Zeit und Luft fehlte, uns mehr, als die Erzählung des Falls und seiner Behandlung desselben zu geben. Die Analyse eines solchen Falls mögte alsdann ein Anderer versuchen. Vielleicht würden beider Gedanken, die Gedanken des Arztes und desjenigen, der die Analyse der von jenem bewirkten Heilung versuchte, in vielen Fällen zusammentreffen. Fände alsdann jener Arzt hierin eine Veranlassung, die Betrachtungen, zu welchen ihn eine glückliche Cur geführt, mitzutheilen; so wäre hierdurch um so mehr gewonnen.

Wäre der Arzt in der Behandlung seines Kranken nicht von bloßer Empirie geleitet, sondern von einer Theorie; so würde, wie schon gesagt ist, die Geschichte der ihm gelungenen Cur die lehrreichste Analyse derselben enthalten. Noch lehrreicher müßte eine solche Geschichte werden, wenn der Arzt uns nicht allein die glücklichen Schritte, sondern auch die Fehltritte, die er gethan, und eben so offenherzig nicht allein, was er in der sichern Erwartung eines glücklichen

Erfolgs, sondern auch dasjenige, was er nur als einen Versuch unternommen habe, erzählte. Der große Arzt wird hierin gerade der offenherzigste seyn, da sein anerkanntes Verdienst ihn vor der Gefahr, ungerecht oder unbillig beurtheilt zu werden, am sichersten schützt.

Kranken- und Heilungsgeschichten, deren Erzählung wir unsern Zeitgenossen verdanken, würden unter übrigens gleichen Umständen unstreitig die lehrreichsten seyn, oder es leicht werden können; nicht allein, weil die Erzählung derselben mehr historische Zuverlässigkeit hätte, sondern auch aus noch einem andern Grunde. Denn gesetzt auch, daß eine Krankheits- oder Heilungsgeschichte, die uns in Schriften verstorbener Aerzte aufbewahrt ist, bis auf den kleinsten Umstand historisch gewiß wäre: so verläßt sie uns doch vielleicht in einzelnen Umständen, die dem Erzähler zu unbedeutend schienen, als daß er sie uns hätte mittheilen sollen; die aber dennoch in psychisch-medicinischer Hinsicht gerade am wichtigsten sind. Solche Umstände können freylich auch in der Erzählung einer Heilungsgeschichte, die uns ein Zeitgenosse giebt, übergangen seyn; allein der Mangel kann hier leicht ergänzt werden. Hierzu kommt noch, daß Undeutlichkeiten in der Erzählung eines Zeitgenossen leicht, in der Erzählung eines Andern oft gar nicht, gehoben werden können. Solche Dunkelheiten sind in der Erzählung psychologisch-

wichtiger Thatfachen nur zu leicht möglich. Denn wer weiß nicht, wie unbestimmt viele psychologische Ausdrücke, besonders diejenigen, welche Krankheiten der Seele bezeichnen, gebraucht werden? Man nehme z. B. die Tollheit und Raserey, so auch den Wahnsinn und die Verrückung: wie wenig bestimmtes sagen sie uns in dem Munde der Meisten, die sich ihrer bedienen, wenn wir nicht etwan aus den Umständen, die sie von einem Wahnsinnigen, Tollten u. s. w. anführen, bestimmter abnehmen können, von was für einer Person eigentlich die Rede ist? Sollten wir mit den lateinischen, oder vielmehr griechischen Wörtern: Manie, Melancholie, die längst schon als Kunstwörter eingeführt sind, viel besser daran seyn? — Wenigstens müssen wir es bezweifeln, wenn wir an die mannigfaltigen Bestimmungen zurückdenken, welche man daran versucht hat b).

Unter diesen Umständen ist der Wunsch natürlich, das in jeder Krankheits- und Heilungsgeschichte Kranke aus siner jener Klassen uns nicht schlechthin mit deren Nahmen: Melancholiker, Rasende u. s. w. kenntlich gemacht wer-

b) Man findet sie ziemlich vollständig in Arnold's Beobachtungen über die Natur u. s. w. des Wahnsinns 1. Th. III. Abschnitt. — Sollten sie etwan hier nicht sehr vollständig angegeben seyn: so würde das noch mehr für unsere Behauptung, auf welche sich diese Note bezieht, beweisen.

den, sondern vielmehr durch Umstände, welche auf die Natur ihrer Krankheit hinweisen. Man erzähle uns nur, was der Kranke gesagt und vorgenommen hat, und, wo möglich, auch, wer, und was er vorhin gewesen ist. In dieser Rücksicht wenigstens sind Haslams Beobachtungen über den Wahnsinn lehrreicher, als manches gelehrte Werk, das über diese oder ähnliche Gegenstände geschrieben seyn mag, so wenig auch aus seinen *Raisonnements* zu holen ist. Noch schätzbarer sind *Pinel's Memoires* c), in welchen wir die Krankheiten, von welchen er redet, oft, von ihrem ersten Anfange an, sehen. Jener beschreibt uns den Kranken und durch ihn die Krankheit; dieser läßt vor unsern Augen die Krankheit ausbrechen, und sie vor unsern Augen sich entwickeln.

Wie viel Unterricht müßte nicht die Heilungsgeschichte einer einzigen, so geschilderten Krankheit geben! Der Wunsch und die Bitte, daß die Freunde unseres Unternehmens nach diesem Muster das Entstehen und den Fortgang einer von ihnen geheilten Krankheit von der erwähnten Art erzählen mögen, ist zu natürlich, als daß wir ihn nicht laut äußern sollten. So sehr, der angegebenen Gründe wegen, Krankheits- und Heilungsgeschichten, die wir der Er-

c) In den *Memoires de la Societ  medicale d'emulation*. Troisième année. Paris.

zählung jezt lebender Aerzte verdanken, in der Regel den Vorzug vor denen haben, die uns in Schriften verstorbenen Aerzte aufbewahrt sind; so dürfen wir die letztern doch gar nicht verschmähen. Denn zu geschweigen, daß sie vielleicht, einen Fall zu beobachten und zu behandeln, die glückliche Gelegenheit hatten, die uns abgeht: so kann die Erzählung, welche sie uns von einem solchen Falle aufbewahrt haben, vielleicht so bestimmt und in jeder Rücksicht so brauchbar seyn, daß uns in so fern nichts zu wünschen übrig bleibt. Warum sollten wir alsdann das Alte dem Neuen nachsetzen? Hierzu kommt noch, daß der Erzählung eines solchen Falls von ihrem Verfasser eine mehr oder minder befriedigende Analyse desselben beygefügt seyn könnte. Wäre auch nur das letzte: so fände ein psychologischer Arzt hierin doch vielleicht eine Spur, die ihn auf den rechten Weg führte, und der wir zuletzt eine Analyse verdankten, die nichts Erhebliches zu wünschen übrig ließe. Ueberhaupt würde es zu wünschen seyn, daß, wenn gleich in unsern Blättern die Analyse einer Heilung versucht, diese Analyse aber Einem oder dem Andern nicht befriedigend wäre, jeder, der etwas Genugthuendes glaubte zu diesem Ende sagen zu können, uns dieses nicht vorenthalten mögte. Am besten würde es in diesem Falle seyn, sich lediglich an die Erzählung des vorgegebenen Falls zu halten, und die erste Analyse, als gar nicht vorhanden, zu be-

trachten. Denn alsdann wäre nicht zu beforgen, daß in einen solchen Streit sich Persönlichkeiten mischen werden, bey welchen die Sache selbst, über welche gestritten wird, gerade am meisten verliert.

Aber nicht blofs Curen eigentlicher Aerzte, wenn der Arzt nur derjenige ist, der seines Berufs wegen den Kranken zu heilen sucht, sondern auch glückliche oder unglückliche Curen von Andern verdienen unsere Aufmerksamkeit. — Gegen Trübsinn und Schwerinuth ist öfter gewifs die theilnehmende und unverdroßne Liebe eines Freundes, oder wohlwoliend-gesinnter Verwandten wirksamer gewesen, als die angestregtesten Bemühungen des Arztes. Warum sollen wir das, was sie thaten und veranstalteten, um die Leiden eines Unglücklichen zu mildern, nicht eben sowohl, als eine Cur betrachten, als wenn es auf Verordnung eines Arztes veranstaltet wäre? — Gesetzt auch, der Zweck, der dabey beabsichtigt wurde, wäre verfehlt, oder man hätte zu verkehrten Mitteln gegriffen, die das Uebel nur vergrößert, oder vielleicht wohl gar zu dem schrecklichen Ziele, zu welchem es hinstrebt, gebracht hätten: warum könnten ihre Fehlgriffe uns nicht eben so lehrreich werden, als mißlungene Curen des eigentlichen Arztes? — Einen wichtigen Fall dieser Art hoffen wir unserm Leser schon in diesem Stücke vorlegen zu können. —

Aus dem bisherigen könnte man vielleicht schliessen, das wir unsern Lesern nur die Analyse psychischer Heilungen und gelungener oder mislungener Curen von Krankheiten der Seele mitzutheilen wünschen. Allerdings werden wir hierauf um so mehr unser Augenmerk richten, da gegen psychische Uebel wohl am natürlichsten psychische Mittel anzuwenden sind, und alle somatischen Mittel, welche sich gegen sie mit Erfolg gebrauchen liessen, nur auf eine, wenn auch unbeachtete Art, psychisch, oder durch Erregung eines Seelenzustandes wirken könnten. Hierzu kommt noch, was die Hauptsache ist, das das Psychische in diesen Curen noch lange nicht genug beachtet ist. Allein eben so, wie Mittel, welche zunächst somatisch wirken, mittelbarer Weise auch psychisch, d. h. auf die Seele wirken können, oder auf eine gewisse Art vielmehr wirken müssen: eben so müssen auch Zustände, die, aus welchem Grunde es auch sey, in der Seele erregt sind, Veränderungen im Körper hervorbringen, oder den Zustand desselben verändern. Da eine Krankheit des Körpers, als ein Zustand desselben, nicht anders, als durch die Erregung des entgegengesetzten Zustandes gehoben oder geheilt werden kann: so erhellet im Allgemeinen, wie durch die Erregung dieses oder jenes Seelenzustandes einer körperlichen Krankheit entgegen gewirkt werden kann, dadurch nemlich, das mit einem solchen Seelenzustande ein körperli-

cher Zustand erregt wird, der der Krankheit entgegengefetzt ist. Die Möglichkeit, wie eine körperliche Krankheit psychisch geheilt werden kann, ist also eben so offenbar, als die Möglichkeit, gegen Krankheiten der Seele mit Erfolg somatische Mittel anzuwenden. Den Aerzten ist es auch bekannt, daß z. B. durch Furcht, Schreck, Zorn u. s. w. das Podagra geheilt sey, und befremdender kann das wohl um nichts seyn, als wie diese oder andere Gemüthszustände Krankheiten des Körpers herbeyführen können.

Es versteht sich also von selbst, daß wir psychische Curen, die man gegen Krankheiten des Körpers angewendet, und Fälle, in welchen körperliche Krankheiten auf psychischen Wegen geheilt sind, der Aufmerksamkeit eben so werth halten, als die Krankheiten der Seele, in so fern sie einer psychischen Behandlung fähig sind. Allein, ob wir, wenn auch unterstützt von den scharffinnigsten Freunden unsers Unternehmens, hier eine Analyse solcher Fälle versprechen können, die so befriedigend ist, als sie bey Krankheiten der Seele, der Natur der Sache nach, im Allgemeinen zu hoffen ist, daran müssen wir zweifeln.

Der Fleiß gelehrter Aerzte hat zwar eine beträchtliche Menge von Fällen gesammelt, in welchen körperliche Krankheiten psychisch geheilt sind, und vielleicht ist der Vorrath gesammelter Erfahrungen hier ohne Vergleich größer,

als derjenigen, die man über die psychische Heilung von Seelenkrankheiten hat d). Allein, so natürlich dieses auch ist, da die körperlichen Krankheiten, ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit nach, mehr in die Augen fallend sind, als die Krankheiten der Seele: so ist es dennoch sehr begreiflich, wie wir uns die psychische Heilung einer Seelenkrankheit (vorausgesetzt, daß wir sie ihrem Wesen nach kennen, und von den Umständen unterrichtet sind, unter welchen sie bewirkt wurde) in der Regel weit leichter werden erklären können, als unter eben denselben Umständen die psychische Heilung einer körperlichen Krankheit. Denn zu jener wird nichts weiter erfordert, als die Einsicht, wie ein Seelenzustand den andern aufhebt; zu dieser hingegen müssen wir wissen, wie ein körperlicher Zustand durch diesen oder jenen Zustand der Seele aufgehoben wird. Bey jener dürfen wir uns nur an die Kenntniß der Seele für sich allein halten; bey dieser hingegen müssen wir aus der Kenntniß beider, der Seele und des Körpers, oder vielmehr aus der Kenntniß ihres gegenseitigen Einflusses

d) S. William Falkoner's Abhandlung über den Einfluß der Leidenschaften auf die Krankheiten des Körpers, aus dem Englischen, von Christ. Fr. Michälis, wo aus den Schriften der ältern und neuern Aerzte das Wichtigste über diesen Gegenstand gesammelt ist.

auf einander schöpfen. Nehmen wir die Seele für sich und den Körper für sich; so mag allerdings unsere Kenntniß von denselben bereits nicht unbedeutende Fortschritte gemacht haben. Allein was wissen wir von dem gegenseitigen Einflusse beider auf einander in Vergleichung mit jenem? Unsere Erkenntniß von dem gegenseitigen Einflusse zwischen Seele und Körper bedarf noch vieler Erweiterungen, mit unter auch näherer Bestimmungen, wenn uns die Analyse auch nur des zehnten Theils der pſyſchen Curen oder Heilungen körperlicher Krankheiten, die uns in den Schriften der Aerzte aufbewahrt sind, gelingen soll. Doch Versuche dieser Art mögen für jetzt noch so viel zu wünschen übrig lassen, so haben sie doch einen schätzbaren Nutzen. Denn mit der Zeit wenigstens werden sie die Lücken der Psychologie, welche zum Behufe der psychischen Heillehre auszufüllen sind, bestimmter anzeigen. Wir werden daher, so weit es in unsern Kräften steht, bemühet seyn:

II. Die Theile der Psychologie, welche in medicinischer Hinsicht noch eines weitern Anbaues bedürfen, mehr zu bearbeiten.

Wir haben zu diesem Behufe in unserer Anzeige zwischen der innern Psychologie, welche die Seele für sich, oder noch nicht im Verhält-

hält-

hänfnifs zum Körper, und der äußern, welche Körper und Seele im Verhältnifs zu einander betrachtet, unterschieden. In Anfehung der innern Pfyhologie mögten die Gefetze, nach welchen die einzelnen Seelenvermögen, die Einbildungskraft, das Gedächtnifs, das Begehrungsvermögen u. f. w. für fich wirken, mit ziemlicher Genauigkeit angegeben feyn. Weniger hingegen fcheint die Abhängigkeit des einen vor dem andern diefer Vermögen in feinen Aeufserungen unterfucht zu feyn. So viel auch für die Kenntnifs der einzelnen Seelenzuftände an fich und die Erklärung der Erfcheinungen in denfelben gethan feyn mag; fo ift doch noch vieles über den Zusammenhang diefer Zuftände, wie einer in den andern übergeht, durch denfelben unterhalten oder unterdrückt wird, zu beftimmen übrig. Und diefes ift für die pfyhifche Medicin gerade ein Hauptpunkt. Denn diefe fucht eben die Erregung eines Seelenzuftandes, als ein Heilmittel anzuwenden.

Für die äußere Pfyhologie ift noch weniger, und nicht viel mehr, als gar nichts gefchehen. Man hatte bald gefunden, dafs von äußern Gegenftänden die Empfindungen durch die Nerven, fo zu fagen, in die Seele übergehen, und dafs durch diefe Nerven die Entfchlüffe der Seele in willkührliche körperliche Handlungen ausbrechen. Man verfolgte diefe Entdeckung vielleicht

zu eifrig, indem man alles auf sie zurückführen, jeder Vorstellung, z. B. eine besondere Bewegung eines Nerven oder einer Nervenflüssigkeit (fluidi nervei) anweisen, und jede willkürliche Bewegung des Körpers aus eben solchen Bewegungen erklären wollte. Man sprach von dem Verhältniß des Körpers zu der Seele, wie der Uhrmacher von seinem Werke, dessen Mechanismus er durchschaut, und übersahe, indem man sich so mit nichts erklärenden Hypothesen, die den Mangel an Erfahrung oder einer gut begründeten Theorie unmöglich ersetzen konnten, täufchte, die wichtigsten Erfahrungen, die jedem sich aufdringen mußten, die aber deshalb noch nicht von jedem sofort so klar aufgefaßt waren, um zu den Induktionen zu führen, die sie darbieten.

Wer hat z. B. nicht die Bemerkung gemacht, daß die Freude sich in lebhaften Bewegungen Luft zu machen sucht, daß der Umlauf des Bluts durch sie beschleunigt wird, und umgekehrt, daß lebhaftere körperliche Bewegungen, ein beschleunigter Umlauf des Bluts, zur Freude stimmt? Die Seele theilt hier, wie es scheint, dem Körper ihren Zustand, und der Körper der Seele den feinen mit. Die Art, wie die körperlichen Veränderungen erfolgen, ist der Art, wie die Seelenveränderungen erfolgen, in ihren Zeitverhältnissen ganz ähnlich. Dasselbe bietet sich bey allen übrigen Affekten, oder allgemeiner, bey allen Seelenzuständen zu bemerken, dar. Die Trau-

rigkeit, der Schreck, Zorn, und wie sie sonst heißen mögen, scheinen auf eben die Art den Körper der Seele zu verähnlichen, und körperliche Zustände, die mit jenen Zuständen, als Folgen, verbunden sind, führen dieselben gleichfalls herhey, wenn sie durch anderweitige Ursachen erregt sind. Diese Bemerkung wird schwerlich jemanden entgehen, der auf sich selbst einigermaßen achtet; ja, sie wird sich immer mehr bestätigen. Eine lebhaftere, aber nicht zu heftige Freude, scheint z. B. eben so wohlthätig auf die Verdauung zu wirken, als auf die Seele. Die zu heftige Freude hingegen, welche eben durch ihre Heftigkeit der Seele schmerzlich fällt, und alle Vermögen derselben ins Stocken bringt, wird eben so nachtheilig auf die Verrichtungen des Körpers wirken. Diese und jene ähnliche Bemerkungen sind freylich von dem Arzte nicht ganz übersehen, von dem Psychologen hingegen fast ganz aus der Acht gelassen. Denn von der Einwirkung der Seele auf den Körper, oder des Körpers auf die Seele, findet man in den Schriften der Psychologen fast nichts, als das aus Eindrücken, welche äußere Gegenstände auf den Körper machen, in der Seele Empfindungen jener Gegenstände, und das aus Entschliessungen der Seele willkührliche Handlungen im Körper entstehen.

Allein wenn der Arzt auch jene Bemerkungen machte und anzuwenden suchte; so war er meistens zu wenig Psychologe, aus ihnen das wichtige Gesetz zu abstrahiren, das dem Psychologen nicht hätte entgehen können, wenn seine Bemühungen sich nicht fast einzig auf die innere Seelenlehre eingeschränkt hätten.

Außer dieser gegenseitigen Mittheilung des Zustandes zwischen Körper und Seele, verdient noch das Vermögen der Seele, sich den Zustand des Körpers vorzustellen, und eine Gewalt, die sie, ohne es zu wissen, willkürlich auf den Körper ausübt, eine nähere Betrachtung. Man hat z. B. längst bemerkt, daß gewisse Wirkungen, die man von einem Arzneymittel erwartet, um so eher eintreten, mit je mehr Zuversicht man ihnen entgegensteht, ja, daß gewisse Wirkungen eintreten, die sonst nicht erfolgt seyn würden, wenn nicht ein Irrthum in Ansehung des Arzneymittels sie herbeygeführt hätte. Mittel z. B., die sonst anhalten, laxiren, wenn der Kranke sie als Laxirmittel anwandte. Man nennt das eine Wirkung der Einbildung. Einbildung kann hier aber nichts anders als Irrthum heißen, wenn man aus jener Beobachtung nicht mehr schliessen will, als daraus zu schliessen ist. Wie kann aber der Irrthum so wirken? —

Unstreitig nicht anders, als in so fern er uns eine gewisse Wirkung, und zwar eine beob-

sichtige Wirkung zu erwarten, veranlaßt. Ohne diese Erwartung wäre gerade die entgegengesetzte Wirkung erfolgt, und ganz unwillkürlich. Hier hingegen scheint ein unsichtbarer Einfluß der Willkühr auf den Körper im Spiele zu seyn; ein gewisser Erfolg tritt ein, weil er eintreten soll. Dieses ist aber nicht möglich, wenn die Seele nicht eine, wenn auch noch so unentwickelte Vorstellung von dem Körper hat, so wenig, als es möglich ist, mit der Hand willkürlich nach einem Gegenstande zu greifen, ohne irgend eine Vorstellung von der Lage der Hand gegen diesen Gegenstand zu haben.

Dieser Einfluß der Seele auf den Körper zu charakterisiren und seine Grenzen genau zu bestimmen, scheint für die psychische Medicin von der größten Wichtigkeit zu seyn.

Bey dem jetzigen Zustande der Wissenschaft kann uns hierüber zunächst nur die Beobachtung belehren. Sie wird uns bald Fälle zeigen, in welchen ein so beabsichtigter Erfolg eingetreten ist, und Fälle, in welchen er sich nicht zeigte. Die Vergleichung der ersten unter sich, und der letzten unter sich, und die Zusammenstellung beider wird uns weiter führen, als zu schnell gewagte Hypothesen. Die Beobachtung und jene Vergleichungen und Zusammenstellungen sagen uns freylich nicht, warum das Beobachtete sey; sie führen aber zur physischen Gewisheit eines Naturgesetzes, das uns vieles erklärt, und nach

welchem wir zu unsern Zwecken die Natur in Wirksamkeit setzen können. In der ersten Rücksicht ist sie unserm theorétischen, und in der letzten unserm praktischen Interesse, das wir in so fern haben, als wir zur Erreichung gewisser Zwecke handeln, beförderlich. Eine zu voreilig gewagte Hypothese hingegen, auch wenn man sie mit dem bescheidenen Vorbehalt, sie nöthigen Falls mit einer andern zu vertauschen, versucht, geht vielleicht auf die Erklärung von etwas, was nicht zu erklären ist, aus. Nicht etwan, weil irgend etwas Wahres an sich unerklärbar wäre; sondern weil das, was man erklären will, nicht so allgemein wahr ist, als man es bey der Hypothese voraussetzt, wenn man den Weg der Beobachtung zu früh verlassen hat.

Vielleicht wäre es zu wünschen, dafs in den hier noch zu machenden Beobachtungen sich der Arzt, oder genauer, der Physiologe und der Psychologe theilen, und dann erst die Ausbeute ihrer Beobachtungen gemeinschaftlich bearbeiten wollten. Wenn z. B. der Physiologe alles, was psychisch wichtig im Körper ist, seiner Beobachtung unterwerfen, und z. B. den Gesetzen, nach welchen die einzelnen Theile des Nervensystems in einander wirken, der innern Verschiedenheit des einen Theils desselben von dem andern, oder in wie fern der eine Theil in seinem Bau und seiner Materie von dem andern verschieden ist, nachforschen wollte; so würde unstreitig der Theil

der Physiologie, der zunächst an die Psychologie grenzt, und durch diesen die Psychologie eine Vollkommenheit gewinnen, von der sie noch weit entfernt zu seyn scheint; so wie umgekehrt vieles, was bis jetzt für die Psychologie geschehen seyn mag, auch für die Physiologie Ausbeute versprache.

Für den Arzt würde die genauere Kenntniß von dem gegenseitigen Einflusse zwischen Seele und Körper um so brauchbarer seyn, da er vermittelt ihrer von der Seele auf den Körper, oder von diesem auf jene mit Sicherheit wirken könnte. Auf die Seele kann eine äußere Ursache nur durch den Körper wirken. Auch nur vermittelt des Körpers kann der Arzt also diejenigen Zustände der Seele, deren er sich als eines psychischen Heilmittels bedienen will, erregen. Es kann hier der Ort nicht seyn, die verschiedenen Arten, durch den Körper auf die Seele zu wirken, zu unterscheiden. Nur das kann hier füglich bemerkt werden, daß es eine Einwirkung äußerer Ursachen auf den Körper gibt, die rein physisch, oder rein organisch genannt werden kann: physisch, in so fern sie schon nach Gesetzen der Körperwelt erfolgt, und organisch, in so fern sie nach jenen Gesetzen, es seyen nun allgemeine Gesetze der Materie, oder besondere Gesetze organischer Körper, aus dem Organismus des Körpers und seinem jetzigen Zustande hervorgeht. Dieser Einfluss ist entweder ein allge-

meiner, oder ein specieller; jenes, wenn durch ihn der Körper als ein Ganzes, und dieses, wenn er zunächst nur in einem einzelnen Theile in seinem Zustande verändert wird. Rauschende Dinge äußern einen solchen allgemeinen Einfluß auf den Körper, der sich von ihm auf die Seele fortpflanzt. Alle natürliche, und alle Lebensverrichtungen gehen in dem Rausche, wenigstens in einer Periode desselben, schneller von Statten; eben so folgen auch die Vorstellungen des Menschen einander schneller, und seine Entschliessungen sind rascher. Vielleicht, daß alle Speisen und Getränke einen solchen allgemeinen Einfluß auf den Körper und durch diesen auf die Seele äußern.

Wer sich selbst zu beobachten gewohnt ist, wird sich anders nach dem vollen, wenn auch nicht gerade unmäßigen, Genusse vegetabilischer, und anders nach dem Genusse von Fleischspeisen, anders nach dem Genusse von Hülsen- und anders nach dem Genusse anderer Früchte gestimmt finden. Diese Verschiedenheit in den Stimmungen setzt eine Verschiedenheit in der allgemeinen Einwirkung auf den Körper voraus.

Eine genauere Beobachtung dieser allgemeinen Einwirkung äußerer Ursachen auf den Körper, würde zum Behufe der psychischen Medicin um so mehr zu wünschen seyn, weil sie uns in den Stand setzen würde, bestimmte Seelenzustände, wenn auch nicht zu erregen, doch vorzubereiten, oder, eine Stimmung zu ihnen zu bewir-

ken. Denn was ist eine Stimmung anders, als eine einstweilige Disposition? Wir sind z. B. zur Freude gestimmt, wenn wir uns in dem Zustande befinden, das uns etwas leicht Freude verursacht. — Noch mehr! Einen Seelenzustand, den man aus irgend einem Grunde erregen, und auf einem andern Wege erregen wollte, würde man auf diese Art um so sicherer herbeyführen. Denn zwischen Seele und Körper ist nicht allein ein beständiger gegenseitiger Einfluss, sondern auch eine beständige Zurückwirkung, durch welche jeder Zustand des einen Theils durch den gleichnamigen Zustand des andern Theils verstärkt wird, wenn nicht eine anderweitige Urfach demselben entgegen wirkt. Der Rausch z. B. stimmt zur Freude, zur Gesprächigkeit und zur Zanksucht. Es ist hier nicht der Ort, diesen anscheinenden Widerspruch aufzulösen; allein eine lebhafte Freude, die jemand im Rausche hatte, würde die Wirkung des Weins, oder wovon der Rausch sonst herrühren mögte, auf den Körper bald verstärken. Dasselbe sieht man, wenn der Rausch die Zanksucht oder die Redseligkeit aufregt. Wer z. B. im Anfange des Rausches am meisten redet, wird, unter übrigens gleichen Umständen eher zum Ziele gelangen, als derjenige, den er nicht zu Worte kommen läßt, gesetzt auch, daß dieser es ihm im Triuken weit zuvor thäte.

Die Anwendung hievon ist leicht. Eben jenen Seelenzustand, dessen sich der Arzt, wenn er auf psychischem Wege die Heilung einer Krankheit versucht, als eines Mittels bedienen will, kann er in einem um so höhern Grade hervorbringen, wenn er ihn durch den gleichnamigen körperlichen Zustand veranlaßt oder unterstützt, seine Bemühungen mögen nun gegen eine Krankheit der Seele oder des Körpers gerichtet seyn.

Aus dem bisher Gefagten ergibt sich, wie wichtig auch in psychisch-medicinischer Hinsicht die Einwirkung, welche äußere Ursachen unmittelbar auf den Körper, und durch diesen auf die Seele äußern, sey.

Wir wünschen daher, recht viele

III. Beobachtungen über die Einwirkungen äußerer Ursachen durch den Körper auf die Seele mittheilen zu können, und hoffen hierin von den Freunden unseres Unternehmens um so mehr unterstützt zu werden, da es dem Arzt mit psychologischen Blicke nicht an Gelegenheit dazu fehlen kann.

Alles Bisherige gibt nur mehr oder minder zu bearbeitende Materialien zur

IV. Theorie der psychischen Therapie, oder psychischen Therapeutik.

Wie ohne alle Materialien kein Bau angefangen werden kann, so kann ohne sie auch nichts

für die psychische Therapeutik geschehen. Indefs so sehr es uns auch bis jetzt an jenen Materialien fehlen mag; so gehen sie uns doch nicht gänzlich ab, und man kann den Bau anfangen, wenn man auch nicht alle Materialien hat, die zur Vollendung desselben erfordert werden. Die einzelnen Materialien werden vielleicht auch um so sorgfältiger behandelt, je weniger man eilen darf, die letzte Hand an sie zu legen, um sie dem Werke einzufügen. Sollte vielleicht auch noch mehr, als ein Menschenalter verfließen, ehe wir zu einer psychischen Therapeutik, die den Anforderungen entspräche, zu welchen man an eine vollendete Theorie berechtigt ist, gelangen; so mögen immer Versuche, die auf sie zunächst abzielen, vorhergehen. Haben wir in ihnen gleich nicht das ganze Werk, so haben wir in ihnen doch den einen oder andern Theil desselben, mehr oder minder vollkommen. Auch der schwächere Versuch dient, wenigstens zu seiner Zeit, dazu, das Interesse an der Sache zu erhalten und zu befördern.

Um unsers Theils hierzu möglichst mitzuwirken, werden wir in

V. Anzeigen,

was in neuern medicinischen und psychologischen Schriften des Innlandes und des Auslandes für die psychische Medicin wichtig ist, zur Kenntniss unserer Leser zu bringen suchen. Nicht minder werden wir von allen andern Unternehmungen und

Vorfällen, die für die psychische Medicin wichtig sind, oder für sie wichtig zu werden versprechen, Nachricht geben. Unsere Anzeigen von jenen Schriften sollen die Aufmerksamkeit des Lesers auf sie mehr reitzen, als sättigen; und, wenn es nach unserm Wunsche geht, jene Werke für ihn noch um so lehrreicher machen. Findet sich in denselben Stoff zu psychisch-medicinischen Untersuchungen; so wird er uns und unsern Mitarbeitern hierzu eine erwünschte Veranlassung geben.

Jene Untersuchungen und ihre Resultate werden wir unsern Lesern mehr in Aufsätzen, die ihnen besonders gewidmet sind, als in der Anzeige derjenigen Schriften, welchen wir die nähere Veranlassung dazu verdanken, mittheilen. Rücksichten, welche wir unsern Lesern, und Rücksichten, die wir den Verfassern jener Schriften schuldig sind, verpflichten uns hiezu. Denn einmal würde, wenigstens in vielen Fällen, die Mittheilung einer solchen Untersuchung zu weitläufig werden, als das wir sie schicklicher Weise der Anzeige eines solchen Buchs einverleiben könnten; denn diese soll doch zunächst dem Leser nur sagen, was er sich von dem Buche zu versprechen hat, und seine Aufmerksamkeit auf dasselbe reitzen. Zweytens auch, je vortrefflicher und reichhaltiger ein Buch ist; je weniger ist man im Stande, schon bey der Anzeige desselben, mit der man doch immer, wenn auch mit gehö-

riger Weile, zu eilen hat, auch nur mit den wichtigsten Untersuchungen, zu denen es einladet, hervorzutreten. Zuletzt drittens, was selbst in der Anzeige eines Buchs gesagt wird, berührt immer mehr oder minder die Person des Verfassers, und gewinnt zu leicht das Ansehen, als ob es dabey auf das Lob oder den Tadel desselben abgesehen sey, so wenig es auch ihm, und so sehr es auch der Sache gelten soll.

Am Schluffe dieses Aufsatzes sehen wir uns noch zu zwey Bemerkungen veranlaßt.

Erstens; wenn unsere Zeitschrift gleich den vorhin beschriebenen Gegenständen gewidmet seyn soll; so sind doch keineswegs Abhandlungen und andere Aufsätze über nahe verwandte Gegenstände davon ausgeschlossen. Es giebt z. B. eben sowohl eine psychische Diätetik, als psychische Therapeutik, und eine psychische Diät, als psychische Heilung. Allein so genau die Diät von der Heilung im Allgemeinen unterschieden werden kann, so fließen beide in der Wirklichkeit doch oft in einander. Die Diät zweckt darauf ab, den gefunden Zustand zu erhalten, oder richtiger, den kranken Zustand entfernt zu halten; denn auch dem Kranken und dem unheilbar Kranken wird eine Diät vorgeschrieben, die doch nur dahin wirken kann, den Fortgang seiner Krankheit zu hemmen; die Heilung stellt den gefunden Zustand wieder her. Alles, was zur Wiederherstellung

des gefunden Zustandes wirkt, wirkt auch zur Entfernung des Kranken, und was dem Fortgange der Krankheit Einhalt thut, befördert natürlich die Heilung, wo diese möglich ist. Was für die psychische Diätetik gewonnen wird, scheint also auch ein Gewinn für die psychische Therapeutik zu seyn, oder doch zum Gewinn für dieselbe zu führen. Noch mehr: es gibt eben sowohl eine psychische als somatische Semiotik, oder vielmehr ein großer Theil der medicinischen Semiotik ist psychisch. Mit gewissen körperlichen Krankheiten sind Launen, ist die Verstimmung oder Unterdrückung einzelner Seelenvermögen, oft eine Disharmonie in den Aeusserungen derselben verbunden. Das Gedächtniß und die Beurtheilung des Vergangenen zeigt sich vielleicht ungeschwächt, vielleicht selbst erhöht; indess das Urtheil über das Zukünftige und andere Dinge, die nicht in die Vergangenheit fallen, sichtbar leidet. Wenigstens hat man das in hitzigen, mit Nervenzufällen verbundenen, Fiebern bemerkt. Hat man diese oder ähnliche psychische Symptomen bey gewissen Krankheiten immer bemerkt; so weiß man freylich, daß sie Zeichen einer körperlichen Krankheit sind; allein, weiß man auch sofort, in welchem Zusammenhange das Zeichen mit dem Bezeichneten steht? Diesem ernstlich nachzuforschen, ist auch in unserer Absicht um so mehr jeder Mühe werth, da man, wenn jener Zusammenhang gefunden ist,

sogleich eine Aussicht für die psychische Therapie gewonnen hat. Denn in allen Fällen dieser Art ist mit einer Krankheit des Körpers eine Krankheit der Seele verbunden, diese sey nun in jener, oder jene in dieser gegründet. Ist man so glücklich, der einen von beiden Krankheiten auf psychischem Wege beykommen zu können; so hat man eben dadurch auch schon gegen die andere gewonnen. Denn alles, was der einen Krankheit Einhalt thut, wird auch gegen die andere wirksam seyn. Hierzu kommt noch, daß die Cultur der psychischen Semiotik, wenigstens der psychischen Semiotik körperlicher Krankheiten, zu Aufschlüssen für die äußere Psychologie führt, die doch für die psychische Heilkunst so sehr zu wünschen sind. Nicht etwan, weil die äußere Psychologie auf dieser Semiotik beruhte; sondern vielmehr; weil diese Semiotik ganz auf ihr beruhet, und man daher, um in ihr alles auf seine ersten Gründe zurück zu führen, zur Erörterung dieses oder jenes, vielleicht bisher ganz übersehenen Punkts der äußern Psychologie geführt wird. Zu alledem muß die psychologische Semiotik auch noch mehr kultivirt werden, um von dem, was unmittelbar für die psychische Therapie gewonnen werden mögte, um so sicherer Anwendung machen zu können.

Zweytens müssen wir noch bemerken, daß wir die Gegenstände, welche von uns oder Andern in diesen Beyträgen zur Sprache gebracht

werden, nicht bloß der Aufmerksamkeit des Arztes, oder Psychologen, sondern leider empfohlen zu sehn wünschen. Um die Aufmerksamkeit beider mit Billigkeit in Anspruch nehmen zu können, werden die Verfasser der Aufsätze, in unserer Zeitschrift hie oder da etwas sagen müssen, was sie füglich übergéhen könnten, vielleicht übergéhen müßten, wenn sie entweder für den Arzt allein, oder allein für den Psychologen geschrieben. Der Arzt, der in denselben auf Dinge, die ihm längst bekannt sind, und ihm nicht erst gesagt zu werden brauchten, stößt, vergesse nicht, daß diese Aufsätze nicht ihm allein, sondern auch dem Psychologen bestimmt sind; und der Psychologe — — Wie sehr würden wir uns freuen, wenn des größten Theils der Aerzte wegen wir uns einer ähnlichen Bitte an den Psychologen überhoben zu seyn glauben dürften!

Die Herausgeber.

II.

Einige Parallelen

zwischen

Seele und Leib,

somatischem und pneumatischem Kopf,
Gehirn und Denkvermögen, Behufs
der Diagnostis der Asthenie des
letztern;

vom Professor Reil.

In der Natur gehört kein Ding dem Lichte oder der Schwere allein an; nirgends kommt Seele oder Körper in absoluter Geschiedenheit vor. Werden und Seyn, Handeln und Leiden, Begriff und Object, Lebensproceß und Organ sind überall in ihr zugleich und ohne Causalität, als Attribute einer Ur-Substanz. Der Lebensproceß ist ein aufgeschlossener Leib, und der Leib ein verkörperter Lebensproceß; die Metamorphose des Stoffs das sichtbare Wandeln des Geistes. Jedes Thätige hat im Hemmenden seinen Reflex, das Ganze wie das Einzelne seine Physiognomie, die Seele im Körper ihren Spiegel, von dem ihr Bild wiederstrahlt. Die Successio-

nen des Thätigen repräsentiren sich in den Umwandlungen des Stoffs, beide verändern sich in vollkommen - gleicher Parallele, als simultane Effecte eines Grundes, deren einer nicht ohne den andern seyn kann. Daher ist das Materielle Zeichen des Immateriellen, jenes, als Symbol von diesem aufgefasst, Princip aller Semiologie. Die Kunst, das zu entdecken, was im Körper unter der Rinde desselben geschieht, beruht auf ganz andern Grundsätzen. In der Mannigfaltigkeit der Bildung der Menschenracen, der Geschlechter und Alter, der besonders temperirten Individuen und ihrer transitorischen Zustände in Krankheiten, Leidenschaften u. s. w. sprechen sich eben so mannigfaltige Nüancen der Seele aus. Die Parallele geht durch den ganzen Organismus. Auf der einen Seite steigt das Thätige von seiner obersten Potenz im Denken und Empfinden, durch die Bewegungen in der Muskelaktion, Assimilation und Decomposition zu der tiefsten Stufe herab, wo nur noch Schwere, Cohäsiv- und Expansivkraft sind. Der Mechanismus richtet diese Kräfte auf bestimmte Zwecke. Dem Thätigen gegenüber stellt sich das Somatische, und wiederholt die Handlungen des Thätigen durch Metamorphosen des Stoffs, die theils als äussere, theils als innere Bewegung des Stoffs sichtbar werden. Bald erscheint die Masse, im Zusammenhange, äusserlich bewegt, in den Aktionen der contractilen Faser, die

durch Muskelbewegung, Geberden, Sprache u. f. w. zum Vorschein kommen, nach galvanisch-elektrischen Gesetzen, die durch das Princip der Leitung, Halbleitung und Isolirung im Nervensystem bestimmt werden, welches aber unbekannt ist. Bald metamorphosirt sich das Körperliche durch innere Bewegung seiner Bestandtheile, mittelst des Bildungsprocesses, nach chemischen Gesetzen, wohin die Vorgänge der Assimilation, der Sekretion u. f. w. gehören. Ueberhaupt ist der Organismus nichts als Lebensprocess in doppelter Gestalt, als Bildendes und Bewegendes, nach der Differenz und Synthesis der Organe, in welchen er angehängt ist. Er schafft sich selbst sein Substrat, und ist wiederum nur in diesem Substrat und durch dasselbe. Krankheit, als ein Inneres der Organisation, kann also auch nichts anderes, als ein anomaler Lebensprocess seyn, und bloß durch Lebensaktionen, als den eigentlichen und einzigen Symptome derselben, sich offenbaren. In einer vollendeten Parallele zwischen dem Somatischen und Pneumatischen würde daher das ganz Sichtbare, als Symbol, dem Unsichtbaren gegenüber gestellt und besonders die Gallische Organenlehre erörtert werden müssen. Allein ich spreche gegenwärtig bloß von der Symbolik der Psyche, und zwar der kranken Psyche. Gall exponirt den normalen, ich den abnormen Zustand, er die ursprünglichen Bildun-

gen des beharrlichen Stoffs, ich die tranſitorischen Metamorphosen desselben, die wahrscheinlich von der Volubilität des Inponderabeln abhängen. So übergehe ich auch den Ausdruck der Seele überhaupt in der Totalität des Individuums, die Parallele zwischen Gemüth und Körper, und den Ausdruck, den der Charakter, das Temperament und die Leidenschaften, unter dem Nahmen der Physiognomik, im Aeußern haben.

Es hat seine Schwierigkeit, jene Parallele zwischen dem Somatischen und Pneumatischen zu geben. Wo der Stoff in der todten Natur vorwaltet, als Substanz erscheint, und die gefesselten Kräfte nur durch ein Aeußeres lebendig gemacht werden können, erscheint das Thätige bloß als mitgetheilte Bewegung der Körper und als innere Emotion ihrer Bestandtheile, und wird von den cosmischen Bewegungen verschlungen. Hingegen tritt in der organischen Natur der Stoff immer mehr als Accidenz zurück, das Thätige wird das Bestimmende, steigt zur Spontaneität auf, bis am entgegengesetzten Extrem die größte Mannigfaltigkeit und der schnellste Wechsel des Psychischen, fast ohne Gegenbild des Somatischen, und bloß durch äußere Bewegung desselben erscheint. Doch ist jede Action der Seele mit einer unfalschbar-raschen Metamorphose des Gehirns, z. B. bey dem Hören eines Concerts, wenn nicht des ponderabeln, doch des

inponderabeln verbunden, das die Blitze des Jupiters trägt, als Phänomen der Erregbarkeit zwischen Seele und Leib liegt, den Gesetzen des Inponderabeln in der anorganischen Natur gehorcht, von der Vegetation abhängig ist, und durch seine Quantität und Vertheilung die Normalität der Gehirnfunktionen bestimmt. Dann hat unser Sinn theils keinen Zugang zum Gehirn des lebenden Menschen, theils ist er nicht im Stande, die leisen Metamorphosen des Objectiven wahrzunehmen. Auch fehlt dem Materiellen ein Mittel zu seiner Offenbarwerdung, was im Pneumatischen ist, wo nemlich der Geist sich selbst im Bewusstseyn kund wird, und seine eigenen Handlungen mittelst des inneren Sinnes sich vorstellt. Endlich ist es eben so schwer, einzelne Gruppen der Asthenie des Denkvermögens als dieselbe ganz und in ihrem Zusammenhange zu geben. Das letzte wäre das ideelle Gemählde des gesammten pathologischen Zustandes der Seele, von ihrer leifesten Verletzung an, bis zur Acme ihres gänzlichen Verschwindens, das aber theils nur stückweise objectivirt werden kann, theils nie als solches erscheint. Das Concrete berührt bald nur die Endpunkte, springt über alle Mittelglieder zur Acme fort, und kehrt von da mit einem Schlage zur Gesundheit zurück, z. B. in der Ohnmacht; bald durchläuft es zwar die Bahn successiv, aber durch so unendlich verschiedene Wege, zur gänzlichen Bewusstlosigkeit, das

kein concreter Verlauf dem andern gleich ist. Die einzelnen Gruppen wollen sich nicht trennen, weil uns das nosologische An-sich, die spezifische Differenz der Prozesse, unbekannt ist, dieselben auf der Gränze wahrscheinlich in einander fließen und in der Seelenlehre auf jedem besonderen Punkte das Ganze uns entgegen kommt, das Einzelne nicht ohne das Ganze verstanden und kein Theil der Seele verletzt wird, ohne dafs es durch die Totalität geht. Der eine Geist spricht sich als Individuum im Ganzen des Körpers aus; daher auch jede Krankheit, selbst die höhern Anomalien der Psyche durchs Ganze wiederhallen, und oft noch auf den untersten Stufen der Körperlichkeit, in den Absonderungen, sichtbar werden.

Die absolut - äufsern Eindrücke erreichen das Subjekt des Organismus nicht unmittelbar, sondern afficiren es mittelbar durch seine eigene Objektivität. Es ist sich selbst, als Subjekt-Objekt, Medium seiner Affektionen und bildet sich seine Welt in sich nach dem Maafsstabe seiner individuellen Perception. Durch die fünf Sinne nehmen wir die Welt aufser uns, und unsere eigene Materialität, als ein Fremdes, durchs Gemeingefühl unsere Objektivität; und zwar mit dem eigenen Gefühl wahr, dafs es die unfrige sey. Jene Sinne sind dem Aeufsern zugekehrt, hingegen schliesst sich das Innere, nemlich der Begriff von uns und allem, was

aufser uns ist, im innern Sinn auf. Mittelft desselben bekommt auch der gleichzeitige äußere eigentlich erst im Bewusstseyn seine Existenz. Die denkende Seele ist aufs Gehirn beschränkt, die empfindende durch die ganze Materialität zerstreuet, und wird durch das Leistungsvermögen der Nerven im Gehirn, als ihrem Centrum, gesammelt. Jeden Schmerz empfinden wir in dem gereizten Nerven, und zwar in allen Verzweigungen desselben. Aber das Bewusstseyn unserer eigenen Objektivität und unsers Verhältnisses zur Außenwelt, das uns durch den äußern Sinn offenbar wird, kann nur im Kopfe seyn. Erst hier wird die Empfindung Empfindung für unsern Geist; an sich bleibt sie, was sie ist, bloßer Zustand des Materiellen. Daher ist das Denkvermögen bloß vom Kopf, hingegen des Gefühlsvermögen vom ganzen Körper abhängig, welches für die Theorie der Gefühle nicht gleichgültig seyn kann.

Was Asthenie des Denkvermögens an sich seyn möge, lasse ich dahin gestellt seyn. Dafs sie ein bloßes quantitatives Mißverhältniß zwischen Incitament und Erregbarkeit, zwischen Selbstbestimmung und Bestimmbarkeit sey, sind theils leere Tautologien, theils Hallucinationen des siechen Brownianismus, die gerade hier am wenigsten ihre Bestätigung finden. Oft wohnen blöde Seelen in athletischen Körpern, und durch asthenische Vegetationen blühen mächtige Götter

auf. Im gefunden Zustande soll der Mensch seinem Begriffe gemäß sich bilden und erhalten, und als besondere Idee in die Idee aller Ideen eingreifen, von der er und alles, was ist, ausgebohren ist. Durch diese Approximation des Körpers an seinen Begriff, vermittelt der organischen Thätigkeit, die eben in einem Bestreben der Natur besteht, überall Begriff und Objekt gleich zu setzen, tritt der Mensch mit der allgemeinen Spannung des Universums in Einklang, wiederholt dessen Oscillationen in sich, und wird dadurch vollendetes Organ der Weltanschauung und seiner eigenen Selbstbeschauung. Denn dies ist gerade die prästabilierte Harmonie des Ganzen, daß kein besonderes Ding von dem andern abhängt, sondern alle aus einem gemeinschaftlichen Grunde fließen, und bloß verschiedene Formen einer Thätigkeit sind. Diese, dem Mannigfaltigen eingebohrne Einheit, äußert sich im Materiellen als normale Leitung der Erregbarkeit. Hingegen entfernt sich der kranke Mensch von seinem Begriffe, tritt in dem Maasse, als dies geschieht; aus dem Verhältniß mit dem Universum, das ihn als bestimmten Organismus trägt, wird ärmer an organischer Selbstbestimmung und dem Anorganischen verwandter, bis das letzte ins Uebergewicht kömmt und ihn in sich verschlingt. Allein wir sind immer noch genöthigt, den Begriff des Lebensprocesses so allgemein zu geben, daß von ihm zum besondern

die Brücke fehlt, und das, was durch ihn wirklich werden kann, die ganze Unendlichkeit der Formen dieses einen Processes in den zahllosen Thier- und Pflanzenarten und ihren Krankheiten bis auf den heutigen Tag noch von keinem Menschen verstanden ist.

Bey einer leise eintretenden Asthenie des Denkvermögens, die langsam durch ihre Stadien zur Acme der gänzlichen Bewusstlosigkeit fort-rückt, z. B. in der Ohnmacht, erlöschet zuerst im Bewusstseyn die Außenwelt, dann die eigene Objectivität und zuletzt das Bewusstseyn selbst, oder die Subjectivität. Die Außenwelt schwindet zuerst in ihren fernsten Regionen, wohin nur das Auge und Ohr dringen, in der Form düster und dicker Nebel, die das Gesicht und Gehör umlagern; dann schwindet das Bewusstseyn der eigenen Objectivität im Erlöschen des Gemeingefühls, bis keine Vorstellung von Körperlichkeit mehr in uns ist, aufser der, die uns das Gedächtniß dunkel darbietet, welche aber ohne jene innere Ueberzeugung der Wahrheit ist, durch welche sich das eigene Empfinden vom Wissen, die Geschichte Roms von der Anschauung desselben, Traum von Realität unterscheidet. Die Sphäre zieht sich immer enger um das sich bewusste Ich zusammen; ein Gegenstand schwindet nach dem andern aus dem dämmernden Lichtkreise, bis es, ohne Welt und eigenen Körper, nur noch als einziger lichter, aber ganz leerer

Punkt, als leeres Anschauen' des Anschauenden selbst, in der ewigen Nacht hängt. So bildet ein flammender Brand um sich weite Kreise; aber in dem Maasse, als fein Licht schwindet, wogt die Finsterniß stärker zu, bis zuletzt bloß noch die glühende Schnuppe eine Existenz und nur die ihrige in dem öden Raum bezeichnet. Endlich löscht auch diese hier, wie dort das Bewußtseyn des Ichs aus, in verschiedener Gestalt, mit Fallfucht, Starrfucht, Ohnmacht oder Schlag. Zwischen jenen beiden Endpunkten liegen nun zahllose Modifikationen der Asthenie, die in verschiedenen Graden als Anomalien bald aller, bald besonderer Gruppen einzelner Seelenvermögen hervortreten, und in dem nehmlichen Maasse tritt das Individuum auf die unter ihm liegenden Stufen der Thierheit zurück, durch welche sich der allgemeine Weltgeist vom Zoophyten zur Menschheit aufgeschlossen hat.

Im gefunden Zustande ist unser Kopf leicht, die Existenz desselben uns nicht fühlbar. Das Gemeingefühl ist ein besonderer Sinn. Es bewirkt ein so eigenthümliches Bewußtseyn des Seyns unseres Körpers, als wenn er doch auch kein Körper und ohne Schwere wäre, und doch dabey eine so volle Ueberzeugung, daß er ist und der unfrige ist, daß wir um nichts in der Welt so gewiß, als um dieses wissen. Es vermittelt dies Bewußtseyn des Seyns unserer Objektivität durch ein vollkommen leeres Gefühl,

das sich aber doch von der Vorstellung eines eingeschlafenen Gliedes unterscheidet, welches auch negativ ist. In diesem Werkzeuge wirkt die Seele, ohne die Anstrengungen der Kraft zu empfinden, durch welche sie wirkt; sie wirkt durch alle Zweige desselben vollkommen frey, ohne irgendwo auf einen Widerspruch zu stoßen. Das Werkzeug ist, wie sein Begriff, jenes in diesem verklärt, gleichsam durchsichtig für den Begriff geworden. Wo hingegen diese Harmonie zwischen Innerem und Aeußerem gestört ist, entsteht Stumpfheit des Denkvermögens und gleichzeitige Schwere des somatischen Kopfs. Den normalen Zustand hat man von jeher Offenheit, Hellheit, Leichtigkeit; den abnormen Dumpfheit, Eingenommenheit, Verschlossenheit, Dusterheit des Kopfs genannt, und in jenen Bezeichnungen schon längst die dunkle Ahndung des Gegensatzes zwischen Licht und Schwere ausgesprochen. Bald kömmt diese Asthenie für sich, oder in Gesellschaft mit Fallsucht, Hypochondrie und andern Nervenkrankheiten, bald transitorisch oder anhaltend in dummen Menschen vor, die immer verschlossen sind, ohne es zu wissen, weil sie nie das Licht sahen. Im Pneumatischen äußert sich diese Asthenie durch ein lästiges Gefühl der Anstrengung, Trägheit der Perception und Besonnenheit, Dunkelheit und Ferne der sinnlichen Eindrücke, Zweifel an Persönlichkeit und eigener Existenz, schwe-

re Fassung der Begriffe, Adiaphorie, Schwierigkeit in der Entdeckung der Verhältnisse und mangelhafte Gegenwart der Zeichen und Sprache für Gegenstände, Begriffe und ihre Verhältnisse. Im Somatischen ist der Kopf schwer wie ein Bleyklumpen, leidet an Druck in der Stirn, der Schlaf- und Wirbelgegend; also da, wo über die im Grunde der Hirnschale hingelagerten Organe des sensitiven Lebens eine Markdecke von vorne nach hinten hinüber geworfen ist, die wahrscheinlich den innern Sinn in körperlichen Organen darstellt. Oft ist auch die Temperatur verändert, ein Drängen gegen den Kopf vorhanden, und ein dickes summendes Wesen liegt vor den Ohren. Ueberspanntes Anstrengen der Seele, Mangel des Schlafs, Debauchen am Abend, übermäßiger Bey Schlaf erregen diese Asthenie transitorisch; und Ruhe auf dem Sofa, frische Luft, ein Schluck Wein, das Riechen an flüchtige Geister, das Waschen des Kopfs mit Brandtwein, und andere den Ursachen entsprechende kleine Hülfen, vertreiben sie meistens bald. Einer meiner Bekannten versiel augenblicklich in diesen Zustand, wenn seine Stube nur um ein Paar Grade überhitzt war, oder er im Sommer in einem vollen Auditorium mit geschlossenen Fenstern las. Aber die Stumpfheit verschwand in einem Nu, so bald er das Fenster öffnete, und der erste kühle Luftstofs auf seinen Wirbel fiel. Wie das in unreiner Luft versiegende Licht mit einem Schlage wieder in helle Flam-

men ausbricht, wenn man es in Sauerstoffgas taucht, so der ünnebelte Kopf, wenn er aus der mephitischen Atmosphäre plötzlich in eine reine kam.

Bey zunehmender Asthenie wächst die Dumpfheit des Kopfs, hindert im Empfinden, Denken und Reden. Die Sinnorgane, durch welche das Aeußere uns anspricht, sind umgewandelt; und dieser Metamorphose proportional, stehen wir mit der Welt in einem getrennten und fremden Zusammenhange, als wenn wir in eine andere Welt versetzt wären. Das Wirkliche erscheint uns als Traum, der Traum als Wirklichkeit; wir empfinden das Nahe als aus der Ferne, das uns Angehörige als ein Fremdes. Dafür wirkt die Phantasia mit desto mehr Lebhaftigkeit, und giebt ihren Geburten ein so grelles Colorit, daß sie im Scheine der Wirklichkeit als Visionen hervortreten. Die Besonnenheit wankt, die Aufmerksamkeit hält keinen Gegenstand fest, und das Gedächtniß versagt uns Minuten lang den Dienst. Wir können zu den bekanntesten Gegenständen und Begriffen die Worte nicht finden, oder sprechen ganz andere Worte aus, als wir im Sinne haben. Wir fassen noch Gegenstände, aber keine Begriffe und Verhältnisse mehr, die Gegenstände zwar noch, besonders durch's Gesichtorgan, aber nicht mehr die Bedeutung ihrer Nahmen. Der Sinn der gemeinsten Rede ist uns fremd, wir sehen noch die Bewegungen des Red-

ners, aber hören ihn nicht mehr. Artikulierte Töne fließen in ein verworrenes Gefumm zusammen, das uns ein widriges Gefühl erregt. Das Bewußtseyn der Spontaneität und Persönlichkeit wankt, man wird zweifelhaft, ob unsere Glieder zu uns gehören, unsere Gefühle und Gedanken die unfriegen sind, müssen uns darauf erst besinnen, ob wir wirklich sind, und ob das, was geschieht, wirklich geschehe, oder ein Traum sey, ob es in und durch uns, oder durch einen andern geschehe. Der Schall unserer eigenen Worte ist uns zweifelhaft, ob er Wirklichkeit oder Traum, von uns oder einem andern sey. Es ist, als wäre unsere Sprache von uns getrennt, als hörten wir einen andern reden und beobachteten ihn, ob er recht spreche. So hört der Epileptische bey dem Umfallen oft noch sein eignes Gebrüll, aber wie einer, der im Schlaf donnern hört und am Morgen nicht weiß, ob er dies geträumt, oder wirklich gehört habe. Selbst die Sicherheit und der Mechanismus im Handeln, den wir durch die Association erwerben, geht verlohren. Wir sind ungewiß im Gebrauch unserer Glieder, rühren den Fuß, wenn wir die Hand geben, setzen ungewiß alle Glieder in Thätigkeit, wenn wir eins bewegen wollen, ziehen die Zunge mit den Fingern hervor, statt sie durch ihre Muskeln heraus zu strecken, und müssen es erst durch Versuche und Ueberlegung ausmitteln, was unsere rechte oder linke Hand ist. Diesem füge ich

noch ein Paar entgegengesetzte Phänomene der Asthenie der Seele zu, nemlich Starrfucht des Denkvermögens und Ideenflucht. In jener ist die Seele zum Theil oder ganz angeheftet, ohne Mobilität und Succession. Sie ist ohne alle Aktion im momentanen Staunen und im Erstarren vor Schreck. In gelindern Graden wiederholt der Kranke ein Wort oder eine Phrase ununterbrochen, oder starrt auf ein wirkliches oder eingebildetes Objekt hin, wie, wenn er das Haupt der Medusa anschaute. Die Sinne sind zwar offen, aber ihre Eindrücke werden nicht wahrgenommen. Es ist hell und hörbar um uns, doch sehen und hören wir nicht; wir schwimmen als ein finsterner Punkt in einem lichten ununterscheidbaren Raume, da hingegen in dem oben angeführten Falle, wo Gemeingefühl und Sinne erloschen sind, das Licht in uns ist und uns noch als einen glimmenden Funken in der äußern Nacht trägt. In den mannigfaltigsten Gestalten kömmt diese Starrfucht vor, als Staunen, Erstarren, Verlihren in Gedanken, Vision, Entzückung, Vertiefung und Geistesabwesenheit e). In der Ideenflucht keimen Bilder der Erinnerung, neue Schöpfungen der Phantasie und tolle und verwirrte Raisonnements, theils ohne normale Association, theils so schnell auf, daß die Seele sie weder fixiren noch lenken kann. Ihre eignen

e) Reils Rhapsodien S. 125.

Aktionen spielen mit ihr, wie die Meereswogen mit einem Schiffe, das Ruder und Mast verlohren hat. Die Phantasie treibt mit wilder Schnelligkeit Bild auf Bild hervor; Ideen und Gedanken drängen sich ungerufen zu, abenteuerliche Gestalten steigen aus der Tiefe der Seele auf, treiben losgebunden umher und fliehen mit einer Eile vorüber, wie Hecken und Hügel beym schnellen Fahren. In der Narrheit, Tobfucht, Phrenesie, Hysterie und Raserey der Fieberkranken kommt diese Ideenflucht vor. In ihr bewegt sich wahrscheinlich der galvanische Strom blitzschnell und regellos, stockt aber in der Starrfucht. Daher auch beide Zustände in einem Individuum, diese ideellen mit körperlichen, Starrfucht der Ideen mit Starrfucht der Muskeln, Ideenflucht mit Convulsionen alterniren, oder diese ppsychischen Krankheiten nicht eher aufhören, als bis sie in Muskelkrämpfe ausschlagen. Dabey wankt auch der Verstand, oder hält noch in höherern Regionen das Ruder fest, prognosticirt die Folgen des Sturms, ordnet gar Mittel zur Rettung an. Diese Syndrome pneumatischer Symptome symbolisirt sich im körperlichen besonders durch anomale Erscheinungen im Gemeingefühl, dem Compass der Seele auf dem Meere des Mannigfaltigen, durch welches sie sich mit ihrem Körper als Eins anschaut, sich in der Sinnenwelt fixirt, als überwiegende Subjectivität

ihren

ihren Körper beherrscht und in ihre normalen Verhältnisse zur Körperwelt tritt. Mit der Commotion desselben verlieren wir den freyen Gebrauch unserer Glieder, können sie nicht finden, nicht zusammenhalten, fühlen uns und einzelne Theile doppelt, glauben an Metamorphosen und Desorganisationen derselben. Es entstehen Missethungen, Formikation, Einschlafen, Taubheit derselben. Die Schwere lastet entweder zu sehr auf uns, Kopf und Glieder scheinen von Bley zu seyn und drücken uns in die Erde hinein; oder sie lastet zu wenig, macht uns zu locker und leicht, daß wir alle Stabilität verlieren, uns einbilden, von der Erde zu steigen und in den Lüften zu schweben, bis endlich alles Gefühl der Schwere verlohren geht, und wir gleichsam bodenlos nur noch als unkörperliche Lichtpunkte in der leeren Nacht hängen. Die ideelle Starrsucht symbolisirt sich durch eine ihr gleiche Einförmigkeit und Immobilität des Körperlichen. Das Auge ist stier und auf einen Punkt geheftet. Manche Verrückte bewegen sich nicht von ihrem Orte, ändern ihre Stellung nicht, und behalten, als wächserne Bilder, jede bey, die man ihnen mittheilt, stampfen mit den Füßen, hämmern mit den Händen auf einen Fleck, schlagen einförmig mit den Ketten, und in der Entzückung ist der ganze Körper starr, wie eine Statue. Das Gegentheil findet in der Ideensucht statt. Das Ru-

hende scheint sich zu bewegen, das Stehende zu fallen, das Feste sich zu drehen. Wir verlieren unsere Stabilität, taumeln, wanken, schwindeln, glauben zu fallen, zu fliegen, in den Lüften zu hangen. Es kommt uns vor, als sey der Körper auseinander gefallen, als läge jeder Theil für sich, und wir in der Mitté derselben, als stöben die Glieder auseinander und flögen allen Weltgehenden zu. Die Kranken, besonders die Narren, haben nirgends Ruhe, laufen, springen, rücken zwecklos alle Meublen von der Stelle, befassen Tische und Stühle mit den Händen, heben sie auf, schleppen sie von einem Orte zum andern, räumen im Freyen Steine weg, raufen Kräuter aus, werfen sie hin, kommen, gehen, kehren wieder. Besonders wichtig ist das Auge, dessen Blick sich richtet, ruht und bewegt in gleicher Parallele mit den Aktionen der Seele. In der Starrsucht des Denkvermögens, z. B. beym Staunen, fixem Wahnsinn, der Tollheit und Entzückung fehlt auch dem Blicke alle Mobilität, und das Auge steht stier; hingegen wälzt es sich bey dem Blödsinn, der Ideenflucht und der Narrheit unstätt umher. Es ist flatterhaft, haftet nirgends, sondern irrt bedeutungslos und mit großer Eile von einem Gegenstande zum andern. Das Auge ist ungewöhnlich gespannt, glänzt mit phosphorischem Lichte, der Blick brennt; oder es ist matt, glanzlos, staubigt, trübe und somnolent. Der Kranke schwimmt in einem blendender Licht-

himmel; oder Nebel und Finsternifs ziehen sich immer enger um ihn zusammen. So leidet auch das Ohr, die Pforte, durch welche die Geister mit einander in Gemeinschaft treten. Es gellt, summt, fauft, knallt in demselben, ein dicker Fluß legt sich vor dasselbe, der Schall ist dumpf, fern, und doch das Gemeingefühl so erhöht, daß Schall und Ton uns empfindlich werden, in einander fließen und uns in einen rauschartigen Zustand versetzen. Die Sprache wird schwer, die Zunge lallt, wir müssen die Worte langsam artikuliren. Merkwürdig, aber zu wenig ihrer Natur nach bekannt, sind noch die Blutanhäufungen und Temperaturveränderungen, die den Lebensproceß im Materiellen begleiten. Nach hydraulischen Gesetzen bestehen die Congestionen nicht, da der Stofs des Herzens das Blut durch offene Kanäle gleichmäfsig treiben muß. Allein die nehmliche Spontaneität, die die Leitung in einerley Organen bald unterbricht, bald wieder herstellt, und die Lebensproceße da und dort anspinnt und wieder abbricht, bestimmt auch die Congestionen und Temperaturveränderungen. Wohin das Leben geht, folgt das Blut ihm nach, und die Materie wird unter dem Phänomen der Temperaturveränderung vergeistigt, wo Action Statt findet. Mit gleichmäfsiger Leitung ist gleichmäfsige Blutvertheilung verbunden. Wo aber die Erregbarkeit in einzel-

ne Organe gesperrt wird, da sammelt sich das Blut an, die Wärme wächst, und die überladenen Organe brechen in Phrenesien, Convulsionen, oder in andere gewaltfame Erregungen aus, die ihrer Natur entsprechen. Das Blut drängt gegen den Kopf, mit Steifheit des Halses, Hals- und Schläferarterien und die Gefäße des Ohrs pulsiren stark, der Kopf brennt, die Füße sind kalt. Einzelne Theile, die Stirn, der Wirbel, und besonders das Ohr, schwellen an, werden feuerroth und so heiß, daß sie wie Kohlen brennen. Die leichteste Bedeckung, eine Mütze, oder ein Büschel Haare, der übers Ohr fällt, vermehrt die Gluth. Im entgegengesetzten Falle entstehen allgemeine oder örtliche Frostgefühle, in der Peripherie, oder im Innern, im Rücken oder an andern Orten. Die Theile sind wirklich kalt und blaß, oder errögen bloß das Gefühl einer Eischolle. Dann äußert sich noch die Anomalie des Lebensprocesses in der Ausdünstung und dem Lebensturgor. Jene stößt die Residuen aus; dieser ist Produkt der überwiegendem Expansion mittelst des Lebens. Die Haut ist naß oder trocken, und was verdunstet, ist abnorm. Daher der eigne Geruch der Narren, und jene zahllosen Modifikationen eines widrigen Gefühls, das solche Kranke bey ihrer Berührung in uns erregen, das Gefühl der beissenden Hitze, der nassen todtenartigen Kälte, der Derbheit, Schlaffheit, Welkheit u. s. w., was sich nur empfinden, aber

nicht beschreiben läßt, und von der Temperatur, dem Turgor, und der Qualität der Ausdünstung entsteht. Endlich erwähne ich noch der charakteristischen Haltung des Ganzen, die von der Stellung der Muskeln durchs Nervensystem entspringt. Jeder Nervenkranken hat seinen eignen Umriss, Gang, Position. Jeder besondere Narr trägt sich auf seine Art, kuckt in die Erde, oder flattert in der Luft, bewegt sich mit gespannten und zuckenden Gliedmaßen, oder schlottert mit Kopf und Füßen. Bis zu den letzten Bestimmungen des Stoffs dringen die leisen Dissonanzen der Seele, vermöge der Einheit des Begriffs, der das Ganze trägt. Die Absonderungen der Eingeweide und Drüsen ändern sich, die Excretionen verhalten sich wie die Prozesse, deren Residuen sie sind; Assimilation und Desassimilation, kurz alles, was zum vegetativen Leben gehört, leidet. Haare und Nägel bekommen auf der Seite des leidenden Gehirns Eindrücke, Flecke, wachsen langsamer. Das Haar entfärbt sich, wölbt sich in einander, sträubt sich, verliert seine Kräuselung, wird dürrer und spaltet sich an den Spitzen.

Im höchsten Grade der Asthenie des Seelenvermögens schwindet mit dem Gemeingefühl das unmittelbare Bewusstseyn der Existenz unsers Körpers, mit den Sinnen alles Bewusstseyn der Welt. Die Nebel umziehen das Gesicht und Gehör dicker und enger. Die Welt ist stumm und unsichtbar, der eigne Körper unsichtbar und un-

fühlbar geworden. Absolute Finsterniß und Stille des Todes umgeben uns. Das Subjekt-Objekt ist auf den engsten Raum des Punkts zusammengezogen, wo das Bewußtseyn nur noch um sich selbst weiß, und hängt als Fünkchen in der leeren Nacht, bis auch dies in vollkommene Bewußtlosigkeit untergeht. Im Materiellen symbolisirt sich dieser Zustand als Ohnmacht, Schlag, Katalepsie, Fallsucht, je nachdem das Lebensprincip überall erstickt, oder vom Gehirn in das Muskelsystem übergetreten ist, und daselbst in Gichtern um desto wilder tobt.

(Die Fortsetzung folgt.)

III.

B o u r b i e r ' s

schwermüthiger Wahnwitz,

besonders nach seiner glücklichen

und unglücklichen Behandlung

betrachtet.

Ueber die Aufschrift dieses Aufsatzes, oder vielmehr über einen Ausdruck in derselben, über den „schwermüthigen Wahnwitz“ werde ich mich am Ende desselben erklären. Denn was für eine Krankheit ich darunter verstehe, wird sich aus der nachfolgenden Erzählung von selbst ergeben. Die Frage kann also wohl nur seyn: warum ich die Krankheit so und nicht anders benannt wissen will, und die Antwort kann füglich bis zu allerletzt verspart werden. Wenn der Fall auch nicht so merkwürdig wäre; so würde die Erzählung desselben, die ich aus Herrn v. Schlözers Autobiographie mittheile, schon deshalb alle Aufmerksamkeit verdienen, weil sie sich durch eine zweckmäßige Vollständigkeit auszeichnet, die dem Psychologen wenigstens fast über alles, was ihm dabey wichtig seyn kann,

Licht gibt. Nur hie und da mögte der Psychologe nach diesem oder jenem Umstande fragen, den die Erzählung übergeht, weil er dem auch hier helfenden Erzähler unbekannt war. In Anmerkungen, welche ich der Erzählung beyfügen werde, werde ich jedesmal darauf aufmerksam machen.

„Der Hetmān der Kosaken und Präsident „der Akademie, Graf Razumovsky“ (zu Petersburg) sagt Herr v. Schlözer, „hatte eine Menge „Kinder, worunter drey Söhne schon 13, 11 „und 8 Jahre alt waren. Er wollte sie gut erzogen haben, denn er war ein guter Mann; sie „sollten früher kultivirt werden als er; das Vermögen dazu hatte er, man schätzte damals die „Hetmans-Einkünfte auf 600,000 Rubel jährlich. „Aber die Mama, sagte man, mache eine gute „Erziehung dieser heranwachsenden Söhne schwer. „Also rieth ein gescheuter Mann (vermuthlich „Taubert) dem Vater, sie von der Mutter wegzuthun, ohne sie doch aus Petersburg zu lassen. „Nun ward ein groses neues pallastmässiges „Haus; diessseits der Neva auf Wafili-Ostrov in „der zehnten Linie — — gemiethet und ausmeublirt. Hicher wurden die drey Grafen Alexej, „Peter und Andrei gebracht: noch kam ein „junger Toplov hinzu, ein Genie, das damals schon niedlich Violine spielte; dann ein „eben só junger Olsufjew, und später noch „ein vierzehnjähriger Kozlov.

„ Alle diese Eleven hatten zum Gouverneur
 „ Mr. Bourbier, einen weiland französischen
 „ Laquais, aber einen gebildeten Laquais, der
 „ seine Sprache völlig orthographisch und gram-
 „ matisch richtig schrieb, weil er viel gelesen hat-
 „ te. Neben ihm waren drey Lehrer, die im
 „ Hause wohnten und speiseten: ein halbgelehrter
 „ Jesuiterschüler aus Wien; dann zwey Gelehrte,
 „ der akademische Adjunkt Rumovsky, als Ma-
 „ thematiker, und ich. Die übrigen Maitres ka-
 „ men nur ins Haus und wurden für ihre Lektio-
 „ nen Stundenweise bezahlt. Wir Ausländer
 „ mußten alle in französischer Sprache dociren;
 „ denn Deutsch verstanden die Eleven noch
 „ nicht. — Die ganze Oekonomie besorgte ein
 „ Dvoretzky (Haushofmeister,) ein junger ver-
 „ schlagener Deutscher, der aber, weil seine Rech-
 „ nungen unleidlich wurden, bald verabschiedet
 „ ward. — Die Tafel war gräflich. In den
 „ Fastenzeiten war sie getheilt: die eine Hälfte war
 „ für die Rechtgläubigen; hier stunden nur Fa-
 „ stenspeisen, nichts von Fleisch, von Butter, von
 „ Milch, von Eyern. Aus Muthwillen oder Ex-
 „ perimentirsucht setzte ich mich einst an diese
 „ Hälfte und wollte die ganze Russische Faste mit
 „ durch halten. Es brauchte keiner Kasteyung:
 „ deliciose Fische auf die verschiedenste Art zuge-
 „ richtet, Gebackenes mit Provencer- oder gar
 „ Lucca-Oehl bereitet; Mandelmilch zum Kaffee
 „ statt Kuhmilch; alles konnt; dem Leckersten

„behagen. Und dennoch bekam ich den fünften
 „Tag ein Fieber, so, daß ich die Post aufgeben
 „musste.“ — Und Bourbier? — Wo bleibt denn
 der Bourbier? — höre ich den ungeduldigen
 Leser fragen. Allein erst muß er wissen, wo und
 in welchen Verhältnissen dieser Bourbier lebte.
 Daher: „Zwey Equipagen,“ fahre ich mit Herrn
 v. Schlözers Worten fort, „stunden immer be-
 „reit: ein Staatswagen für die Grafen und ein an-
 „derer für uns Lehrer; doch mußten wir immer
 „der guten Ordnung wegen den Gouverneur
 (wohl bemerkt, Bourbier war der Gouverneur)
 „erst darum aufsprechen.“ — — „Dieses ganze
 „Institut sollte, wie ich hörte, jährlich 10,000
 „Ruhel kosten; aber ich begreife nicht, wie diese
 „Summe habe zureichen können.“

„Und für allen Genuß, den ich in diesem
 „Haufe hatte, brauchte ich wöchentlich nur sechs
 „Stunden zu arbeiten. Es war gar ein herrliches
 „Leben hier! Alles war einig, gefellig und ju-
 „gendlich froh. Keine Dame war im ganzen
 „Haufe, die uns über die Gebühr genirt hätte.
 „Dennoch blieben Anstand und Würde unverletzt.
 „Unter den sechs Eleven waren zwey etwas wil-
 „de; aber die Gouverneurs (Bourbier und seine
 Nachfolger) „hatten alle die Gabe, sie in Ordnung
 „zu halten — — Und wie es immer in großen
 „stehenden gemischten Gesellschaften hergeht, daß
 „Einer ist, den die übrigen zum Besten haben, so
 „ging es auch hier: aber das Necken ging nie in

„Beleidigung über, und vermehrte also die Fröhlichkeit des Umgangs, weit davon sie zu stören. Mit Einem Worte, es war ein schönes Leben hier. Dankbar werde ich Zeitlebens die drittehalb Jahre, die ich in diesem Institute verlebte, (so lange wehrte das Institut, vom Jul. 1762 bis Anfang des Jahres 1765,) „unter die allerangenehmsten meines langen Lebens zählen a).“

Aber alles, was in dem Razumovskyschen Hause zu einem frohen und glücklichen Leben zusammenstimmte, mußte für den unglücklichen Bourbier, sich zweyer Umstände wegen, zur traurigsten Schwermuth vereinigen. Denn

„Mr. Bourbier,“ sagt Herr Schlözer ferner b), „äußerte Anfangs irrige Begriffe von seinen Gouvernements - Rechten, und wollte uns Lehrer als seine Subalterne behandeln: wir brachten ihn aber bald in Ordnung.

„Er sollte nicht bloß Gouverneur, sondern zugleich Lehrer seyn, und eine Stunde täglich Universalhistorie dociren. Hiebey betrug er sich aber so unbeholfen, daß unsere Eleven schon im zweyten Monat den Abstand seiner Lektionen von den unsrigen, wenn gleich in ganz verschiedenen Fächern, entdeckten, und

a) August Ludwig Schlözers öffentliches und privat-Leben, von ihm selbst beschrieben. Erstes Fragment. Göttingen 1802. S. 119. 121.

b) Ebend. S. 134. 135. und S. 137. 138.

„mit ihm Poffen trieben. Nun zum ersten Male
 „begriff Bourbier wohl, das Französisch können
 „und ein Gelehrter, oder auch nur ein Studierter
 „feyn, verschiedene Dinge wären. Unsere Gra-
 „fen brachten über Tische unaufgefordert, ge-
 „lehrte Diskurse auf, und kramten Kenntnisse
 „aus, über die der weil. Laquais staunte.“

„Da des Rühmens über meine fünf statisti-
 „sche Stunden kein Ende war: so fragte mich B.
 „einst vertraulich, ob ich nicht neue fünf Lehr-
 „stunden über Universalhistorie, statt seiner über-
 „nehmen wolle? und erbot sich, mir dafür von
 „seinem Jahresgehalt (600 Rubel) 100 Rbl. ab-
 „zugeben. Ich ging den Vorschlag ein . . .“

„Auch mit diesen meinen neuen historischen
 „Lektionen ging es über alle Erwartung gut. Nun
 „wurden auch historische Büchlein, niedlich ge-
 „schrieben, a l'usage de l'Academie de la Xme
 „ligne verfertigt ^c). Der älteste Graf er-

c) „Der unmittelbare Gebrauch, den ich von al-
 „len diesen (statistischen) Communicatis machte,
 „gefiel dem Mittheiler sehr und machte ihn im-
 „mer freygebiger. Ich verfertigte nemlich
 „über jeden Hauptgegenstand kleine Büchelchen
 „in Taschenformat, schrieb jedes so sauber, als
 „mir möglich war, und vertheilte sie unter die
 „Eleven; anstatt in usum Delphinorum, führten
 „sie die Aufschrift: a l'usage de l'Academie de
 „la Xme ligne, sagt Hr. v. Schl. S. 133.“ Ich
 „führe dieses zum Verständniß der von ihm ge-
 „machten Erzählung an.

„hielt Geschichte der Römer, Тeплов Geschichte
 „te der Juden etc. Vorzüglich fand der jüngste
 „Graf (damals neunjährig) an meinem Unterrich-
 „te Wohlgefallen. Unzählige Male, wenn Abends
 „nach 6 Uhr allgemeine Feierstunde war, kam er
 „zu mir herunter, (Hr. v. Schl. wohnte unten im
 „Hause) „und führte Stundenlang altkluge Dis-
 „kurse über Historie und Statistik mit mir.“

„Indefs sahe der arme Gouverneur Bourbier
 „dem Gräuel der Gelehrsamkeit in unserm Insti-
 „tute mit Verwunderung zu, und fühlte immer
 „mehr sein Nichts und die daraus entsprungene
 „Verachtung der Eleven. Es kam so weit, daß
 „er darüber tiefsinnig wurde (im May 1765):
 „und als einst bey Tische Einer von den Lehrern,
 „gewiß ganz unvorsätzlich, eines französischen
 „Hauslehrers in einem bekannten großen Hause
 „erwähnte, der kein Studierter sey, sondern vor
 „dem Bedienter gewesen wäre, zog Bourbier die-
 „ses auf sich, und brach in helle Thränen aus.
 „Von nun an ward er melancholisch, weinte oft,
 „und träumte und sprach zuletzt gar von Sibirien,
 „wohin ihn Monseigneur nächstens schicken wür-
 „de. Sein einziger Tröster war ich. Er hatte
 „eine seltsame Achtung gegen mich bekommen,
 „weil ich alle meine französischen Aufsätze von
 „ihm korrigiren ließ. Immer sagte er mir dabey
 „vor, ich schriebe wie Voltaire, und machte
 „doch grobe grammatifche Fehler, (il avoit
 „für il eût, la carosse, für le carosse etc.)

„dies sey ihm unbegreiflich (sehr begreiflich, wenn
 „auch das erste wahr gewesen wäre). Nun, wenn
 „er in der heftigsten Unruhe war, lag er mir
 „Stundenweise auf dem Halse. Oft zog er mich
 „mit sich in ein Weinhaus. Dann machte ihn eine
 „Bouteille Pontac für alle Beruhigungsgründe so
 „empfindlich, dafs er selbst über seine ängstli-
 „chen Grillen lachte, und einer guten Nacht ge-
 „nofs. Aber die Anfälle kamen wieder; er
 „musste seinen Abschied nehmen. Noch in sei-
 „nem gefunden Zustande hatte er seinen Bruder
 „aus Frankreich kommen lassen. Dieser wollte
 „nun den armen Unheilbaren zu Wasser nach
 „Haufe bringen; aber als sie schon ganz nahe an
 „der französischen Küste (ich glaube, vor Rouen)
 „waren, schnitt sich der Unglückliche den
 „Hals ab.“

Wie Bourbier in der Lage, in welcher wir
 ihn gesehen, bald miszmüthig, dann unmüthig
 worden, wie zu diesem Unmüth sich dann die
 peinigendste Schwermüth gesellt, das sieht, oder
 wenigstens fühlt es jeder Leser, der nicht blofs
 aufser sich, sondern auch in sich zu sehen ge-
 wohnt ist. Auch kann so Einer es nicht unbe-
 greiflich finden, wie alle Trübsale der Schwer-
 müth, der wohlwollenden Theilnahme eines ge-
 achteten Freundes, wie Bourbier Hrn. Schlözer
 betrachtete, zu Zeiten weichen mußte; allein die
 schreckliche Katastrophe, so natürlich sie auch
 seyn mag, befremdet gewifs Manchen. In seinem

Vaterlande, in dem geliebten Vaterlande, in welches der Unglückliche flüchtete, hätte er Ruhe und Zufriedenheit zu finden hoffen müssen, sollte man denken; und doch stieg seine Krankheit erst zu ihrer fürchterlichsten Höhe, wie er dieses bey nahe erreicht hatte.

Allein, auch dieses ist aus seinem Schicksale, seiner Lage, seinem Charakter, so weit er sich in der vorliegenden Erzählung offenbart, psychologisch erklärlich. Man hatte zu einem ganz verkehrten Mittel gegriffen, wenn dieses auch unstreitig in hundert sehr ähnlichen Fällen wunderbar wirksam gewesen war, wenn man es vielleicht zu dem auch selbst auf Antrieb des Kranken anwendete. Doch der ganze Gang seiner Krankheit und jeder Umstand in ihr, verdient hier, wegen der sichtbaren Verkettung dieser einzelnen Umstände eine nähere Betrachtung, und dabey Bourbier's Charakter, oder vielmehr seine Person, wie ich es, um alles zusammenzufassen, was bey ihm aufser der Lage, in welcher wir ihm gesehen haben, in Betrachtung kommt, nennen will.

Bourbier war weit über den Stand eines Lackaien, in dem er gelebt hatte, und vielleicht als Lackai schon weit über den Stand, in dem er gebohren war, empor gekommen. Nicht das Glück allein hatte ihn, sondern zum Theil wenigstens hatte er sich selbst gehoben. Denn durch Lektüre, und vielleicht so etwas, was einem ei-

gentlichen Studium sich näherte, hatte er es dahin gebracht, seine Sprache orthographisch und grammatisch richtig zu schreiben. Je weiter der Mensch gekommen ist, um so weiter strebt er; je weiter er selbst sich gebracht zu haben glaubt, um so mehr Zutrauen zu sich selbst faßt er, und um so mehr ist er geneigt, alles, was das Glück für ihn gethan hat, als sein eignes Werk zu betrachten. Wenn Stolz und eine Ehrfucht, die nie befriedigt wird, hier nicht Wurzel fassen; so gibt es für sie keinen Boden. Ehrfüchtig und anmaßend sehen wir auch Bourbier in dem Anfange seiner traurigen Geschichte; er will die übrigen Lehrer als seine Subalternen behandeln. Stolz sehen wir ihn freylich nicht so unmittelbar; allein ein Umstand läßt wenigstens Stolz, das Gefühl, das die Vorstellung des wahren oder nur eingebildeten großen Werths unserer selbst begleitet, vermuthen. Bourbier sollte Universalhistorie lehren, und hier fehlte es ihm entweder an Kenntniß derselben, oder am Vortrage, oder an beyden; kurz es fehlte ihm hierzu an Geschick, er benahm sich äußerst „unbeholfen.“ Wie konnte Bourbier sich einem Geschäfte, zu dem er so wenig vorbereitet war, unterziehen, wenn ihn nicht ein falsches Zutrauen zu sich selbst misleitete? wenn er nicht etwan glaubte, zu dem Bischen Geschichte, das hier erfordert würde, bald kommen zu können? — Man wende nicht ein, daß oft ein

Mensch,

Mensch, dem man nicht eben Stolz vorwerfen kann, aus Unüberlegtheit etwas übernimmt, dem er nicht gewachsen ist. Denn Bourbier kennen wir schon als einen gebildeten Mann, und als einen Mann, der sich selbst gebildet und gehoben hatte. Einem Manne, der sich in B — s Verhältnissen hebt, kann es nicht an einer gewissen Vorsichtigkeit fehlen; übernimmt er etwas, dem er nicht gewachsen ist, so wagt er es nicht auf gut Glück; er übernimmt es, im gegründeten oder ungegründeten Vertrauen auf seine Kräfte. — Zudem einem Menschen, der, so, wie Bourbier, an der Ausbildung seiner selbst gearbeitet hatte, kann es nicht an einer auszeichnenden Achtung Anderer fehlen; und wie bald folgt dieser nicht gewöhnlich ein Selbstgefühl, das in Stolz übergeht? Bourbiers Ehrfucht erfuhr aber bald eine bittere Kränkung.

Seine Kollegen im Institute, wollten ihn nicht als ihren Vorgesetzten erkennen, und brachten ihn bald in Ordnung. Diese seine Kollegen lebten überdem nicht allein mit ihm in einem Hause, sie waren auch seine täglichen Tischgenossen, und Tischgenossen in einem engen Circle. Hatte B. gleich nicht die Rechte eines Vorgesetzten, die er sich anmassen wollte; so hatte er doch gewisse Vorrechte vor ihnen im Hause; er war der Primus inter pares. Denn wenn einer von ihnen der Equipage sich bedienen wollte, so mußte er den Gouverneur, wenn auch nur der

guten Ordnung wegen, darum ansprechen. Wenn Bourbier in diesem Verhältnisse nicht, wenigstens Anwandlungen von Mißmuth haben mußte, so ist auch der unglückliche Ehemann, der nur Anstandswegen mit seiner friedfertigen Ehegattin nicht von Tisch und Bette geschieden seyn will, vor allen Anwandlungen desselben sicher. Denn hier wie dort kann es nicht an öftern Veranlassungen fehlen, in welchen der Muth angeregt, aber auch immer unterdrückt wird; und der Gemüthszustand, in welchem dieses der Fall ist, ist es, den wir den Mißmuth nennen ^{h)}).

Bourbier's Ungeschicklichkeit als Lehrers der Universalhistorie, die er selbst wohl erst zu spät inne wurde, hätte diesen Mißmuth immer mehr nähren müssen, wenn er auch so glücklich gewesen wäre, sie vor seinen Eleven zu verbergen. An Fleiße bey seinem Unterrichte, ließe ein Mann, der so viel an seiner Selbstbildung, wie er gethan, es gewiß nicht fehlen; aber aller Fleiß konnte nicht sofort seine Ungeschicklichkeit überwinden. Das mußte er selbst nur zu sehr fühlen, und sein Mißmuth hierin eine neue Nahrung finden. — Aber selbst seinen Eleven fiel sie auf. Schon das hätte ihn niederdrücken müssen, auch wenn er nicht das Unglück gehabt hätte, zum Gespötte derselben herabzusenken.

h) S. Unterf. über die Krankheiten der Seele, 2. Th, S. 296.

Aber nun vollends, die Eleven zeigten über Tisch Kenntnisse, die er nicht hatte; er sahe sich selbst von seinen Eleven verdunkelt, und verdunkelt vor den übrigen Lehrern, über welche er sich Anfangs hatte erheben wollen. Hier mußte sein Mißmuth in den grössten Unmuth übergehen. Im Mißmuth hat der Mensch noch das Gefühl seiner Kräfte; nur sieht oder fühlt er jedesmal, wo er sie anwenden will, sich zu schwach, den Widerstand zu überwältigen, gegen welchen er sie aufbieten will; im Unmuth erliegt er dem Gefühle seiner Ohnmacht. Der Mißmuth ist dem Gefühle zu vergleichen, das wir haben, wenn wir wiederholt, aber immer vergeblich, unsere körperlichen Kräfte gegen etwas angeltrengt haben; der Unmuth dem Gefühle der gänzlichen körperlichen Ermattung.

Dafs es zu diesem Unmuth mit dem armen Bourbier gekommen seyn müsse, zeigt schon der Antrag, den er Herrn Schlözer machte, seine historischen Stunden zu übernehmen; ein Antrag, der ihm allerdings viele Ueberwindung kosten mußte, da er auch vor ihm, und am meisten durch ihn, wenn gleich ohne des H. v. Schlözer Schuld, gedemüthigt war. Denn Schl. statistische Stunden wurden ohne Ende und vor des unglücklichen Bourbiers Ohren gerühmt.

Alle Annehmlichkeiten des Hauses, die zur Freude einluden und alles zur Freude stimmten,

Konnten unter diesen Umständen nichts zu seiner Erheiterung thun. Die Quelle seines Mißmuths war einmal in dem Hause selbst, in dem er lebte. Alles, was dasselbe zum Wohlleben — Wohlleben im anständigsten und edelsten Sinne — darbot, und allen übrigen Hausgenossen gewährte, mußte nicht allein ihm ungenießbar bleiben, sondern sein Leiden noch vermehren. Denn so natürlich es ist, daß der Unglückliche, in den größern Leiden Anderer, wenn auch nur den Trost findet, daß sein Leiden noch nicht das größte ist; eben so natürlich ist es, daß das Glück Anderer die Last, unter welcher der Unglückliche seufzt, erschweren muß. Das Haus, in welchem Alles um dem armen B. einig, gefellig und jugendlich-froh war, mußte um so mehr seinem Unmuthe in jedem Augenblicke neue Nahrung geben, da er einmal mit ihnen nicht einig seyn und werden konnte. Aber noch mehr, B. sahe sich in diesem so glücklichen Kreise, auf einem Posten, den er nicht ausfüllen konnte; hatte Pflichten übernommen, deren Erfüllung er nicht im mindesten gewachsen war; genoß dafür die Vortheile einer Lage, welche seinem Ehrgeize sonst empfindlich hätten schmeicheln müssen. Hier konnte es kein Wunder seyn, daß er eben so tief in seinen eigenen Augen gesunken seyn mußte, als in den Augen seiner Kollegen und der Eleven, und daß zu seinem Unmuthe bald die Schwermuth sich gesellen mußte.

Die Schwermuth oder der Zustand, in welchem der Mensch von einer traurigen Idee nicht abzubringen ist, kann nur durch einen Unfall veranlaßt werden, der den Menschen, als ein moralisches Wesen, trifftⁱ⁾. Ist der Unfall groß und betrifft er den Menschen nahe; so sind Anwendungen der Schwermuth unvermeidlich, wenn der Mensch nicht durch die Stärke seiner Vernunft, oder durch das sonst nicht zu beneidende Talent, alles in den Wind zu schlagen, vor ihnen geschützt ist. Was für ein Unfall hätte Bourbier'n näher angehen können, als der erzählte, und wie hätte er ihn, als ein moralisches Wesen, näher betreffen können? — Denn niemanden, als sich selbst, hatte er es zuzuschreiben, daß er Pflichten übernommen hatte, zu deren Erfüllung es ihm an Kräften fehlte. Die Vorwürfe, die er sich deshalb zu machen hatte, niederschlagen konnte er wohl nicht; von der quälenden Idee sich sonst loszureißen, ging auch wohl nicht; wenigstens in dem Hause nicht, wo er unaufhörlich wieder daran erinnert wurde. Die Schwermuth zog bald einen Wahnwitz nach sich. Bourbier weinte und träumte oft u. s. w.; aber wohl nicht allein über das Geschehene; sondern auch über die Folgen, die er davon für sich befürchtete; denn er sprach „von Sibirien, wohin

i) Unterf. über die Krankheiten der Seele, 1. Th. S. 182.

Monseigneur ihn nächstens schicken würde.“ Dieses war nicht mehr blofse Schwermuth; denn die Schwermuth an sich hindert den Menschen noch nicht, richtig zu urtheilen und richtig zu handeln: es war mit der Schwermuth schon Wahnwitz verbunden, die Krankheit des Verstandes, welche sich in falschen Urtheilen äußert! der mit jener in Verbindung schwermüthiger Wahnwitz genannt werden kann. Wie überhaupt die Schwermuth zum Wahnwitz führt, und wie insbesondere zu Bourbiers Schwermuth sich Wahnwitz gefellen mußte, ist leicht einzusehen. Der Schwermuth ist es eigen, dafs sie über einer Vorstellung oder über einer Reihe von Vorstellungen brütet. Es ist daher ganz natürlich, dafs des Schwermüthigen Urtheile sich hauptsächlich auf die Gegenstände dieser Vorstellungen beziehen werden, oder vielmehr auf jene Gegenstände eingeengt seyn werden. Sein Urtheil ist aber nicht das freye Produkt des erwägenden, uneingenommenen Verstandes, der die Gründe für und wider etwas würdigt; sondern eine Verirrung des Verstandes, der die Sache nur von Einer Seite sieht, und dessen Auge für jede andere Seite verschlossen ist. Es ist daher nur zu natürlich, dafs seine Urtheile nur höchst zufälliger Weise wahr seyn können. Was hier von der Schwermuth gesagt ist, gilt von Liebe und Haß, Furcht und Hoffnung, mit Einem Worte, von allen Leidenschaften und andern Gemüthszustän-

den, in welchen die Seele von einer Reihe von Vorstellungen eingenommen ist; nur dafs wir in diesen Zuständen keine Krankheit sehen, weil wir den Menschen immer noch als die freye Urfach jener Zustände betrachten f). Denn in allen jenen Zuständen urtheilt der Mensch oft falsch, weil er bey der Sache immer nur die eine Seite derselben in Betracht zieht; obgleich die andere eben so wenig dabey aus der Acht gelassen werden darf.

Und nun die Anwendung auf Bourbier — soll, denke ich, leicht seyn. Denn B. mußte sich den allerdings gegründeten Vorwurf machen, als Lehrer der Geschichte Pflichten übernommen zu haben, denen er nicht gewachsen war, und weil er hierdurch sein Ansehen bey den Eleven unwiederbringlich verlohren hatte, sich auch unfähig gemacht zu haben, die Pflichten als Gouverneur zu erfüllen. Moralisch - strafwürdig mußte er sich in seinen Augen erscheinen, und erschien sich auch so. Dafs, ohne ihm Unrecht zu thun, ihm auch seine Stelle als Gouverneur, und mit ihr vielleicht das ganze Glück, welches er gemacht hatte, genommen werden könne, mußte er sich gestehen. Wäre Bourbier blofs bey diesem Gedanken stehen geblieben, und hätte er sich dabey auch allen quälenden Gefühlen, die von

f) Unters. über die Krankheiten der Seele, 1. Th. S. 272.

diesem Gedanken bey ihm aufgereggt werden mußten, Preiß gegeben; so wäre er bloß schwermüthig, noch nicht wahnwitzig gewesen; aber es bedurfte nur eines kleinen Schritts zum Wahnwitz. Der Unterschied zwischen der moralischen Strafwürdigkeit und der bürgerlichen Strafbarkeit, ist viel zu fein, als, daß er von einem Manne, in Bourbiers Lage, in Betracht gezogen werden könnte. War einmal die eine mit der andern verwechselt, so war es natürlich, daß er die verdiente Strafe erwartete, und von wem anders als von Monseigneur? Denn nur von diesem hätte er rechtlich in Anspruch genommen werden können. Daß Monseigneur, bey aller seiner Macht, ihn nicht strafen und zur Strafe nach Sibirien schicken könne, konnte ein Mann in seiner Lage nicht bedenken.

In des Herrn v. Schlözer Erzählung ist der bisher bemerkte Gang von B — s Gemüthszustande in der letzten Zeit angedeutet. Erst wurde er tieffinnig; dann melancholisch oder schwermüthig. Tieffinnig kann man seyn, ohne schwermüthig zu seyn, (obgleich von der Schwermuth der Tieffinn unzertrennlich ist. Denn tieffinnig ist derjenige, der einer Vorstellung oder einer Reihe von Vorstellungen unablässig nachhängt; wenn man unter Tieffinn einen habituellen Zustand versteht. Tieffinnig kann jemand so seyn, weil er über einer Angelegenheit, die ihn sehr nahe angeht, sein ganzes Nachdenken aufbietet; vielleicht

ein Uebel zu entfernen. Je größer ihm das Uebel scheint, dem er entgehen möchte, um so angelegentlicher und geflissentlicher wird er seinen Gedanken nachhängen. Erst wenn er über allem vergeblichen Hin- und Herfinnen ermüdet ist, und der Gedanke an jenes Uebel sich seiner zu sehr bemächtigt hat, als daß er sich desselben ent schlagen könnte, tritt die Schwermuth ein. Zu denken findet er hier nichts neues mehr; aber desto stärker drückt ihn die Last der marternden Gefühle, die jener Gegenstand erregt. Sie von sich zu wälzen, fehlt es ihm nicht am Willen; wohl aber meistens an Kraft. Daher wird es begreiflich, daß die Schwermuth so leicht in den gerade entgegengesetzten Zustand, in die Narrheit, übergeht, wo der Mensch eine Vorstellung, bey deren Wahrheit er sich glücklich fühlen würde, geflissentlich bey sich zu beleben sucht, und sich oft dadurch eine neue Welt ganz nach seinem Kopfe schafft g).

Bis der Tieffinn in Schwermuth ausbricht, ist er ein geflissentlich unterhaltener Zustand, so bloß leidentlich er hernach ist. Diesen Uebergang sehen wir bey B. gleichsam vor unsern Augen. Er hört eines französischen Lehrers erwähnen, der Bedienter gewesen, glaubt sich gemeint, und denkt, auch anderwärts eben so der Gegen-

g) Untersuchungen über die Krankheiten der Seele, 2. Th. S. 300.

stand des Gesprächs zu seyn, wie jener hier. Das Geschehene für die Zukunft wenigstens ungeschehen zu machen, mogte bis jezt das Problem seines Tieffinns gewesen seyn; allein, jetzt mit einem Male stellt es sich ihm als unmöglich dar. Er bricht in helle Thränen aus, in die helle Thräne, die immer den jähen Uebergang von einer entgegengesetzten Empfindung zur andern bezeichnet^{h)}.

Bis jezt habe ich B. schwermüthigen Wahwitz nur in seinem Entstehen betrachtet und zu zeigen gesucht, wie derselbe sich aus seinen Ursachen entwickelt; denn dieses schien mir nöthig, um die Behandlung desselben richtig würdigen zu können. Vielleicht bin ich hierin für manche Leser viel zu weitläufig gewesen; gewiss aber nicht für alle oder auch nur den grössten Theil derselben. Doch dieses sey auch. Verdienen wollen habe ich den Vorwurf einer zu grossen Weitläufigkeit natürlich nicht; aber ihn verdient zu haben, sollte mir dennoch nicht so unlieb seyn. Denn es würde ein Beweis seyn, dass die Psychologie bey den Meisten nicht mehr so weit von dem Leben entfernt ist, als ich es mir bis jezt wenigstens einbildete. Hätte ich jenes Voraussetzen zu dürfen geglaubt; so hätte ich es mir gewiss nicht fauer werden lassen, jenen Vorwurf zu verdienen.

h) Siehe unten die Anmerkung A.

In der Schwermuth, in welcher wir Bourbier sehen, hätte er keinen bessern Arzt finden können als Hrn. Schlözer. Zu diesem hatte er einmal ein Zutrauen gefaßt, und hatte gegen ihn eine besondere Achtung. B — s Zutrauen zu Hrn. Schl. zeigt sich darin, daß er in den Stunden der größten Unruhe zu ihm flüchtete. Seine Achtung gegen denselben hatte wohl nicht darin allein ihren Grund, daß Hr. Schlözer seine französischen Aufsätze von ihm korrigiren ließ, sondern beruhete wohl auf einem andern und kräftigern Grunde, auf Hrn. Schl. Rechtschaffenheit, Zuverlässigkeit und der Theilnahme, die derselbe an seinem Schicksale nahm; wenn sie gleich durch jenen Umstand und auf eine für den Unglücklichen wohlthuende Art verstärkt wurde.

Von allen Lehrern nemlich, die neben B. am Institute angestellt waren, wurde er von keinem so sehr verdunkelt als von Hrn. Schlözer. Allein gerade dieser Mann ließ von Bourbier seine französischen Aufsätze durchsehen, und gestand dem armen niedergedrückten Mann, über dem er sonst so weit hervorragte, eine Ueberlegenheit über sich zu, und in einer Sache, die in den Augen desselben einen so großen Werth hatte. Hiedurch wurde derselbe gleichsam zu einer gewissen Achtung gegen sich selbst genöthigt. Die Achtung, die ein Mensch, mit Recht oder Unrecht, gegen sich selbst hat, hat keine sichere Stütze als seine Achtung gegen Andere, über welche er sich

glaubt erheben zu können. Eben deshalb mußte hiedurch B — s Achtung vor H. Schl. einen neuen Zuwachs erhalten. Die Beruhigungsgründe, mit welchen dieser ihn aufzurichten suchte, mußten des armen B — s Grillen, daß Monseigneur ihn nach Sibirien schicken werde, u. s. w. schon losmachen; und eine Bouteille Pontac im Weinhaufe mußte sie wegschwemmen. Aus den Wirkungen des Weins ist dieses begreiflich. Dieser gibt, wie jedes Raufmittel anfänglich, den einzelnen Vorstellungen mehr Lebhaftigkeit, dann beschleunigt er die Succession derselben, und dieser beschleunigte Gang der Vorstellungen kann mit dem schwerfälligen Gange derselben in der Schwermuth nicht bestehen. Eins muß dem andern weichen. Nimmt man hiezu noch, daß der Wein das Gefühl des körperlichen Wohlseyns unterhält; so dürfen wir uns nicht wundern, daß B — selbst über seine ängstlichen Grillen lachen konnte.

Aber warum ging B. in das Weinhaus? In dem Hause, worin er lebte, fehlte es nicht an Pontac, vielleicht auch nicht an besserm Weine, und die Disposition über den Keller schien er nach dem vorhergehenden zu haben? — Das Haus selbst, in dem er lebte, würde ich antworten, war ihm verhasst, weil in demselben alles ihn zu den niederschlagendsten Erinnerungen führte. Der Wein, den er hier genossen hätte, würde seine Grillen nur mehr aufgefrischt haben, weil er in und unter den Grillen

getrunken wäre. Man darf sich daher nicht wundern, daß der Unglückliche dem Wein jedesmal nur Eine ruhige Nacht verdanken konnte. Denn die für ihn beruhigenden Vorstellungen, denen der Wein außer Hauses Eingang verschafft hatte, wurden durch alles, was er zu Hause den Tag darauf von neuem sahe und hörte, wieder unterdrückt. Vielleicht wäre er völlig wieder hergestellt, wenn man ihn aus diesem Hause und in andere Verhältnisse, in welchen er übrigens Ursach gehabt hätte, mit sich selbst zufrieden zu seyn, hätte versetzen können. Allein das Uebel, das vielleicht noch nicht unheilbar war, mußte die furchtbare Höhe erreichen, unter welcher er sich demselben gewaltsam entzog, da man zu dem verkehrten Mittel griff, vielleicht dazu greifen mußte, weil für den Unglücklichen nirgend ein Zufluchtsort war, als in seinem Vaterlande. Vielleicht auch, daß B. hierhin in der Unruhe seiner Seele flüchten wollte. —

Allein Bourbier hatte außer seinem Vaterlande ein Glück gemacht, das in demselben für ihn wohl nicht zu finden gewesen wäre. Die Seinigen waren vielleicht auf ihn stolz, ehrten in ihm auch wohl eine Stütze ihrer Familie, wie man wenigstens aus dem Umstande vermuthen muß, daß er noch in gesunden Tagen seinen Bruder hatte zu sich kommen lassen. Vor diesen soll er nun erscheinen, vielleicht gar ihrer Gnade leben. Diese Demüthigung war viel zu hart, här-

ter als alles, was er bisher hatte empfunden müssen. Dieses scheint wenigstens der Umstand zu bestätigen, daß er erst in der Nähe der französischen Küste seinem traurigen Leben ein Ende machte. — Auf dem offenen Meere selbst dachte er vielleicht nur an seine Entfernung aus seiner bisherigen Lage, noch nicht an sein Vaterland selbst. Je näher er diesem kam, je lebhafter mußte der Gedanke an alle Demüthigungen, mit welchen die Rückkehr in sein Vaterland ihn bedrohte, für ihn werden, bis er dem Drucke desselben unterlag.

Man würde unstreitig falsch schliessen, wenn man glauben wollte, auch in jeden andern Verhältnissen, und unter jeden andern Umständen, als welche durch die vorbergehende Erzählung entweder historisch gewiß, oder -ihrentwegen doch als wahrscheinlich anzunehmen sind, würde Bourbier falsch behandelt worden seyn, wenn man, um seine Schwermuth zu heilen oder sie zu lindern, ihn in sein Vaterland zurückgeführt hätte. Man gebe seiner Schwermuth z. B. eine andere Ursach, und setze ihn in andere Verhältnisse; man lasse ihn, z. B. über unverdiente Kränkungen, oder über erlittene Ungerechtigkeiten schwermüthig werden; oder lasse ihn schon vor seiner Reise nach Rußland in seinem Vaterlande eine ausgezeichnete Achtung genossen haben, die er jetzt wieder zu finden hoffen darf, und dabey alle Mittel haben, die ihm daselbst ein unabhängiges

Leben zugesichert hätten: so würde er unstreitig eben so sehr sich in sein Vaterland zurückgesehnt, und immer mehr und mehr hingesehnt haben, je näher er demselben gekommen, als er sich jetzt von dem Orte seiner qualvollen Leiden wegsehte ¹⁾).

Noch hätte ich mich, versprochener Maassen, darüber zu erklären, warum ich Bourbier's Krankheit, wie wir wenigstens in ihrer letzten Periode gesehen haben, schwermüthigen Wahnwitz nenne. Allein ich sehe, daß ich hierüber viel zu viel zu sagen hätte, um diesen schon zu langen Aufsatz damit noch zu verlängern. Es sey also einem der folgenden Stücke vorbehalten, in welchem ich einige Betrachtungen über den Wahnwitz und Wahnsinn, ihren Unterschied und Zusammenhang mitzutheilen denke.

A n m e r k u n g e n.

A) Lachen und Weinen sind nicht Ausdrücke reiner und ungemischter, sondern vermischter Empfindungen. Lust und Unlust sind immer in dem Gemüthszustande, der vom Lachen oder Weinen begleitet wird, verbunden, wie wenigstens schon Descartes (de animi passionibus Art. 124. 125. 129 — 131.) bemerkt hat; Die physiologische Erklärung, die er davon

¹⁾ Siehe Anmerkung B.

gibt, geht mich hier nichts an. Nur meine Bemerkung mögte ich gerechtfertigt sehen, weil, wenn sie gegründet ist, sie uns Bourbiers Gemüthszustand darlegt. Den gemischten Gefühlen liegt immer eines Theils eine Vorstellung zum Grunde, die uns für sich allein mit Lust, und andern Theils eine Vorstellung, die für sich allein uns mit Unlust erfüllen würde; durch die Verbindung dieser beyden Ursachen, vermischt oder vermengt sich, nach Verschiedenheit der Umstände, die eine mit der andern Empfindung. Beyde vermischen sich, wenn sie gleichsam in ein Drittes zusammenfließen, wie Flüssigkeiten, die man zusammengießt; sie vermengen sich, wenn in einem nicht ganz momentanen Zustande die eine mit der andern wechselt. Ob das erste oder andere ist, zeigt sich an der Art des Lachens und des Weinens selbst.

Ist das Lachen oder Weinen gehaltener, so sind die Lust oder Unlust bey ihnen gemischter; ist es heftiger, so mengen sich beyde, die Lust und Unlust, mehr mit einander. Das selbstgefällige Lachen der Eigenliebe, und die Thräne des gerührten Mitleids beweiset das erste. Der Eigenliebige, bey seinem Lächeln, weidet sich an seinen Vorzügen vor Andern. Mängel als Mängel, erregen die Unlust, die wir mit dem Nahmen des Mißfallens belegen. Dieses Mißfallen

fallen an dem Andern nähret aber kein Wohlgefallen an seiner eignen Person. Eins ist mit dem andern vermischet, oder eins folgt auf das andere mit einer Geschwindigkeit, bey der unfern Augen alle Succession entwischt.

Eben dasselbe gilt von der Thräne des gerührten Mitleids. Die Vollkommenheit desjenigen, den wir bemitleiden, und das Uebel, das ihn betroffen, beyde wirken zu der Empfindung des Mitleids zusammen. Wohlgefallen an der Person des Bemitleideten, und wäre es auch nur das Wohlgefallen, das uns die menschliche Natur abnöthigt, und Traurigkeit fließen hier eben so in einander.

Das Lachen und Weinen, in welches der Zorn ausbricht, ist ein Beweis, daß in dem einen wie dem andern Falle Luft und Unluft mehr mit einander vermengt als vermischet sind.

Bricht der Zorn in lautes Lachen aus; so hat der, gegen den er gerichtet war, gewiß keine weitem Gewaltthätigkeiten von seinem Gegner zu besorgen, wenn er denselben nicht von neuem reizt. Bis dahin war die Unluft über die erlittene Beleidigung herrschend in der Seele des Aufgebrachten; mit ihr waren vielleicht Anstrengungen, die Beleidigung zu

rächen, verbunden. Die Empfindung des Zorns ist allerdings schon gemischt; das Unangenehme war hier aber noch überwiegend; in dem Augenblicke, wo das Lachen ausbricht, erscheint der Gegner alles Zorns und aller Rache unwerth. Eben daher ist es begreiflich, daß dieses Lachen um so heftiger seyn wird, je stärker bis dahin die Aufwallungen des Zorns waren, und je unbedeutender der Gegner erscheint. Anders, aber doch auf eine ähnliche Art, verhält es sich mit den Thränen, in welche der Zorn ausbricht. Denn dieses wird immer nur der Fall seyn, wo der Zornige seine Ohnmacht, sich zu rächen, inne wird. Je aufgebrachter er vorher war, je mehr er auf Rache sann, je plötzlicher ihm endlich sein Unvermögen einleuchtet, um so gewaltfamer ist der Ausbruch seiner Thränen. Wer hat das nicht an alten Weibern und an Kindern bemerkt?

Dieses Lachen und Weinen bezeichnet immer den plötzlichen Uebergang von einer zu der andern entgegengesetzten Empfindung, oder von dem Zustande, in welchem die Lust überwiegend war, in den Zustand der überwiegenden Unlust, oder umgekehrt. Dieses vorausgesetzt, sehen wir in Bourpiers hellen Thränen seinen bisherigen Tieffinn in Schwermuth ausbrechen. Bis dahin lebte er noch in der

Hoffnung, das Vorgefallene ungeschehen zu machen oder in Vergessenheit zu bringen; diese Hoffnung sieht er nun mit Einem Male vernichtet. Hoffnung als Hoffnung, oder das Vergnügen über ein zukünftiges Gut ist ein angenehmer Gemüthszustand, das Mißvergnügen über die Vernichtung derselben ein unangenehmer.

B) Bedarf dieses eines Beweises; so liefert ihn die Geschichte in einer bekannten Begebenheit: König Franz I. von Frankreich, war in der Schlacht bey Pavia im Jahre 1525 am 24sten Febr. in Kaiser Karls V. Gefangenschaft gerathen, und sollte seine Freyheit nur auf Bedingungen haben, die mit seinen Pflichten als König so unvereinbar waren, als sie seinen Hochsinn empörem mußten. Am schmerzlichsten mußte es ihm seyn, daß er Karl V. ausser andern Provinzen, die Provence und die Dauphinée abtreten sollte, damit aus denselben für den Connetable von Bourbon, der sich gegen ihn empört hatte, und als ein Meineidiger zu Karl V. übergangen war, ein unabhängiges Königreich errichtet würde. Diese Bedingungen wurden dem unglücklichen Könige von Karl V. durch den Grafen von Roeux eröffnet. — „Als Franz“ sagt Robertson, „der sich „bisher geschmeichelt hatte, der Kaiser wür- „de ihm mit dem Edelmuthe, den ein Fürst

„ dem andern schuldig ist , begegnen , diese
 „ harten Bedingungen hörte , gerieth er vor
 „ Zorn aufser sich , zog mit Ungestüm seinen
 „ Dolch aus , und rief : Besser wäre es , das
 „ ein König so stürbe . Alarcon (ein spanischer
 General , der den König bewachte) „ fiel ihm
 „ in die Arme . Er erhielt zwar bald wieder
 „ eine grössere Fassung , er erklärte sich gleich-
 „ wohl auf die feyerlichste Weise , er wolle
 „ lieber Zeitlebens gefangen sitzen , als seine
 „ Freyheit mit so schimpflichen Bedingungen
 „ erkaufen . “ — Bis dahin war der unglückli-
 che König auf dem festen Schlosse Pizzighitone,
 nahe bey Cremona , aufbewahrt . Er bildete
 sich fest ein , die Vorschläge , die ihm Roeux
 gethan , können nicht unmittelbar von dem Kai-
 ser selbst kommen , sondern wären bloß von
 der harten Politik seiner spanischen Minister
 eingegeben , und hoffte , wenn er eine persön-
 liche Unterredung mit dem Kaiser haben könn-
 te , denselben zu billigern Bedingungen bestim-
 men zu können . „ In dieser Einbildung , sagt
 „ R. , die ihm eine zu günstige Meynung von
 „ dem Charakter des Kaisers eingab , erbot er
 „ sich , nach Spanien zu gehen , und dieser
 „ hochmüthigen Nation daselbst zum Spektakel
 „ gezeigt zu werden . “ — Sein Wunsch , nach
 Spanien gebracht zu werden , wurde ihm ge-
 währt ; allein in seinen Hoffnungen fand er
 sich auf das empfindlichste getäuscht . Denn

Franz wurde auf Befehl des Kaisers in der Alcazer von Madrit aufbewahrt, und von Karl mit einer unfürstlichen Härte behandelt. „Der
 „ gefangene König, sagt der Geschichtschreiber,
 „ war in einem alten Schlosse eingesperrt, unter
 „ einem Schließser, dessen abgezirkelte und
 „ rauhe Manieren seine Wachsamkeit noch
 „ verdrießlicher machten. Ihm war keine an-
 „ dere Leibesübung erlaubt, als dafs er auf
 „ einem Maulthier, umringt mit einer gerüste-
 „ ten Wache zu Pferde, ausreiten durfte. Karl
 „ hatte unter dem Vorwande, dafs er den in
 „ Toledo versammelten Cortes nothwendig
 „ beywohnen müfste, seinen Sitz in dieser
 „ Stadt aufgeschlagen, und liefs viele Wochen
 „ verstreichen, ehe er einmal diesen gefange-
 „ nen Fürsten besuchte, obgleich derselbe, um
 „ eine Unterredung mit ihm, mit anhaltender
 „ unterwürfiger Zudringlichkeit ansuchte.“ —
 Die Wirkung, die diese Behandlung auf den un-
 glücklichen König hatte, beschreibt Robertson
 in Folgenden: „Ein so daurendes unwürdiges
 „ Begegnen, machte auf diesen hochdenken-
 „ den Fürsten einen tiefen Eindruck. Er fing
 „ an, allen Geschmack an seinen gewöhnlichen
 „ Belustigungen zu verlieren; seine natürliche
 „ Fröhlichkeit verliels ihn; und nach einer
 „ langwierigen Mattigkeit fiel er in ein gefähr-
 „ liches Fieber, während dessen er sich unauf-
 „ hörlich über die unerwartete unfürstliche Här-

„ te beklagte, mit welcher man ihm begegnete,
 „ und oft ausrief: nun würde der Kaiser bald
 „ die Freude haben, das er in seinen Händen
 „ stürbe, ohne das er ihn jemals gewürdigt
 „ hätte, sein Gesicht zu sehen. Endlich fingen
 „ die Aerzte an, an seinem Leben zu verzwei-
 „ fein.“ — — Um nicht alle Vortheile, die
 der Kaiser aus Franzens Gefangenschaft gewin-
 nen könnte, zu verlieren, willigte er, nach-
 dem er den unglücklichen König besucht hatte,
 in etwas billigere Bedingungen, unter welchen
 derselbe seine Freyheit haben sollte. Diese
 waren indessen immer noch hart, und hätten
 auch für einen weniger ehrfächtigen Fürsten,
 als Franz, äußerst demüthigend seyn müssen.
 Diese Bedingungen sollten von dem Könige,
 wenn er in Freyheit gesetzt wäre, erfüllt, und
 bis dahin dem Kaiser zu seiner Sicherheit, der
 Dauphin und des Königs zweyter Sohn, der
 Herzog von Orleans als Geiseln gegeben wer-
 den. — Der König trat hierauf die Reise in
 sein Reich an. Doch hier mag der Geschicht-
 schreiber selbst reden. „ Franz, sagt R., ver-
 „ liefs Madrit, einen Ort, der ihm die Erinne-
 „ rung mancher Drangsale vor allen andern
 „ verhasst machte, mit der Freude, die in sol-
 „ chen Umständen natürlich ist, und trat end-
 „ lich die sehulichst gewünschte Reise nach sei-
 „ nen Ländern an. Er wurde von einer Garde
 „ zu Pferde, die Alarcon anführte, begleitet,

„ und je näher der König an die Gränze von
 „ Frankreich kam, um so viel mehr hütete
 „ ihn dieser mit einer pünktlichen Genauig-
 „ keit, die gröfser war als sie jemahls gewe-
 „ sen. Als er an den Flufs Andäye, der beyde
 „ Königreiche von einander absondert, an-
 „ kam, zeigte sich Lautrec (ein französischer
 „ General) „ an dem gegenseitigen Ufer mit
 „ einer Bedeckung zu Pferde, die eben so
 „ stark war als die Alarconische. Mitten auf
 „ dem Strom stand eine Barke vor Anker; das
 „ Gefolge stellte sich an beyderseitigen Ufern in
 „ Ordnung. Zu gleicher Zeit fuhr Lannoy
 „ mit acht Edelleuten von der Spanischen, und
 „ Lautrec mit einer gleichen Anzahl von dem
 „ Französischen Ufer; jener hatte den König
 „ und dieser den Herzog von Orleans und den
 „ Dauphin in seinem Bote. Sie trafen auf
 „ dem ledigen Schiffe zusammen. Die Aus-
 „ wechselung geschahe in einem Augenblicke,
 „ und Franz sprang nach einer kurzen Umar-
 „ mung seiner Kinder, in Lautrec's Schiff und
 „ stieg am Französischen Ufer aus. Sogleich
 „ warf er sich auf ein Türkisches Pferd,
 „ schwang seine Hand über seinem Kopf, und
 „ rief mit freudiger Stimme zu verschiedenen
 „ Malen: Nun bin ich wieder König!
 „ flog in vollem Galopp nach St. Jean de Luz
 „ und von da nach Bajonne. Diese Begeben-
 „ heit, die die Französische Nation eben so un-

„geduldig gewünscht hatte, als ihr König,
„traf ein den achtzehnten März Eintausend
„Fünfhundert und sechs und zwanzig, ein
„Jahr und zwey und zwanzig Tage nach der
„unglücklichen Schlacht bey Pavia.“ (Robertson's Geschichte Kaiser Karls V., übersetzt von Remer, zweyte Aufl. 2 Thle. S. 319 — 355.)

J. C. Hoffbauer.

I V.

Krankheits - Geschichte

des Chevalier de Q. . .

ehemaligen Sp. Gefandten in D.

Der Chevalier de Q., fünf bis acht und vierzig Jahre alt, von äußerst lebhaftem und selbst heftig-cholerischem Temperamente, hatte von seiner Jugend an in der großen Welt gelebt, und alle Vergnügen derselben in vollem Maasse genossen. Seine Lebhaftigkeit hatte ihn zu Ausschweifungen in der Liebe fortgerissen, welche mehr als einmal venerische Ansteckungen zur Folge gehabt hatten. Von diesen wurde er indessen glücklich geheilt, die letzte ausgenommen. Denn diese hatte bereits seit zehn Jahren einen äußerst starken, jedoch farben- und geruchlosen Ausfluss aus der Harnröhre zurückgelassen, der ihn indessen zum Beyschlafe nicht unfähig gemacht, noch sonst einen nachtheiligen Einfluss auf seine starke körperliche Constitution, oder seinen Gemüthszustand gehabt hatte.

Im Jahr 1797 klagte er über eine drückende Empfindung in der Gegend der Leber und über vorübergehende rheumatischen Schmerzen im ganzen Körper, welche sich besonders in der Gegend der

Nieren am heftigsten äußerten. Sein damaliger Arzt hielt diese Beschwerde für hämorrhoidalisch, und liefs ihn dagegen das Karlsbad, und darauf einige Bäder in Töplitz brauchen. Obgleich der Kranke Urfach zu haben glaubte, weder mit dem Karls - noch mit dem Töplitzer Bade zufrieden zu seyn; so gereichte ihm doch die Hoffnung, den guten Effekt davon erst später, und vorzüglich nach dem im nächsten Jahre wiederholten Gebrauch derselben, an sich zu erfahren, zum großen Troste. Allein drey Tage nach seiner Ankunft in D., wurde er in der Nacht von einem heftigen Froste befallen, der über zwey Stunden dauerte, und nach welchem die ganze rechte Seite beynahe gefühllos und etwas gelähmt wurde. Der Kopf hatte dabey nicht im mindesten gelitten. Dieser Zufall wurde indessen unglaublich schnell, und ohne Anwendung vieler Medikamente, beynahe innerhalb vier und zwanzig Stunden gehoben, gab aber zu der wichtigen Gemüthskrankheit Anlaß, welche ich hier mittheile.

Das Gewissen des Kranken, welches so viele Jahre hindurch in tiefem Schlummer gelegen hatte, war durch den unerwarteten Zufall aufgeschreckt. Der Kranke sieht sich in seinem zurückgelegten Leben um, peinigt sich mit dem Bilde aller Vergehungen und Verirrungen, deren er sich schuldig dünkt; das Gewissen dringt in ihn, wenigstens seine Seele zu retten, wenn dieser Zufall sich wie-

der einstellen sollte.—Der Kranke suchte den Beystand seines Beichtvaters. Allein Unvermögen des Unglücklichen, aus den Trostgründen desselben Linderung zu schöpfen, oder Fanatismus des Beichtvaters, drückten ihn noch tiefer nieder. Die Hoffnung, sein Leben zu erhalten, war bey ihm erloschen, und die Hoffnung, seine Seele zu retten, ganz aufgegeben.

Von nun an nahm der Zustand des Chev. eine ganz andere Wendung. Der Chev. wurde niedergeschlagen, nachdenkend und still; und diese lethargische Erscheinungen konnten durch nichts als durch die heftigsten Nervenerschütterungen, die sich öfter des Tages einstellten, unterbrochen werden, Aerzte besuchten ihn, und verordneten Medikamente; allein umsonst, denn diese Erscheinungen kamen alle von der Seele. Sie waren das Resultat des Pfaffen - Fanatismus, der sich des ohnehin mit keinen reellen Kenntnissen versehenen Mannes völlig bemächtigte, den Zeitpunkt benutzte, und den Aberglauben desselben, in dem allein er von seiner Kindheit an aufgewachsen war, mißbrauchte. Sie waren in der Unmöglichkeit der Ausführung von etwas gegründet, was die Halsstarrigkeit des Beichtvaters, wenn die Seele gerettet werden sollte, schlechterdings ausgeführt wissen wollte, und welches wenigstens ohne Verlust an Ehre nicht ausgeführt werden konnte. Eine ganze Bibliothek, von mit unter freylich lustigen Büchern,

wurde verbrannt, und eine prächtige Sammlung Herkulanischer Gemälde, theils dem Feuer Preiß gegeben, theils aus dem Zimmer des Büßenden verbannt. Heilige Bilder dekorirten nunmehr die Wohnung des Chevalier, und Gebethbücher waren seine einzige Beschäftigung.

Dieser Zustand dauerte drey Monate fort. Alles war vergebens angewandt, den Zustand des Kranken zu mildern; selbst die Bemühungen des Beichtvaters, der, weil er ernstliche Vorwürfe über sein Verfahren hatte hören müssen, jetzt nachgiebiger schien. Unter diesen Umständen konnte der Chevalier die Pflichten, die ihm in seinem Posten oblagen, nicht mehr erfüllen. Es war daher seinen Bekannten, von dem Arzte und dem Beichtvater unterstützt, um so leichter, ihn zu bereden, bey seinem Hofe die Erlaubniß zu einer Reise nachzuseuchen, um in einem andern Klima, allenfalls in S. selbst, seine Gesundheit wieder herzustellen. Diese wurde ihm gleich und ohne alle Einschränkung ertheilt, und er liefs, obgleich ungerne, die nöthigen Anstalten zur Abreise treffen. Ich wurde ersucht, ihn auf dieser Reise zu begleiten, und am 15ten März ging die Reise vor sich und nach S. . . In den ersten acht Tagen unserer Reise fiel nichts vor, was hier eine Erwähnung verdiente. Die Abwesenheit des Beichtvaters, die Abwechselung der Gegenstände, das Gespräch, welches ich, da ich mit ihm in einem Wagen fuhr, zu unterhalten, und auf gleichgül-

tige Gegenstände zu leiten, mir angelegen seyn liefs, selbst die schlechten Wege: alles dieses beschäftigte ihn mehr, als die ihn in D. folternden Ideen. Ich wufste auch schon die Gebetbücher, womit ihn der Beichtvater versehen hatte, auf eine geschickte Art zu verstecken, um seiner Zerstreuung mehr Raum zu geben. Zu meinem Vergnügen merkte ich auch, dafs er den vierten Tag nicht mehr daran dachte. Noch mehr, ich beredete ihn in einer freyen Reichsstadt, durch welche unsere Reise ging, zum Spieltische zu gehen, und am Spiele Theil zu nehmen. Dieses wiederholte er den folgenden Tag von selbst. Allein, je näher wir der Gränze des Landes, welches das Ziel unserer Reise war, kamen, um so mehr Widerwillen äufserte er, seine Reise zu vollenden. Ja, eines Morgens, äufserte er nach dem Frühstück, da er uneingeschränkten Urlaub hätte, sich dahin zu begeben, wo seine Gesundheit am besten und geschwindesten wieder hergestellt werden könnte, seiner Reise eine andere Richtung geben zu wollen. Allein er änderte bald darauf seinen Entschluß. Was wird mir das helfen, sagte er, ich kann nirgends demjenigen entgehen, was mich erwartet. Allein von nun an änderte sich sein Blick. Er sprach und afs wenig, und schlief gar nicht. Sobald wir Abends in einem Gasthose anlangten, liefs er Fenster und Thüren fest zu machen, und lauschte dann durch die Risse und Löcher derselben. Als ich einstmals

ziemlich spät in der Nacht, unerwartet, weil ich ihn herumgehen hörte, in sein Zimmer hineintrat, und ihn fragte, warum er noch nicht zu Bette wäre, antwortete er ganz erblasst, und mit stierem Blick: ob ich nicht wisse, daß das ganze Haus mit Militär umgeben sey, um ihn in Verhaft zu nehmen. Meine und seines Privat-Sekretärs, eines rechtschaffenen Mannes, Bemühungen, ihn durch allerley Mittel und Vorstellungen von dem Gegentheil zu überzeugen, waren völlig fruchtlos, und was noch betrübter war, er fing an gegen uns selbst, besonders gegen den Sekretär, mißtrauisch zu werden. Die ganze Nacht wurde so hingebracht. Wir mußten schrecklicher Scenen gewärtig seyn; allein was war zu thun? Wir setzten mit Anbruch des Tages unsere Reise fort. Gern wäre er, wo möglich, von uns selbst unbemerkt in den Wagen gestiegen. Alles, dem wir unterwegs begegneten, kam ihm verdächtig vor, als wenn alles, selbst die Viehhirten, Königlichen Befehl hätten, ihn bey dem Eintritt ins Land gefangen nach der Hauptstadt zu bringen. Selbst die Höflichkeit eines Kommissärs des damaligen französischen Direktoriums, machte an der Gränze von S. einen schrecklichen Eindruck auf ihn. Der Weg, der damals sehr schlecht war, ging nämlich durch einen zu der Zeit sehr angeschwollenen Bach, der S. von Frankreich scheidet. Um dem Chevalier, als einer Person von ausgezeichnetem Stande, die

einer befreundeten Macht angehörte, eine Ehre zu erweisen, hatte der Kommissär etliche Bürger beordert, dem Wagen zur Seite zu gehen. Anfangs schien der Chevalier über diese Begleitung niedergeschlagen und traurig zu seyn; dann wurde er auf einmal so heftig, daß ich, da ich bey ihm im Wagen saß, darüber die größte Angst empfand. Vergebens suchte ich ihn von den guten Absichten des Kommissärs zu überzeugen. Er sahe die Begleitung für eine militärische Eskorte an, und blieb so lange bey dem Gedanken, bis ich die Leute für ihre Mühe reichlich in seinem Nahmen belohnte, und sie mit einem Kompliment an den Kommissär entliefs. Jezt schien er etwas ruhiger. Allein diese Ruhe dauerte nur eine kleine Stunde. Denn nunmehr sahe er sich innerhalb der Grenzen des Landes, wohin er zu kommen sich fürchtete. Jeden Schäfer auf den Pyrenäen sahe er für eine Militärperson an, begegnete demselben mit Ehrfurcht und fragte ihn: ob er nicht irgend einen Befehl in Rücksicht seiner vom Könige hätte? Der äußerst schlechten Wege halber mußten wir sehr langsam fahren, und mehrmals aus dem Wagen steigen. Einmal, als wir so den Wagen hatten verlassen müssen, und alle, aufser ihm, damit beschäftigt gewesen waren, den Wagen, mit Hülfe einiger Bauern, durch einen Bach zu bringen, vermißten wir den Chevalier. Wir suchten und riefen ihn vergebens, bis wir ihn herumirrend in einem Gehölze auf

den Pyrenäen entdeckten. Wir eilten zu ihm hin; aber wie viele Mühe und Noth hatten wir nicht, ihn in die nahe Schenke zu bringen. Hier mußten wir uns zu übernachten entschließen, weil es unmöglich war, den Ort zu erreichen, wo wir unser Nachtquartier hatten nehmen wollten. Wir hatten ihn bis an die Schenke gebracht, allein er war nicht zu bewegen hineinzugehen; denn er hielt die Schenke für ein Gefängniß, und uns für Verräther, die ihn hineinlocken wollten. Wir hatten die Hoffnung ganz aufgegeben, ihn hineinzubringen, als ich, weil es nunmehr finster wurde, den letzten Versuch dazu wagte. Wider alle Erwartung gelang es mir, ihn zu bereden, hineinzugehen; jedoch mußte ich ihm versprechen, ihn wieder herauszulassen. Allein kaum sind wir fünf Minuten in der elenden Schenkstube, als mit einem Male die völlige Tollheit ausbricht, wie ich ihn zu überreden suchte, sich schlafen zu legen und ihm etwas Opium zu geben, die Absicht hatte. Seine drey Bedienten, wovon zwey seit dreißig Jahren in seinen Diensten gewesen waren und sein ganzes Zutrauen befaßen, hielt er für seine Verräther, und den Sekretär für den Königl. Kommissär, der ihn nach S. gefänglich zu führen den Befehl hätte. Jeder Versuch, ihn zu beruhigen, war ihm verdächtig, und jeder Widerspruch vermehrte nur seine Wuth. Er griff nach allem, was um ihn in der Stube

war,

war, nach Stühlen, Stöcken, und selbst nach dem Leuchter, um sich an seinen Verräthern zu rächen. Seine Wagen, die vor der Thür standen, sahe er für Echafauds, und die dabey versammelten Bauern, für so viele Scharfrichter an. Mehrmals versuchte er zum Fenster herauszuspringen. Jeden Widerstand, den er hier fand, erwiderte er mit Prügeln. Nur ich allein blieb in diesem fürchterlichen Sturme vor seinen Angriffen sowohl als seinen Vorwürfen frey. Nur mit mir sprach er ohne Bitterkeit; weil ich der ruhigste war, und sogleich nachgab, als ich merkte, daß jeder Versuch, ihn zu beruhigen, für ihn ein neuer Reitz zur Wuth wurde. Sonderbar war es, daß er zuweilen mitten in der Wuth lucida Intervalla hatte, während welcher er, was er vornahm, ob es gleich im Zusammenhang mit seiner fixen Idee war, mit der größten Ruhe und Kaltblütigkeit verrichtete. So z. B. wurde er nach einem heftigen Anfalle von Tollheit, wo er seinen Sekretär und seine Bedienten geprügelt hatte, auf einmal ruhig, verlangte von mir den Schlüssel zu seiner Chatouille, worin sein Testament und auch Pretiosa aufbewahret waren, nahm das Testament heraus, las es aufmerksam durch, verlangte Tinte und Feder, und strich das beträchtliche jährliche Legat, das er seinem Sekretär und seinem alten Bedienten in demselben ausgesetzt hatte, aus. Dann beschenkte er mich mit

einigen Gelegenheits - Medaillen, schloß das Kästchen wieder zu, und übergab mir den Schlüssel wieder, ihn aufzubewahren. Eben so sprach er mit mir über den Bestand der Reisekasse, die mir anvertraut war, und so auch über meine Rückreise ziemlich ruhig. Er ließ ferner seinem Sekretär zweyhundert Französische Louisd'or geben, damit dieser seine Rückreise gleich antreten sollte u. s. w., welches aber der Sekretär aus Attachement für ihn, um ihn nicht allein zu lassen, nicht that. Diese so unglückliche, ganz schlaflose und tumultuarische Nacht, war nun vorüber, und wir mußten uns zur Fortsetzung unserer Reise anschicken. Man kann sich leicht die Mühe vorstellen, die wir hatten, ihn in den Wagen zu bringen, und meine Angst, neben einem völlig tollen Mann sitzen zu müssen; denn keinen andern von seiner Begleitung wollte er neben sich leiden. Dieses erlebten wir alles am Sonnabend vor Ostern, der mir immer unvergeßlich bleiben wird. Auch der ganze folgende Ostertag war für uns ein Tag des Leidens. Endlich von den erschrecklichen Anstrengungen des Körpers und der Seele ganz abgemattet, fing der Chevalier an diesem Tage gegen Abend an, ruhiger zu werden, legte sich zu Bette, und schlief einige Stunden. Hierauf fing er zwar wieder zu wüthen an; allein doch viel weniger, als in den beyden vorhergehenden Tagen. Auch waren die lucida Intervalla nun viel länger. Dies ging so fort, bis wir ein paar Tage darauf

B., eine der vornehmsten Provinzialstädte des Königreichs, erreichten, wo er sich bey seinem Sekretär, den er immer noch als den Urheber seines Unglücks betrachtete, erkundigte, ob er sich daselbst einige Zeit aufhalten dürfe? Die Antwort war natürlich bejahend, und so entschloß er sich, in dieser Stadt sein Schicksal, wie er sagte, ruhig zu erwarten. Unterdellen bekam der Chevalier Besuche von den angesehensten Personen der Stadt und von einigen seiner alten Bekannten, die sich nicht wenig über die Veränderung wunderten, die mit ihrem alten, sonst so aufgeweckten, Freunde vorgegangen war. Nach und nach gewöhnte er sich auch, Militärpersonen bey sich zu sehen, vor welchen er vorher eine schreckliche Furcht hatte. Er wurde zwar mit jedem Tage ruhiger; allein, sobald er nur seinen Sekretär sahe, wurde er von neuem niedergeschlagen und fing wieder zu deliriren an. Da der ehrliche Sekretär merkte, daß der Chevalier ihn nicht mehr leiden könne, ging er von ihm, damit seine Gegenwart nicht ein Hinderniß der völligen Wiederherstellung desselben werden mögte, und kehrte nach P. zurück. Dieses geschah vier Wochen nach unserer Ankunft in B. . .

Der Kranke überzeugte sich mit jedem Tage mehr und mehr von dem Ungrunde der Ideen, die er sich in den Kopf gesetzt hatte; wenigstens besserte er sich immer fort. Er ging bald in Ge-

fellschaften und reifete endlich von B. nach der Hauptstadt, nachdem ich den Tag zuvor diesen Ort verlassen hatte.

In der Hauptstadt fand er seine alten Freunde in grosser Zahl wieder, und sahe sich von neuem durch die Gnade seines Monarchen geehrt. Nach drey Jahren wurde ihm eine neue Gesandtschaft anvertraut. Er heyrathete um diese Zeit ein junges Mädchen, das er sehr liebte, starb aber noch vor Verlauf eines Jahres in F. . . , weit von seinem Vaterlande, vor Verdruss und Kummer, oder an einer Gemüthskrankheit, die der eine oder andere, wenn er fortdauernd ist, so leicht erzeugt.

Dr. Gregorini.

V.

Bemerkungen

ü b e r

die vorhergehende Geschichte

des

Chevalier de Q...

Unstreitig ist die Geschichte des Chevalier de Q., psychologisch betrachtet, wenigstens eben so wichtig, als die vorhergehende Bourbiersche. Wir sehen hier nicht Eine, sondern mehrere Krankheiten, deren eine sich aus der andern entwickelt, und Krankheiten, in welchen allen die Seele, und nicht sowohl der Körper leidet. Zuerst eine religiöse Schwermuth, wie man die Krankheit nennen könnte; dann einen gänzlichen Unmuth, als Folge der Verzweiflung des Kranken an dem Heil seiner Seele, einen Unmuth, der alles gehen läßt, wie es gehen will; dann einen Wahnwitz, der den Chevalier mit einer Furcht ganz anderer Art beängstigt, und diesen in Wahnsinn und Tollheit ausbrechen. Diese Tollheit ging, wie vorher die religiöse Schwermuth in einen verzweifelnden Unmuth über. Ein glück-

liches Zusammentreffen von Umständen vereinigt sich endlich zur Wiederherstellung des Kranken.

Dieses ist die kurz skizirte Uebersicht des ersten Theils der Geschichte. Der zweyte Theil von der Verheirathung des Chevalier bis zu seinem Tode, bedarf wohl keines Kommentars. Ein funfzig bis drey und funfzigjähriger Mann, — — und dieses Alter hatte er nach der Geschichte bey seiner Verheirathung — der vielleicht siebenzig Jahr verlebt hätte, konnte, als Gatte einer jungen Frau, nicht glücklich seyn, und um so weniger, je mehr ihn eine persönliche Zuneigung zu ihr geführt hatte. Sein früher Tod kann uns hier nicht in Verwunderung setzen.

Der erste Theil der Geschichte scheint um so lehrreicher; nicht allein wegen der einsichtsvollen Behandlung, die der Kranke bey seinem Arzt zu finden das Glück hatte, sondern auch wegen des Ganges der Krankheit. Hierüber erlaube ich mir ein Paar Anmerkungen.

Dafs' einen Mann, der wie der Chevalier gelebt hatte, und wie er erzogen war, nach einer vielleicht längern Krankheit, bey einem heftigen Krankheits-Anfalle, eine religiöse Schwermuth anwandelt; dafs diese durch eine unweise und unschonende Behandlung erst in Verzweiflung, und dann in einen Unmuth, der alles verlohren gibt, übergeht, darf niemanden wundern. Im Unmuth sucht der Mensch Zerstreung, um sich

selbst zu vergessen, ist aber zu schwach, sie sich selbst zu machen, oder sie anzunehmen, wo er sie findet. Die Idee, welche seinen Unmuth unterhält, hat viel zu viel Gewalt über ihn, als daß sie nicht fast allen andern, die zu seiner Zerstreuung wirken können, den Eingang verschließen sollte. Nur das, was eines jetzt augenblicklichen Bedürfnisses wegen beachtet werden muß, kann für den Augenblick die Aufmerksamkeit des Menschen, der in Unmuth versunken ist, an sich ziehen. Hierüber lernt er immer mehr und mehr sich selbst vergessen, sucht bald Zerstreuung und Vergnügen, wo er vorher sie fand, und sucht sie um so eifriger, je mehr sie ihm Vergessenheit seiner selbst gewähren. Soll dem Unmuth so gesteuert werden; so muß man daher nur allmählig, nicht zu rasch verfahren. Diese Regel scheint der Arzt, dem wir diesen interessanten Fall verdanken, sehr weise benutzt zu haben. Erst unterhält er seinen Patienten mit den gleichgültigsten Dingen, die die Abwechslung auf der Reise selbst herbeyführt, läßt ihn sich vielleicht über die Unbequemlichkeiten der Reise ängstigen, und darüber immer mehr und mehr das vergessen, was ihn zu Hause quälte. Nun führt er ihn zum Spiel; und wie weise er hier gerathen hatte, zeigte der Erfolg. Denn den folgenden Tag sucht der Chevalier das Spiel auf. Es scheint, daß er jetzt sich auf dem geraden Wege zur Besserung befunden hätte, wenn ihn nicht

die Furcht vor der Ungnade seines Souverains und den Strafen, die er von derselben fürchtete, geängstigt hätte. Und doch hat diese vergebliche Furcht am meisten zu seiner Wiederherstellung gewirkt, da diese durch das bisherige so glücklich vorbereitet war.

Ich besorge hier etwas sehr auffallendes zu sagen. Denn diese Furcht stürzt den unglücklichen Chevalier in Wabufinn, die schrecklichste Raserey, und in eine gänzliche Geistes zerrüttung, wenn ich so die Krankheit nennen soll, in welcher nicht etwan das eine und andere Seelenvermögen leidet, oder das gehörige Verhältniß zwischen diesem oder jenem Vermögen gestört ist, sondern wo alle aus ihrem gehörigen Verhältnisse geriffen, und alle wie zerstört sind; wo die Seele den Ruinen eines Gebäudes gleicht, das ein Erdstofs zusammengestürzt hat. Allein die Furcht vor der ewigen Verdammniß, die einmal den Chevalier, der an der Möglichkeit, seine Seele zu retten, verzweifelte, ergriffen hatte, und gegen welche er Zerstreungen suchte, würde auf die Dauer von diesen wohl nicht ganz unterdrückt seyn. Es wäre vielmehr zu besorgen gewesen, daß diese Zerstreungen gegen sie mit der Zeit alle Kraft verlohren hätten, und der Chevalier alsdann in seine lethargische Abgespanntheit, in welcher wir ihn zu Anfange seiner Geschichte gesehen haben, zurückgefallen wäre. Eine mächtiger wirkende Furcht mußte diese vertreiben,

oder ihn dieselbe vergessen machen. Jenes war die Furcht vor der Ungnade seines Souverains und den Folgen, welche er von derselben fürchtete.

Die Furcht vor jenen unsichtbaren Mächten, welche die Vernunft ahndet, oder die Einbildungskraft schafft, wirkt allerdings unwiderstehlicher auf den Menschen als jede andere; aber nur da, wo das Uebel, das diese andere Furcht erregt, nicht nahe bevorstehend ist. Denn bey einem nahe bevorstehenden Uebel, werden wir jene Furcht vergessen, um, wenn wir können, das uns näher bedrohende Uebel zu entfernen. Aus diesem Grunde vergaß der Chev., wie er sich der Gränze von S. näherte, die Furcht vor den Strafen in der künftigen Welt gänzlich, und überheß sich nur dem Gedanken an die zeitlichen Strafen, die seiner Meinung nach, seiner in S. warteten. Eben deshalb setzt er seine Reise mit immer zunehmendem Widerwillen fort; eben deshalb will er mit einem Male statt nach S. . . , anders wohin reisen, oder wie es in dem vorstehenden Aufsatze heißt, die Richtung seiner Reise verändern; und vielleicht eben deshalb schickte er sich so ungern zu der ganzen Reise an, so quälend für ihn auch der Aufenthalt in D. . . war. Damals indessen wollte er nur dem gegenwärtigen Uebel, das zu drückend auf ihm lag, entgegen, vielleicht unbekümmert darum, welchem Schicksale er entgegen ginge. Vielleicht hoffte er

auch schon damals dem Schicksale, das er in S. . . befürchtete, dadurch, daß er seiner Reise eine andere Richtung gäbe, zu entgehen; vielleicht auch durch eine Flucht, wie er sie hernach wirklich versuchte. — Ueber dieses hätten wir vielleicht mehr Licht, wenn aus der Erzählung die Ursach hervorginge, warum der Chevalier die Ungnade seines Souverains auf sich geladen zu haben glaubte. War es, weil er in den drey Monaten seiner Krankheit in D. . . den ihm anvertrauten Geschäften nicht gehörig hatte vorstehen können *), oder weil er sich sonst einer Vernachlässigung seiner Pflichten schuldig wußte; oder endlich weil sich bey ihm, wie bey Bourbier **), das Bewußtseyn einer moralischen Strafwürdigkeit mit dem Begriffe der bürgerlichen Strafbarkeit verwirrte? — Doch so sehr es übrigens zu wünschen wäre, daß wir hierüber mehr Licht hätten; so gleichgültig ist es in Ansehung des Punkts, auf den ich mich hier einschränken muß, wie nämlich die Furcht vor seinem bevorstehenden Schicksal zur Wiederherstellung des Kranken wirkte.

Daß der Chevalier seine Reise nach S. . . fortsetzte, und ihr nicht, wie er Anfangs Willens war, eine andere Richtung gab, war nach dem bisherigen ein wahres Glück für ihn, so schreck-

*) f. S. 93.

***) f. S. 92.

lich auch die Erscheinungen waren, die sich bald darauf einstellten. Hätte er einen andern Weg eingeschlagen; so hätte er sich vielleicht auf kurze Zeit froh und glücklich gefühlt; aber bald wären die alten Ideen wieder bey ihm erwacht, wenn statt ihrer sich nicht, seiner der unheilbarste Wahnsinn, die wahnsinnige Narrheit, bemächtigt hätte. Bey einer Reise, die nie ein bestimmtes Ziel hätte finden können, die in seinen Augen bald eine herumirrende Flucht, ohne Aussicht auf einen sichern Zufluchtsort, geworden wäre, wäre dieses unausbleiblich gewesen.

Wie nunmehr der Chevalier anfangs tiefsinnig und schwermüthig wurde; wie seine Schwermuth einen Wahnsinn nach sich zieht, der alles auf die schrecklichste Art nach den Ideen, die einmal sich seiner bemeistert hatten, umschafft, einen Wahnsinn, der überall Wachen, die seiner sich bemächtigen sollen, Blutgerüste u. s. w. sieht; wie die Bemühungen seiner Begleiter, ihn zu beruhigen, ihn mißtrauisch gegen dieselben machten; wie die vermeinte Verrätherey seines Sekretärs und die immer wachsende Furcht vor seinem nahen Schicksale ihn endlich in die tollste Raserey stürzt, — alles dieses ist begreiflich. Denn Tollheit ist der Zustand, in welchem die Vernunft über die Begierden und die Handlungen, die daraus entspringen, ihre Herrschaft verlohren hat; und die Tollheit in heftigen Ausbrüchen, also auch Ausbrüche des Zorns nennen wir Raserey.

Der Chevalier mogte indessen seine vermeinte Lage zu oft durchdacht haben, als dafs ihm nicht der Gedanke hätte durch den Kopf fahren sollen, wie vergeblich hier jeder Versuch seyn würde, sich mit Gewalt gegen sein Schicksal aufzulehnen. Dieses dämpft die Ausbrüche seiner rasenden Wuth; aber nicht seinen Zorn gegen seine vermeinten Verräther, seinen Sekretär und seine Bedienten. Er will ihnen nur empfindlicher wehe thun. Deshalb streicht er die Legate, die er ihnen bestimmt hatte, in seinem Testamente aus. Um ihnen noch mehr wehe zu thun, beschenkt er seinen Arzt mit Medaillen, fragt vielleicht auch wohl aus keinem andern Grunde nach dem Bestande der Reisekasse, um, wenn dieser es erlaubte, zum Aerger des Sekretärs und der Bedienten, seinem Arzte ein reiches Geschenk zu machen. Man müfste nicht wissen, wie erfinderisch die Rachgier eines auf das tiefste Beleidigten ist, wenn man nicht aus diesem Bewegungsgrunde das Benehmen des Chev., herleiten wollte. Man irrt hierin auch wohl um so weniger, da die Ruhe sich bey ihm mit einem Male einstellt. Denn mit je mehr Ruhe, je kaltblütiger er alles das that, je besser pafste es zu jener Absicht.

Durch diese, wenn gleich erzwungene, Ruhe, war viel für die Wiederherstellung des Chevalier gewonnen. Denn jetzt konnten nur stärkere Anlässe die vorige Raserey wieder herbeyführen. Deshalb werden seine Anfälle von Raserey jetzt

minder heftig, und die lucida Intervalla dauernder (S. 98.).

An einem für seine Wiederherstellung glücklichen Zeitpunkte; hätte er nicht in B. . ., wo er viele seiner alten Freunde wieder sahe, anlangen können. Er war nunmehr empfänglich für alles; was hier zu seiner Wiederherstellung wirkte. Doch hier bin ich bey meinem Hauptpunkte, um den es mir vorzüglich zu thun ist. Deshalb mögte ich hier ungern einen Umstand übersehen.

Erstens also in B. . . wünscht der Chevalier einige Zeit verweilen zu dürfen, und sein Wunsch wird ihm gewährt. Dieses mußte schon viel zu seiner Beruhigung thun. Zweytens, daß sein Sekretär ihn der Gewährung seines Wunsches versichert, ist auch nicht aus der Acht zu lassen. Denn dessen Versicherung mußte hier mehr zu seiner Beruhigung thun, als die Versicherung irgend eines andern; es sey nun, daß er in ihm seinen Sekretär selbst, oder den französischen Kommissär, in welchen ihn seine Phantasie umgeschaffen hatte (S. 96.), sahe. Drittens that auch der Umstand viel, daß der Chevalier hier wenigstens ruhig scheinen wollte, da er hier, wie er sagte, sein Schicksal ruhig erwarten will. Eine Leidenschaft, ein Affekt u. s. w. wird schon merklich geschwächt, wenn er nicht in seine äußern Zeichen ausbrechen darf. Der Zornige z. B., der gelassen scheinen muß, wird eben dadurch für diese Zeit ruhiger. In

diesem Zeitpunkte ihn zu befänftigen, ist leichter, als wo er sich dem Ausbruche seiner Leidenschaft überlassen kann. Eben so war der Chevalier durch diesen Anschein von Ruhe, den er haben wollte, wenigstens zu dem Grade der Ruhe gebracht, der ihm nöthig war, wenn er für alles empfänglich gemacht werden sollte, wodurch man ihn von dem Ungrunde seiner Meynung überzeugen konnte. Viertens, die Aufmerksamkeit, die ihm von den angesehensten Personen in B... bewiesen wurde, und die Theilnahme, die er hier bey seinen alten Freunden an seinem Gesundheitszustande fand, mußte ihn bald um so mehr von seinem Wahne befreyen, da er durch das unmittelbar Vorhergehende allmählig beruhigt und eben dadurch wieder zu seinen Sinnen gebracht war; wenn wir anders von demjenigen sagen, das er bey Sinnen sey, der, was seinen Sinnen vorkommt, mit der hinlänglichen Klarheit und Bestimmtheit empfindet, um dem Zeugnisse derselben vollen Glauben beyzumessen.

Die Aufnahme, welche er in der Hauptstadt auf eine für seinen Ehrgeiz so schmeichelhafte Art fand, mußte seine Wiederherstellung befestigen, und wirkte, wie eine weislich angeordnete Nachkur. Kann man sich jetzt wundern, das der Chevalier nunmehr die Sorge für sein Seelenheil vergaß? Vielleicht bedarf es für keinen unserer Leser der Bemerkung, das alles, was der Chevalier hier und in B... sahe, nicht so vortheil-

haft auf ihn hätte wirken können, wenn er nicht durch das zunächst Vorhergehende für die Einwirkungen desselben empfänglich gemacht wäre. Wäre er z. B. von den Pyrenäen, wo wir ihn sich der tollsten Raserey überlassen sahen (S. 96. 97.), gleichsam durch einen Zauber in die Hauptstadt versetzt; so wäre alles, was man hier für seine Wiederherstellung hätte thun mögen, vergebens gewesen. So wie dort seine verwilderte Einbildungskraft Schäfer in Militär verwandelte, würde sie auch hier alles umgeschaffen haben.

Bourbiers Geschichte, bemerke ich gelegentlich, und die Geschichte des Chevaliers, kommen darin überein, daß beyder Unruhe zunimmt, wie sie sich ihrem Vaterlande nähern. Bey dem Chevalier ist die Ursach hiervon klar, bey Bourbier läßt sie sich wenigstens mit vieler Wahrscheinlichkeit errathen.

J. C. Hoffbauer.

VI.

Ueber die
 psychologischen Ausdrücke
 in der Sprache,
 mit Bemerkungen
 über die psychologische Benutzung
 der Sprachen.

Bey einiger Aufmerksamkeit auf die Sprachen, findet man, daß fast jede für moralische Begriffe Ausdrücke hat, die eine andere entbehrt. Dieses sind Begriffe von wahren oder vermeinten Pflichten in besondern Verhältnissen, von Tugenden, die ihnen entsprechen, oder von dem Gegentheil derselben: Das Französische: *attention*, *discretion*, *politesse* u. a. mag die Deutsche Sprache zwar buchstäblich übersetzen können; aber Wörter, welche ihnen gleichbedeutend wären, hat sie nicht. Eben so wenig mögten z. B. die Deutschen Wörter: *Rechtchaffenheit*, *Redlichkeit*, sich durch ein Wort der Französischen oder einer andern neuern Sprache genau übersetzen lassen.

Dafs jede Nation, so zu fagen, ihre eigene moralische Sprache habe, ist eine schon alte Bemerkung. Eben so alt ist vielleicht die Bemerkung, oder könnte es seyn: dafs jede Nation ihre eigene psychologische Sprache habe.

Die Deutsche Sprache scheint einen Reichthum an psychologischen Ausdrücken zu besitzen, dessen sich nur wenig andere Sprachen rühmen dürfen. Für die Psychologie ist hiermit viel gewonnen, wenn dieser Reichthum mit weiser Sparsamkeit benutzt, und jedes Wort nur da gebraucht wird, wo kein anders so gut passen würde. Zu diesem Behufe mufs man unstreitig die Bedeutung eines jeden genau wissen. So viel hierfür auch in neuern psychologischen Schriften, und vielleicht noch mehr in Herrn Eberhard's synonymischen Schriften, geschehen ist; so bleibt doch noch eine grosse Nachlese übrig. Es kann meine Absicht nicht seyn, diese auch nur zum Theil in einem Aufsatze, wie der gegenwärtige, zu versuchen, da ihm hierzu viel zu enge Grenzen gesetzt sind; allein vielleicht trage ich dazu, wenn auch nur mittelbarer Weise durch die nachfolgenden Betrachtungen über die psychologischen Ausdrücke in der Sprache bey. Sind sie wahr; so führen sie wenigstens zu Grundsätzen, nach welchen die Bedeutungen psychologischer Ausdrücke in einer Sprache mit Genauigkeit bestimmt werden können, und durch welche wir erst in

den Besitz des Reichthums gesetzt werden, den wir in einer Sprache haben.

Doch hier scheint zwischen zweyerley Sprachen unterschieden werden zu müssen: zwischen den Sprachen, die gleichsam aus ihrer eigenthümlichen Wurzel emporgewachsen, und denen, die auf eine ältere gepfropft sind. Jenes ist der Fall bey der Deutschen; dieses bey der Italienischen, der Französischen und den übrigen Sprachen des südlichen und westlichen Europa, die aus der Lateinischen Sprache entstanden sind. Diese mögen sich ohne Unterlass noch aus den unbenutzten Schätzen der alten Sprachen bereichern, da jene aus ihnen nur borgen können; allein über das Vermögen ihrer ältern Wurzelsprache, wenn ich so diejenige nennen soll, aus der sie hauptsächlich entsprossen sind, scheint ihre Bereicherungsfähigkeit nicht hinauszugehen, da hingegen diese durch den Anbau ihres eignen Grund und Bodens immer neuen Erwerb ziehen können. Und wie schwer ist es den ersten Sprachen, den gewonnenen Reichthum in das allgemeine Verkehr zu setzen? Ἀθυμία, Ἀταραξία, sind Wörter, die z. B. die Französische Sprache, wenn sie ihrer bedarf, mit geringen Veränderungen, mit eben dem Rechte aufnehmen darf, als sie längst z. B. die Wörter Apathie, Sympathie und so viele andere aus dem Griechischen hat; allein wer versteht sie bey aller Kenntniß, die er von der Französischen Sprache hat, so fort, wenn er nicht mit der Spra-

che bekannt ist, aus der sie entlehnt sind? Der Grieche, der jene Wörter zuerst hörte, verstand sie sogleich; ihm konnte es so wenig zweifelhaft seyn, was die ἄθυμα, von der er jetzt zum ersten Male reden hörte, seyn sollte, als dem Deutschen die Ausdrücke: „muthlos und unmuthig,“ wenn sie ihm zum ersten Male vorkommen. Ist in einer lebenden Sprache, die nicht aus einer ändern entstanden ist, ein neues Wort nur richtig, d. h. der Sprach-Analogie gemäß gebildet; so darf es für sein Glück nicht sorgen. Alsdann wird jeder, der dessen benöthigt ist, es gebrauchen können, und jeder wird es ohne Weigerung annehmen; das Wort ist schon durch sich verständlich und wird verstanden.

Untersuchungen über die psychologischen Ausdrücke scheinen daher nur für die Sprachen, die auf ihrem eigenthümlichen Grund und Boden hervorgewachsen sind, wichtig zu seyn. Für die Psychologie und für die Wissenschaften, welche psychologischer Grundsätze benöthigt sind, sind sie es auf alle Fälle. Wie wichtig sie dem Arzte sind, wird sich vielleicht unten zeigen.

Die ersten Ausdrücke, auf die wir hier stoßen, sind die Interjektionen. Ich nenne sie mit Fleiß Ausdrücke; nicht Wörter. Denn sie sind auch Töne, die die Macht einer Empfindung dem Menschen auspreßt; nicht immer Töne, deren er sich in der Absicht bedient, etwas will-

kührlich zu erkennen zu geben. Sie sind nicht Theile der Sprache, ob sie sich gleich in die Worte desjenigen, der von einer Empfindung hingerissen ist, mischen. Aus diesem Grunde scheinen ihnen die gründlichern Sprachforscher keine Stelle unter den Redetheilen einräumen zu wollen *); und aus demselben Grunde ist der Deutsche Ausdruck Zwischenwort auch nicht passend **). Denn eines Worts bedienen wir uns willkührlich; nicht so der bloßen Interjektion, in der die Empfindung hörbar wird. Ich sage: der bloßen Interjektion. Denn derselbe Laut der Stimme, in dem hier die Empfindung ausbricht, wird dort als ein Wort ausgesprochen. Das eintönige Weh! das der Schmerz auspresst, ist eine bloße Interjektion, das „Wehe mir!“ schon ein Ausdruck in zwey Worten. Jenes ist der bloße Ausbruch der nackten Empfindung; dieses drückt schon die Vorstellung aus, welche jemand sich von seinem Zustande macht. Hier empfindet der Mensch nicht mehr bloß; er erkennt schon, wenn auch nur seinen jetzigen Zustand, den ihm die Empfindung vorhält, und den er Ändern kund thun will. Wie überall in der Natur, so ist auch hier der Uebergang von einer

*) Jakob Harris Heres aus dem Englischen, von C. G. Ewerbeck, Halle 1788. S. 232.

***) Andere Gründe gegen diese Benennung führt Adelung in seinem Wörterbuch unter dem Art. Zwischenwort an. Vergl. auch Harris a. a. O.

Art zu der andern stetig; derselbe Laut, der die Empfindung ohne unsern Willen hier offenbart, wird dort absichtlich gebraucht, den Zustand, den diese Empfindung hervorbringt, darzulegen. In diesem Falle mögte er, wie Adelung will *), ein Empfindungswort heißen, so wie man ihn dort einen Empfindungslaut nennen könnte; wenn diese Benennungen nur genau passend wären. Denn nicht die Empfindung selbst, sondern empfundener Zustand, oder der Zustand, den wir uns nach der Empfindung denken, soll durch jene Wörter ausgedrückt werden. Doch die Benennung scheint überdem auch zu speciell zu seyn.

Adelungs Bemerkung, daß die ersten Anfänge einer Sprache in einsylbigen Lauten bestanden, ist unstreitig scharfsinnig; aber der einseitige Laut war nicht bloß, wie Adelung will, Ausdruck unserer Empfindung, sondern auch ein Ausdruck dessen, was wir in oder außer uns empfanden. Ausdruck, sage ich, und verstehe hier unter Ausdruck jedes Zeichen, dessen wir uns absichtlich bedienen. Hufch, Platz, Krach, Knax, und unzählige andere einsylbige Laute, sind Ausdrücke dieser Art, und sind auch Wörter, welche den Interjektionen um so ähnlicher sehen, weil der Mensch sie auch da ausspricht, wo er Andern

*) Wörterbuch a. a. O.

***) Lehrgebäude der Deutschen Sprache, 1. Th.
S. 200.

nichts zu sagen hat, auch nichts sagen will. Man beobachte das Kind, wenn es eben den Hund hat bellen, oder das Schaaf hat blöken hören, und den gehörten Laut nachahmt. Oft ist sein Bestreben sichtbar, uns etwas zu sagen; es sucht unsere Augen, weist uns auf den Gegenstand hin; aber eben so oft sehen wir seine Blicke fest auf den Gegenstand heften, und dann in dem Augenblicke, wo es ihn verläßt, ohne sich nach jemanden umzusehen, dem Hunde nachbellen, dem Schaafe nachblöken u. s. w. In jenem Falle will das Kind dem Andern etwas sagen, und in diesem eine Vorstellung festhalten. Dort ist es im Begriff, mit einem Andern zu reden; hier würde es am Eingange eines Selbstgesprächs seyn, wenn dieser Zustand nicht sofort abbräche.

Es ist eine längst gemachte, aber bey weiten noch nicht hinlänglich benutzte Bemerkung, daß wir nicht allein reden, um Andern unsere Gedanken zu erkennen zu geben, sondern auch, um unsere eignen Gedanken um so mehr festzuhalten. Daher finden wir den Hang, mit sich selbst zu reden, bey Blödsinnigen; die Gewohnheit, in gewissen Fällen, wo einem Andern kein Laut entfahren würde, zu sich selbst zu reden, bey Leuten, deren Verstand zu wenig Festigkeit hat, als daß er ohne die Beyhülfe laut ausgesprochener Worte, lange bey einer Sache bleiben könnte; daher endlich sind wir auch geneigt, in mehr oder minder laute Worte, auch wenn wir

allein sind, auszubrechen, wenn ein Gegenstand, der uns angelegentlich beschäftigt, unser ganzes Nachsinnen auffordert.

Hierin, und in nichts anderm, liegt der Grund, warum das Kind die Gegenstände, welche auf dasselbe Eindruck gemacht haben, sich selbst laut zu benennen sucht. Der rohe ganz ungebildete Mensch, dem noch keine Sprache, die diesen Nahmen verdiente, zu Gebote steht, ist mit demselben in gleichem Falle. Er benennet sich die Gegenstände, die er sieht oder hört, so gut er kann, durch die Nachahmung des Schalls, in dem sie entweder bestehen, oder der mit ihnen verbunden ist, auch da, wo er mit niemanden redet. Die Nachahmungen jenes Schalls, sind die ersten Onomatopöien und ersten Anfänge der Sprachen. Erst mußte der Mensch in ihnen, wenn auch nicht mit sich selbst, doch zu sich selbst reden, ehe er darauf kommen konnte, sich einem Andern so verständigen zu können. Denn, hier mußte die, wenn auch nur dunkele, Bemerkung vorher gehen, daß der oder der Laut, die Vorstellung des und des Gegenstandes erregt. Ein solcher Laut ist wesentlich von der Interjektion, als Interjektion, verschieden. Diese ist ganz unwillkürlich, jener Laut willkürlich, wenn der Mensch sich seiner Willkühr dabey gleich nicht bewußt seyn sollte. Durch die letzte will er eine Vorstellung bey sich erhalten; die erste preßt ihm eine Empfindung aus, deren er los seyn möchte.

Die vollkommenste Onomatopöie ist die des Schalls, oder seiner Hervorbringung; dann folgt die der schallenden Gegenstände. Heulen, Schreyen, Brummen, Pfeifen, sind onomatopöischer, als Trompete, Pfeife, und andere Wörter, welche nicht so wohl einen Schall selbst, als die körperliche Ursach desselben bezeichnen. Man kann keines jener Wörter aussprechen, ohne den Schall hervorzubringen, dessen Nahme es ist; man kann das Wort: Pfeifen, nicht aussprechen, ohne selbst zu pfeifen. Nahme und Sache ist hier Eins. So ist es nicht in dem zweyten Fall. Hier halten wir uns schon an eine Vergesellschaftung von Vorstellungen. Von dem ersten Falle kann man das nicht sagen, oder man mögte in der Allgemeinheit der Mathematiker reden wollen, und eben so sagen, eine Vorstellung sey mit sich selbst vergesellschaftet, wie der Mathematiker sagt, das eine Gröfse sich selbst gleich sey.

Hier hätten wir also schon eine zwiefache Onomatopöie. Die nachbildende müfste man die erste, und die nachzeichnende die letzte nennen; wenn die Sprache für das Auge und nicht für das Ohr wäre. Es sey mir daher erlaubt, beyder Ausdrücke mich in der angegebenen Bedeutung zu bedienen, um nicht durch eine immer wiederkehrende Beschreibung zu ermüden.

Die nachzeichnende Onomatopöie hat nicht bloß den schallenden Körper, sondern auch Ruhe und Bewegung, den Uebergang von der einen zu der andern, den ruhenden und bewegten Körper zum Gegenstande. Ja selbst Eigenschaften, die sich dem äußern Sinne ganz entziehen, und Gegenstände, in welchen wir diese antreffen, benennet diese Onomatopöie, oder vielmehr sie hält sich bey den Gegenständen, für welche sie Nahmen schafft, an Beziehungen, die nicht mehr unter die äußern Sinne fallen. Glatt und Rauh, Herbe und Süßs, sind Töne, bey welchen, wenn wir sie hören oder aussprechen, uns eine ähnliche Luft oder Unlust, wenn auch nur sehr unmerklich anwandelt, als wenn wir das Glatte oder Rauhe betasten, und das Süße oder Herbe schmecken. Diese unvollkommenere — unvollkommener in der vorhin angegebenen Sinne, — aber dennoch feinere Onomatopöie, scheint auch die Onomatopöie der psychologischen Benennungen zu seyn. So mag es allerdings bey dem ersten Anblick scheinen; aber es ist keineswegs allgemein. Um dieses darzuthun, muß ich die zeichnende Onomatopöie noch näher betrachten.

Diese beruht immer auf einer Association einer Vorstellung mit einem Tone, und auf einer natürlichen, nicht zufälligen. Natürlich ist die Association einer Vorstellung mit einer andern, wenn sie auf einem Verhältnisse beruht, worin ihre Gegenstände an sich zu einander stehen; zus

fällig, wenn sie von diesen Verhältnissen unabhängig ist. Die Vorstellung von dem schiefen Stande einer Mauer ist mit der Vorstellung ihres Falls, die Vorstellung des Rauchs mit der Vorstellung des Feuers vergesellschaftet; und diese Vergesellschaftung ist eine natürliche und keine zufällige, wie etwan die Vergesellschaftung der Vorstellung eines Orts mit einer Person, die ich an demselben durch ein Ohngefähr gesehen habe.

Auf einer solchen natürlichen Vergesellschaftung von Vorstellungen beruhet alle zeichnende Onomatopöie, und bestimmter noch auf einer solchen Vergesellschaftung allgemeiner Vorstellungen. Die und die Bewegung kündigt sich z. B. in diesem besondern Schalle jeder Zeit an, und dieser Schall ist, so weit ihn die menschliche Sprache nachbildet, ein Zeichen derselben. Eine Vorstellung kann auch mit der Vorstellung eines Individui, und zwar natürlich vergesellschaftet seyn, z. B. die Vorstellung einer gewissen Stimme mit der Vorstellung eines gewissen Menschen; allein eine solche Association kann bey der allgemeinen Betrachtung der Sprache, die nur Zeichen für allgemeine Begriffe hat, nicht in Betrachtung kommen, wenn in ihr auch der Grund von diesem oder jenem Eigennahmen liegen sollte.

Die ersten psychologischen Ausdrücke in in der Sprache sind Onomatopöien. Daraus, daß die allerersten Wörter in der Sprache Onomatopöien sind, würde dieses noch nicht folgen.

Denn zu psychologischen Ausdrücken gelangt die Sprache erst späterhin; und da könnte es seyn, daß alle psychologische Ausdrücke entweder bloß metaphorisch, oder sonst uneigentlich, oder endlich von andern Ausdrücken abgeleitet wären. Abgeleitete Wörter hat eine Sprache nicht eher, als sie ursprüngliche hat, und jedes abgeleitete Wort setzt schon einen mehr oder minder entwickelten Begriff von dem Verhältnisse desjenigen, was es bedeutet, zu demjenigen, was das Wort, von dem es abgeleitet ist, anzeigt, voraus. Dieses ferner setzt schon einen Vorrath von Kenntnissen und eine Entwicklung derselben voraus, der, wo die ersten psychologischen Ausdrücke in einer Sprache erscheinen, noch nicht zu erwarten ist. Auch zu den Metaphern oder andern Wortfiguren, nach welchen diese psychologischen Gegenstände uneigentlich bezeichnet werden können, war der Mensch damals wohl nicht vorbereitet genug. Denn um ein Wort figurlich zu brauchen, muß man schon ein Verhältniß zwischen demjenigen, was es eigentlich sagt, und in einer uneigentlichen Bedeutung anzeigen soll, sehen, oder wenigstens empfinden. Dieses ist nicht möglich, ohne zwischen dem einen und dem andern mehr oder minder klar zu unterscheiden, und mehr oder minder klare Begriffe von dem einem und dem andern zu haben. Psychologische Begriffe hat aber der rohe Mensch, von dem die Sprache ausgeht, noch nicht. Dazu ist er noch nicht ge-

nug zu sich selbst gekommen. Die Onomatopöie bleibt ihm also hier, als das einzige Mittel, sich auszudrücken; und den Weg zu ihr bahnten die Interjektionen. Aechzen, Jauchzen, Wimmern, Juchheinen z. B. sind solche von Interjektionen ausgegangene Wörter. Sie bezeichnen aber nicht den Ton allein, den sie uns vorbilden; auch nicht den Gemüthszustand allein, der in einem solchen Tone sich ankündigt: sondern beydes, den Ton und den Gemüthszustand, der in ihnen sich Luft macht, in Verbindung. Das Jauchzen z. B. ist der Ausdruck nicht allein eines Geschreys, sondern auch der Freude, die in dieses Geschrey ausbricht, so, daß wenn von jemanden gesagt wird, er jauchze, man beydes zusammen genommen, seine Freude und sein Geschrey, ausdrücken will. Das Wort ist eine Onomatopöie eines Zustandes, nicht der Seele allein, sondern der Seele und des Körpers zusammen genommen, kurz, des ganzen Menschen. In der Vorstellung von diesem Zustande wird zwar die Seele und der Körper befaßt, aber jene von diesem noch nicht unterschieden. Erst in dem Munde des gebildeten Menschen erhält das Wort eine weitere Bedeutung, und bezeichnet einen Zustand der Seele für sich, ohne den damit verbundenen körperlichen Zustand des Menschen dabey noch in Betracht zu ziehen. Auch hier scheint das Wort noch onomatopöietisch, ob es gleich schon in einer abgeleiteten Bedeutung genommen wird.

Das Wort ist immer noch dem Zustande ähnlich, den es ausdrücken soll; es stellt uns den schnellen Fluß der Vorstellungen in der Seele während der Freude gleichsam vor Augen. Dennoch enthält das Wort keine eigentliche Onomatopoiie mehr, da es keine Aehnlichkeit mit seiner Bedeutung, nicht durch eine Nachahmung derselben, die immer beabsichtigt ist, hat. Denn wie schon gesagt ist, das Wort war schon in einer andern, wenn auch verwandten, Bedeutung da, und wurde nur in seine jetzige eingesetzt.

Man kann es aus dem vorhin Angegebenen, und aus Gründen, welche weiter unten vorkommen werden, als ausgemacht annehmen, daß alle psychologische Ausdrücke, zu allererst nicht einen Zustand oder eine Veränderung der Seele rein, sondern immer nur in Verbindung mit einem körperlichen Zustande oder einer Veränderung des Körpers, von welchen jene begleitet werden, bezeichnen, und daß sie in so fern onomatopoietisch sind. Allein nicht alle diese Onomatopoiien, gehen von Lauten aus, in welchen Seelenzustände ausbrechen. Wir stutzen, wenn wir uns verwundern, und dadurch aus dem Zustande der Bewegung jählings in den Zustand der Ruhe versetzt werden; wir staunen, wenn die Verwunderung uns unbeweglich erhält. Das erste Wort stellt uns gleichsam den plötzlichen Uebergang von der Bewegung zur Ruhe; das letzte den Zustand einer eingetretenen Unbeweglichkeit vor Augen. Das erste

Wort mag, wenn wir von dem Menschen sagen, er stutze, schon in einer abgeleiteten Bedeutung genommen werden; das letzte hingegen scheint ganz eigentlich von ihm gesagt zu werden, nicht um den Seelenzustand, den es jetzt ausdrückt, rein zu bezeichnen, sondern um denselben und den körperlichen Zustand, der damit verbunden ist, zusammengenommen, zu bezeichnen. Die Onomatopöie bezieht sich hier auf keinen Laut; denn wer weiß nicht, daß das Staunen stumm ist? Sie beruht vielmehr auf der Aehnlichkeit, welche sich auf der einen Seite zwischen Verhältnissen der Bewegung und Ruhe, und auf der andern Seite zwischen den Sylben des Worts und ihrer Folge findet, oder ganz allgemein: auf einer Aehnlichkeit zwischen Veränderung und Veränderung in Ansehung ihrer Form. Diese Aehnlichkeit ist nicht allein zwischen Sylben eines Worts und ihrer Folge auf der einen, und einer Bewegung auf der andern Seite; sondern auch zwischen jenen und reinen Seelenzuständen oder Veränderungen, welche während derselben vorgehen.

Bey der ununterbrochenen Mittheilung des Zustandes zwischen Seele und Körper, vermöge welcher die Veränderungen beyder in ihrer Form übereinstimmen, wird so ein Wort auch den Zustand der Seele, den es, wenn auch nicht uranfänglich, doch jetzt bezeichnet, gleichsam abmahlen; in so fern nämlich die Form dieses Zustandes in ihm gleichsam abgedruckt ist. Das

Wort sollte den körperlichen Zustand nach seiner Form abbilden; dieser ist aber das treue Gemälde des Zustandes der Seele, mit dem er verbunden ist. Was dürfen wir uns daher wundern, in dem Worte das Bild eines Seelenzustandes zu finden? In der Seele ist nichts wahrzunehmen, als ein beständiger Fluß von Veränderungen; oder vielmehr alles, was wir in der Seele durch den innern Sinn wahrnehmen, scheint durch diesen Fluß fortgetrieben zu werden. Diesen Fluß von Veränderungen kann ein Wort abbilden; theils durch den gedehnten oder geschärften Ton seiner Sylben, und theils durch die Folge derselben. Das jählliche Stillstehen unserer Gedanken sieht man in dem Worte *stutzen*; dessen betonte Sylbe ganz geschärft ist; und in dem Worte *st^unen*, den fortwährenden Aufenthalt des Flusses der Vorstellungen in der Seele. Die gedehnte Sylbe: *st^{au}*, stellt dieses gleichsam vor Augen. Sind *st^{au}nen* und *stutzen* gleich nicht eigentliche Onomatopöien der reinen Seelenzustände, die sie bezeichnen, sondern vielmehr Onomatopöien der mit denselben verbundenen körperlichen Zustände, oder Onomatopöien des körperlichen und des Seelenzustandes in Verbindung mit einander; so drücken sie doch den reinen Seelenzustand onomatopöietischer aus, als den körperlichen Zustand, der mit ihnen verbunden ist.

Eine Onomatopöie ahmt den Gegenstand nach; das Wort ist der Sache nicht allein

ähnlich, sondern ihr abſichtlich ähnlich gemacht: onomatopoietiſch iſt jedes Wort, welches ſeinem Gegenſtande ähnlich iſt, ſeine Aehnlichkeit mit demſelben ſey nun beabſichtigt oder nicht. Hieraus folgt, daß jede Onomatopoiie onomatopoietiſch, aber nicht umgekehrt jedes onomatopoietiſche Wort eine Onomatopoiie iſt. Je ähnlicher ein Wort der Sache, die es bezeichnet, iſt, um ſo onomatopoietiſcher iſt es. Das Wort, das durch ſeine Sylben und ihre Succellion, kurz: durch ſeine Form einem Seelenzuſtande als einer Reihe von Veränderungen ähnlich iſt, wird dieſem ähnlicher ſeyn, als einem körperlichen Zuſtande, dem es nur nach der Form, die derſelbe in Rückſicht auf Bewegung und Ruhe hat, ähnlich ſeyn kann. In jenem Falle haben wir nur Veränderung überhaupt mit Veränderung überhaupt; in dieſem hingegen eine beſondere Art der Veränderung, die Bewegung, durch das Wort auszudrücken. Dort iſt das Zeichen ſowohl als die bezeichnete Sache etwas bloß in der Zeit; hier hingegen das Zeichen etwas bloß in der Zeit, die bezeichnete Sache hingegen etwas in der Zeit und dem Raume befindliches.

Das Onomatopoietiſche in psychologiſchen Wörtern dieſer Art ſieht man, oder empfindet es wenigſtens leicht. Es weiſet ſofort auf die Form des Zuſtandes der Seele hin, den ſie ausdrückt; und kann daher zur nähern Kenntniß deſſelben ange-

angewandt werden. Ich bleibe, um dieses näher zu erläutern, bey dem letzten Beyspiele.

Das Wort, *Staunen*, bezeichnet den Seelenzustand, in welchem der Fluß der Vorstellungen aufgehalten wird. Von der Ursach dieses Zustandes sagt das Wort noch nichts, noch nichts von der Veranlassung zu demselben; aber es wird mir bald eine Veranlassung, die ich dazu hatte, vergegenwärtigen und mich hiedurch in den Stand setzen, den Begriff davon zu entwickeln. In den Wörtern *Luft*, *Vergnügen*, *Freude*, *Wohlgefallen*, scheint nichts onomatopoietisches zu seyn; sie werden uns daher auch nicht so leicht zur Entwicklung der Begriffe führen, welche sie bezeichnen.

Wir hatten also für psychologische Gegenstände zwey Arten onomatopoietischer Ausdrücke in der Sprache: Ausdrücke, welche sich an den Ton halten, der einen Gemüthszustand begleitet; und Ausdrücke, die ihn bloß in seiner Form abbilden, es sey nun, daß sie sich zunächst an den damit verbundenen körperlichen Zustand, oder unmittelbar an den Zustand der Seele halten. Daß dieses Letzte möglich sey, sieht man daraus, daß psychologische Ausdrücke oft eine neue Bedeutung annehmen, in der sie onomatopoietischer sind. Lustig nennen wir jezt nicht alles und jedes, was Lust überhaupt erregt, sondern wir verbinden mit dem Worte immer den Begriff einer wil-

den Ausgelassenheit. Vor nicht viel länger als hundert Jahren, that man das noch nicht. Denn der fromme August Hermann Franke, der allem lustigen Wesen ahhold war, wollte die Zöglinge in seinen Anstalten durch lustige Spaziergänge erheitern *). Damals führte also das Wort die Nebenidee noch nicht bey sich, die ihm jetzt anhängt. Der Grund von seiner jetzigen Bedeutung liegt unstreitig wohl darin, daß es in derselben, durch den geschärften Ton seiner Hauptsylbe **) onomatopöietischer ist, und die gröfse-

*) In A. H. Frankens erstem Projekt zu einer Erziehungsanstalt, aus welcher bald das Hallische, im Jahr 1696 eröffnete, Pädagogium hervorging, heist es No. 10. „Zu ihrem Divertissement, „ wird aufer dem, was von der Mathesi und Mechanica schon erwehnt ist, angelegt — — — „ Auch sollen dazu dienen lustige Spaziergänge.“ S. A. H. Niemeyer's vollständige Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung des Königlichen Pädagogiums zu Halle etc. Halle 1796. S. 13. und 9.

**) Dieses dürfte wohl kaum bemerkt werden, wenn man in manchen Dialekten nicht die erste Sylbe des Worts gedehnt aussprache, und lüftig statt: lüftig sprache. Da verschwindet freylich die Onomatopöie, eben so wie sie verschwindet, wenn man Blitz statt: Blütz spricht. Das letzte Wort, wenn es geschärft ausgesprochen wird, stellt uns die Rapidität der Sache gleichsam vor Augen, und ist also alsdann onomatopöietisch.

re Lebhaftigkeit der Luft ausdrückt, in welcher eben ihre Ausgelassenheit liegt.

Außer diesen onomatopöietischen Ausdrücken, giebt es für psychologische Gegenstände ferner 1) figürliche, 2) abgeleitete und 3) Ausdrücke, die theils figürlich, theils abgeleitet sind. Jede dieser Arten fordert eine eigene Betrachtung.

Im weitesten Sinne sind vielleicht selbst die onomatopöietischen Wörter, in sofern sie einen Seelenzustand rein, d. h. so weit er bloß unter den innern Sinn fällt, bezeichnen, figürlich, und werden durch eine Metonomie auf die Seele eingeschränkt. Diese Wörter will ich indess aus guten Gründen nicht mit unter den figürlichen Ausdrücken begreifen. Denn dasjenige, was bey den übrigen psychologischen Ausdrücken in Betrachtung kommt, findet auf sie keine Anwendung.

Die figürlichen Ausdrücke, von welchen hier die Rede ist, sind immer von dem Körperlichen, oder allgemeiner, der Materie oder gewisser Arten derselben entlehnt. Neigung, Abneigung, Hang, Begreifen u. a. m. sind Ausdrücke, die von Körpern entlehnt sind; heiter, trübe u. s. w. von der Materie. Eine vollständige Klassifikation dieser Ausdrücke kann ich nicht unternehmen, sondern nur einige Klassen auszeichnen, welche mir einer nähern Betrachtung werth scheinen.

Es giebt erstens Ausdrücke, die von dem menschlichen Körper entlehnt sind, wie begreifen, einsehen, fühlen. Eigentlich begreifen wir etwas mit der hohlen Hand, so weit es in allen Punkten berührt wird; uneigentlich begreift der Verstand etwas, wenn es ihm, so zu sagen, in allen Punkten, worauf es dabey ankommt, gegenwärtig ist. Einsehen ist eben so von dem Körper entlehnt. Denn dem rohen Menschen, bey welchem nur der Anfang der Sprache zu suchen ist, ist das Auge nicht das Organ des Sehens, sondern das Subjekt des Sehens. Das Auge sieht bey ihm, in eben dem Sinne, worin bey uns die Seele denkt. Diese Bemerkung läßt sich von selbst auf das Fühlen ausdehnen. Nicht die Seele fühlt dem rohen Menschen, sondern der verwundete Arm, Fuß, oder welcher Theil des Körpers es sonst ist, der die Seele den Schmerz fühlen macht.

Die Ausdrücke dieser Art sind vielleicht die verständlichsten, und es bedarf nur einer geringen Abstraktion, um den Begriff, den so ein Ausdruck bezeichnet, in seiner größten Allgemeinheit aufzufassen, oder dem Worte die Bedeutung zu geben, in der es genommen werden muß, wenn wir den Reichthum der Sprache am vortheilhaftesten benutzen wollen. Ich bleibe, um dieses zu erläutern, bey dem Gefühle.

Der Schmerz z. B. ist ein Gefühl; das Weiche, Glatte u. s. w., wenn wir es mit den Fingerspitzen

berühren, erregt gleichfalls ein Gefühl. Beyde Gefühle sind in einem Punkte verschieden: den Schmerz fliehen wir; dem Gefühl, welches die Berührung des Platten uns verursacht, hingegen überlassen wir uns gern. Eben dieselben Gefühle kommen aber in andern Punkten überein. Denn erstens sind beyde Zustände unserer selbst, und dann sind wir gegen den einen so wenig als gegen den andern gleichgültig. Hierin kommen sie mit allem, was wir Gefühl nennen, wie Freude, Traurigkeit, oder Lust und Unlust im besondern Sinne, dem Gefühle des Wohlgefallens und Mißfallens, ganz überein; ja auch mit den Gefühlen, in welchen Lust und Unlust zusammenfließt. Bey den eben angeführten Gefühlen, verlieren wir schon unsern Körper ganz aus den Augen, noch mehr diesen oder jenen besondern Theil desselben. Mit Einem Male, oder durch einen Sprung, war der Begriff und die Bedeutung des Worts, durch welches er bezeichnet wird, nicht so verallgemeinert; sondern dieses geschah durch mehrere Schritte. Zu allererst fühlte nur die Hand, der Fuß, oder welcher besondere Theil des Körpers es war, der den Menschen schmerzte, oder etwa bey ihm auf eine angenehme Art berührt wurde; dann fühlte der ganze Körper oder der ganze Mensch, z. B. was wir jetzt das Wohlbehagen oder Mißbehagen nennen. Diese Zustände wurden also auch unter dem Nahmen des Gefühls befaßt. Nun war der zweyte Schritt bald gethan, und

auch ein solcher Seelenzustand, den wir fliehen, oder nach dem wir streben, wurde Gefühl genannt, wenn wir bey ihm auch den ganzen Körper sowohl als einzelne Theile aus den Augen verlieren, wie z. B. die Freude über ein angenehmes, und die Traurigkeit über ein unangenehmes Ereigniß.

Diese allmähliche Verallgemeinerung findet sich bey mehreren psychologischen Ausdrücken. Sinn z. B. heist ursprünglich Sehen *). Wir sehen, was wir durch das Auge wahrnehmen. Wir nehmen nicht allein durch das Auge, sondern auch das Ohr, die Fingerspitzen, mit welchen wir etwas betasten u. s. w. etwas wahr. Dieses Wahrnehmen war auch ein Sinn. Es ist eine Bemerkung, die sich bald jedem aufdringt, der auf die Sprache aufmerksam ist, daß alle Wörter, mit welchen wir einzelne Vermögen der Seele bezeichnen, auch die Aeufserungen derselben anzeigen. Wille z. B. bedeutet nicht allein das Vermögen zu wollen, sondern auch das Wollen selbst; Verstand ist nicht allein ein Vermögen zu verstehen, sondern auch das Verstehen selbst. Man hat Verstand von etwas, wenn man davon etwas versteht. Dieses ist freylich nur die Sprache des gemeinen ungebildeten Mannes; allein desto besser. Denn dieser kann hier eben unser Lehrer seyn, wo es darauf ankommt, zu

*) Adelungs Wörterbuch, Art. Sinn,

zeigen, wie gewisse Begriffe und die Bedeutungen gewisser Wörter mit der Ausbildung des Menschen sich allmählig erweitert haben.

Hat es mit der Bemerkung, daß die Wörter, welche Seelenvermögen anzeigen, auch die Aeußerungen dieser Vermögen bezeichnen, seine Richtigkeit; so kann wohl die Frage nicht seyn, ob sie zuerst jene oder diese Bedeutung gehabt haben. Denn die Aeußerung eines Vermögens ist etwas in der Erfahrung wahrnehmbares; nicht so das Vermögen selbst, auf welches wir von jenen nur schliessen und durch einen Schluß, der noch über die Vernunft des ungebildeten Menschen ist.

Wurde Sehen, Hören u. f. w., das eine wie das andere Sinn genannt; so war es natürlich, mit diesem Ausdrucke, die Vermögen zu sehen, zu hören u. f. w. zu benennen. Hier hatte der gemeine Mann schon seine fünf Sinne. So wie diese die Außenwelt uns darstellen, stellt die Seele sich selbst ihre eignen Veränderungen und Zustände, welche sie in sich empfindet, vor. Es bedurfte jezt nur einer kleinen Verallgemeinerung des Begriffs und Ausdrucks, um unter Sinn, mit dem Psychologen das Vermögen, sich etwas durch einen Sinn überhaupt vorzustellen, zu verstehen, und den innern von den äußern Sinnen zu unterscheiden.

Eine zweite Klasse figürlicher Ausdrücke, welche wir von der Seele brauchen, sind von Körpern und ihren Verhältnissen überhaupt, ent-

lehnt. Dergleichen sind z. B., auſſer den ſchon vorhin angeführten, Neigung, Abneigung und Hang noch: Zerſtreuung, Vertiefung, Faſſung, Verwirrung und viele andere. Dieſe Ausdrücke ſind inſgeſamt metaphoriſch; ſie werden von einem Aehnlichen auf das andere übertragen. Hat man die eigentliche Bedeutung ſo eines Worts genau aufgefaßt; ſo kann man die psychologiſche Bedeutung leicht finden. Man zerſtreuet z. B. etwas im eigentlichen Sinne, wenn man es durch Streuen auseinander bringt; metaphoriſch ſagen wir daher von der Aufmerkſamkeit des Menſchen, daß ſie zerſtreuet iſt, wenn ſie auf zu viele Gegenſtände, und daher auf keinen mit der nöthigen Stärke gerichtet iſt. Nach einer bekannten Metonymie ſagen wir dann auch von einem Menſchen, daß er zerſtreuet ſey.

Ich ſagte vorhin, daß alle Ausdrücke dieſer Art metaphoriſch ſind. Rein-metaphoriſch ſind ſie aber meiſtens nur in ihrer erſten psychologiſchen Bedeutung, wenn die erſte Bedeutung diejenige iſt, in welcher die übrigen, nach dem Zuſammenhange zwiſchen unſern Begriffen, gegründet ſind. Denn wir leiten unabläſſig von alten neue Bedeutungen, die wir Wörtern geben, ab; und jede Ableitung einer Bedeutung aus einer andern geſchieht durch eine Figur. Daher iſt zwar nicht jede psychologiſche Bedeutung eines Worts, welches von Körpern und ihren Verhältniſſen entlehnt wird, rein-metaphoriſch; aber immer wird

ihr eine Metapher zum Grunde liegen, oder sie wird im Verhältniß zur Grundbedeutung zum Theil metaphorisch seyn. Nenne ich einen Menschen zerstreut; so ist die Bedeutung dieses Worts hier nicht rein-metaphorisch, aber doch metonymisch-metaphorisch. Vielleicht sagte man indessen eher von dem Menschen selbst, daß er zerstreut sey, als man es von seiner Aufmerksamkeit sagte. Wenigstens ist dieses nach einigen andern Metaphern zu vermuthen, die gerade das Gegentheil anzeigen. Denn der Mensch nimmt sich zusammen, faßt sich u. s. w. in einem eben so figürlichen Sinne, als wir ihn zerstreut nennen.

Eine und eben dieselbe Sache kann auf verschiedene Art metaphorisch benannt werden. Der eine greift nach dieser, der andere nach jener Aehnlichkeit der zu benennenden Sache mit etwas Anderm. Was der eine Neigung nannte, nannte der Andere Hang. Ist so ein Ausdruck glücklich gewählt, oder vielmehr glücklich getroffen; — denn das Bedürfnis, sich auszudrücken, läßt zur Wahl selten Zeit — so wird er sofort verstanden und bald in Umlauf kommen. Es kann daher seyn, daß mehrere Ausdrücke für eine Sache, die nicht mit einem eigentlichen Nahmen benannt werden kann, in Umlauf kommen. Der gemeine Sprachgebrauch, der auf die feinem Unterschiede nicht sieht, braucht den einen Ausdruck für den andern, ohne zwischen ih-

nen zu wählen; allein derjenige, dem es auf die feinem Unterschiede ankommt, und der eben daher diese bemerklich zu machen suchen wird, wird zwischen ihnen bald zu wählen und zu unterscheiden wissen. Er wird wohl von einem Hange zum Spiel, zur Verschwendung, zum sinnlichen Wohlleben, und er wird auch von einer Neigung dazu reden; aber nicht von einem Hange zur Wohlthätigkeit, nicht von einem Hange zu einer Kunst, wohl aber von einer Neigung zu derselben. Ausdrücke, die lange Zeit gleichbedeutend waren, wenn Ausdrücke gleichbedeutend sind, die genau eine und eben dieselbe Sache, wenn auch nicht nach eben denselben Merkmalen bezeichnen, hören alsdann auf es zu seyn. Nicht dieser oder jener allein, sondern der gebildete Theil der Nation fängt an, unter ihnen zu unterscheiden, wenn der Unterschied der Bedeutungen auch nur mehr empfunden, als deutlich eingesehen wird. Um zu unterscheiden, hält man sich an die ursprüngliche Bedeutung der Metaphorischen Ausdrücke, oder wenigstens an die, welche man als die ursprüngliche betrachtet. Hier findet man denn leicht, daß die eine Metapher Nebenideen mit sich führt, welche mit der andern nicht verbunden sind. Will man diese nicht mit ausdrücken, oder will man die Vorstellung desjenigen, was man zu bezeichnen hat, gerade davon rein erhalten; so wird man sich an die letzte Metapher halten; hingegen kommt es einem eben auf diese

Idee an; so wird man sich an die erste Metapher halten. Denn diese ist alsdann ausdrückender und mehr als ausdrückend: sie wird mahlend.

Neigung drückt eigentlich den Zustand aus, in welchem etwas von oben nach unten in einer schiefen Richtung bewegt wird; Hang den Zustand, wo etwas, z. B. ein Gewicht, hängt. Den letzten Zustand denken wir uns immer als passiv, aber nicht den ersten. Denn dieser kann auch aktiv seyn. Ich sage: er kann es seyn. Eben daher brauchen wir Neigung von einem habituellen Verlangen nach etwas, oder vielmehr von dem fortwährenden subjektiven Grunde desselben, wir mögen nun jenes Verlangens noch Herr seyn oder nicht; Hang hingegen von einem solchen Verlangen, das wir nicht zu unterdrücken im Stande sind. Wer einen Hang zum Spiel hat, wird der Verführung, die eine Gelegenheit zu spielen für ihn hat, nicht widerstehen können; wer eine Neigung zum Spiel hat, wird gern spielen, aber er wird vielleicht auch seine Neigung in ihren gehörigen Schranken zu halten wissen. Hang drückt immer eine stärkere Neigung aus, und wird immer im bösen Sinne; Neigung hingegen im guten sowohl als bösen Sinne gebraucht. Ein guter Hang würde etwas widersprechendes seyn, weil gut etwas nur in sofern seyn kann, als es frey ist. Einen Hang kann jemand zur Verschwendung haben; zur Wohlthätigkeit aber nur eine Neigung. Toll scheint Anfangs jede Verrückung, wenn

Verrückung die Krankheit ist, in welcher das gehörige Verhältniß der Seelenvermögen gestört ist, bezeichnet zu haben. Nach einem spätern Sprachgebrauche scheint es nur diejenige Art von Verrückung zu bezeichnen, in welcher die Vernunft die Herrschaft über das Begehungsvermögen verlohren hat. Ich glaube dieses schon anderwärts *) bewiesen zu haben, und führe es jetzt nur zur Bestätigung an, daß der Sprachgebrauch auf die vorhin angegebene Art sich verändert, und bald die Bedeutung eines Worts erweitert, bald sie wieder verengt. Hatte man für das, was man Anfangs: toll nannte, auch das Wort verrückt gebraucht; so hatte man bald einen Anlaß, das Wort Tollheit für eine besondere Art der Verrückung insbesondere zu brauchen, für diejenige nämlich, wo die Vernunft über die Begierden des Menschen ihre Herrschaft verlohren hat. In dieser urtheilt der Mensch nicht allein falsch, sondern wir sehen ihn unvernünftig handeln; oft selbst vernunftlos handeln, wenn er gleich das Vernunftlose in seinen Handlungen selbst einseht, und es mißbilligt, aber dem Ungestüm einer Leidenschaft, die ihn fortreißt, nicht widerstehen kann. (Die Fortsetzung folgt.)

J. C. Hoffbauer.

*) Unterf. über die Krankheiten der Seele, 2. Th. S. 342.

VII.

A n z e i g e n.

Beobachtungen über den Wahnsinn
nebst (einer) Prüfung der Gallischen
Schädellehre von *A. Winkelmann*,
Dr. und Professor in Braunschweig.
Berlin 1806. VII. und 208. 8.

Wir sind unsern Lesern um so mehr eine An-
zeige dieser Schrift schuldig, da sie nach dem
Vorbericht des Verlegers, von ihrem zu früh ver-
storbenen Verf. für ein von ihm herauszugeben-
des: „Archiv für die Gemüths- und
Nervenkrankheiten“ bestimmt war, und
das erste Stück dieser Schrift, oder vielmehr
dieser Sammlung von Aufsätzen, den Plan dieser
Zeitschrift, deren Zweck auch ein Zweck der
unfrigen ist, wenn der Zweck der unfrigen gleich
mehr umfaßt, darlegen soll.

Wir übergehen das, was der Verf. in dem-
selben von dem Nutzen einer Zeitschrift sagt, die
besondern medicinischen Wissenschaften gewidmet
ist, da dasselbe sich auf alle Zeitschriften für be-
sondere Wissenschaften anwenden läßt; inglei-

chen auch übergehen wir, was von den Umständen gesagt wird, die sich jezt so glücklich für die Kultur der Pathologie und Therapie der Nerven- und Gemüthskrankheiten zu vereinigen scheinen, da wir und unsere Leser hierin mit dem Verf. einig seyn mögten. Wenn der Verf. den Grund der so langen Vernachlässigung jener Wissenschaften, auch darin findet, das man die physischen und psychischen Erscheinungen von einander getrennt habe; so können wir ihm so wenig unbedingt beystimmen, als unbedingt widersprechen. Denn allerdings mußte die Trennung dieser und jener Erscheinungen beynahe den Arzt verleiten, sich in der Behandlung jener Krankheiten lediglich an die physischen Erscheinungen zu halten. Allein dennoch hätte nicht allein diese Trennung früher benutzt werden sollen, sondern sie ist selbst nothwendig, wenn wir das Physische und Psychische, jedes für sich und beydes in seiner Verbindung, genauer wollen kennen lernen. In der Natur ist das eine nicht ohne das andere, allein beydes in seiner Verbindung ist ein zu complicirtes Objekt der Beobachtung, als das wir nicht zum Behufe derselben, und noch mehr zum Behufe der Theorie, jedes vorerst allein, und dann beydes in seiner Verbindung betrachten müßten, um davon an seinem Orte eine richtige Anwendung zu machen. Vielleicht wäre dieses dem Verf. nicht entgangen, wenn er, wie man allerdings mit Recht erwarten könnte, den Begriff einer Gemüths-

krankheit, bestimmt angegeben hätte. Dieses wäre um so nöthiger gewesen, da vielleicht keine Gemüthskrankheit ohne eine Nervenkrankheit existirt, obgleich Nervenkrankheiten, wie meistens die spastischen, ohne eine Gemüthskrankheit bestehen können. Allein wenn, wie der Verf. in dem Folgenden vorauszusetzen scheint, beydes, eine Nerven- und eine Gemüthskrankheit, auch unzertrennlich mit einander verbunden ist; so ist dennoch nicht, wie gleichfalls der Verf. vorauszusetzen scheint, das eine das andere; eben so wenig als die Ausdehnung und die Schwere, obgleich beyde nothwendig mit einander verbunden sind. Hätte der Verf. den Begriff einer Gemüthskrankheit, mit der erforderlichen Deutlichkeit gedacht; so würde er auch die Behauptung schwerlich gewagt haben, daß ohne eine besondere Kultur der Therapie der Nervenkrankheiten keine Fortschritte in der Lehre von den Gemüthskrankheiten gemacht werden können. Allerdings mag das Bestreben, diese Therapie zu kultiviren, eine sehr auffordernde Veranlassung seyn, die Lehre von den Gemüthskrankheiten zu bearbeiten; so wird dennoch diese Theorie dadurch nicht erst möglich, sondern umgekehrt muß jene Therapie auf diese Lehre fußen.

Die Zeitschrift sollte 1) theoretische Abhandlungen über Gegenstände der Physiologie, Pathologie und Therapie des Nervensystems, und den

gefunden und kranken Zustand des Gemüths enthalten; 2) Beobachtungen kranker Zustände des Nervensystems und des Gehirns — „von Aerzten „aufgezeichnet, von Pfychologen bemerkt,“ (sagt der Verf., welches wir aber nicht zu verstehen, bekennen müssen) und aus Lebensbeschreibungen und Kriminalakten gezogen, mittheilen; imgleichen auch 3) Nachrichten von Irrenanstalten und dem Zustande derselben, und zuletzt 4) unter dem Titel: „Literatur,“ Recensionen hieher gehöriger Schriften und Anzeigen aus medicinischen und andern Werken, in sofern sie den gefunden und kranken Zustand des Gehirns und Nervensystems betreffen, liefern.

Bemerkungen über diesen Plan halten wir um so weniger für nöthig, da der Tod des Verf. uns der Hoffnung beraubt hat, ihn ausgeführt zu sehen. Nur hätten wir, wenn auch nur zu unserer eignen Belehrung, gewünscht, daß der Verf. sich über einige Punkte desselben, besonders den zweyten, näher erklärt hätte. Denn bey diesem treten die Forderungen der historischen Kritik, und mit nähern Bestimmungen ein, welche nur die Natur der pfychologischen Thatfachen an die Hand geben kann.

Um so weniger können wir umhin, eine Aeufserung des Verf., die uns wenigstens in der Hauptsache, wie aus der Seele geschrieben ist, mitzutheilen. „Die Wissenschaft, sagt er S. 14, „ver-

„verlangt eine völlige Freyheit der Untersuchung;
 „die Medicin aber reine, vollständige, von kei-
 „ner Vorstellung getrübe Beobachtungen. Je-
 „der Beytrag wird daher gleich willkommen
 „seyn. Ein einzelnes Werk kann das Gepräge
 „einer philosophischen Schule tragen, wenn es
 „ihr leibeigen oder sehr dankbar ist; aber eine
 „fortschreitende Sammlung von Arbeiten weifs
 „von keiner Beschränkung. Hier sey keine Er-
 „klärung zu kühn oder voreilig: denn sie wird
 „bald genug ihre Berichtigung finden; keine
 „Beobachtung unbedeutend: denn sie gehört zu
 „einem bedeutenden Ganzen.“

Der zweyte Aufsatz ist: „Allgemeine
 Definition, Eintheilung und Aetiolo-
 gie der Gemüthskrankheiten“ über-
 schrieben. Schon der Anfang desselben läßt we-
 nig von den Definitionen, als Definitionen, er-
 warten: denn daselbst werden jene Krankheiten
 Erscheinungen genannt. Allein wenn gleich jede
 Krankheit sich uns in gewissen Erscheinungen
 offenbart; so sind diese Erscheinungen doch nicht
 die Krankheiten selbst. Denn eine Erscheinung
 ist doch nichts anders, als was sich unmittelbar
 in der Erfahrung darstellt, oder wahrnehmbar
 ist, d. h. unmittelbar, ohne erst Schlüsse zu ma-
 chen, als wirklich erkannt werden kann. So
 etwas kann eine Krankheit überhaupt nicht seyn,
 da sie nicht selbst unter unsere Sinne fällt, sondern

nur gewisse Wirkungen derselben, von welchen wir auf sie schliessen, und daher die Krankheit erkennen. Eine Gemüthskrankheit überhaupt, die der Verf. auch Mania nennt, definirt er (S. 19.) durch „denjenigen Zustand des menschlichen Lebens, in welchem das Nervensystem, namentlich die Sinne, thätig sind, in welchem aber kein Bewusstseyn möglich ist,“ und unterscheidet drey Gattungen derselben, den Blödsinn (Amentia), Unsin (furor) und Wahnsinn (Melancholia), wie er sie nennt. „Im Blödsinne ist das Bewusstseyn unmöglich, und alle Erscheinungen zeigen ein schwaches unthätiges Gehirn, ein schwaches Nervensystem, und einen unvollkommenen oder leidenden Organismus; im Unsin fehlt das Gedächtnis, weil das Gehirn zu thätig ist, und alle Erscheinungen verrathen eine heftige Bewegung des Nervensystems; und im Wahnsinn fehlt das Bewusstseyn ganz, und eine oder die andere Thätigkeit des Gehirns tritt an dessen Stelle.“ — Ohne noch über den allgemeinen Begriff, unter welchem die hier angegebenen Gattungen unterschieden werden sollen, und die Benennungen derselben eine Bemerkung zu machen, können wir nicht umhin, zu erinnern, das dieser Eintheilung, mit welcher der Verf. selbst, auch nicht ganz zufrieden zu seyn, eingesteht, gerade das Allerwesentlichste, ein Fundamentum divisionis, fehlt. Die beyden ersten Glieder oder Gattungen, wie sie genannt werden, sind, wenn die Begriffe von

denfelben nur Realität haben, allerdings entgegengesetzt, wie die Logik es von Gliedern einer Eintheilung fordert, und unterscheiden sich durch die Ursach, in welcher die Unmöglichkeit des Bewußtseyns gegründet ist. Diese scheint also der Eintheilungsgrund zu seyn; allein wie läßt sich nach demselben die dritte von der ersten und zweyten Art — oder Gattung, wie der Verf. es nennt — unterscheiden? Und wie ist überhaupt das dritte Eintheilungsglied dem ersten oder zweyten entgegengesetzt? Denn das Bewußtseyn fehle aus Schwäche oder aus einer zu großen Thätigkeit des Gehirns; so kann doch in dem ersten wie in dem zweyten Falle, eine andere Thätigkeit an seine Stelle treten; Wahnsinn könnte also nach Verschiedenheit der Fälle Blödsinn oder Unsinn, in der Bedeutung, wie der Verf. diese Ausdrücke nimmt, seyn. Wenn man auch, um die größte Billigkeit gegen den Verf. zu beweisen, jene Unterscheidung des Blödsinns, Unsinnns und Wahnsinns, nicht als eine Eintheilung, sondern nur als eine Klassifikation, oder als eine Grundlage derselben betrachten wollte; so würde man dadurch doch die eben gemachten Einwürfe nicht entfernen. Eine Klassifikation hat allerdings das Vorrecht, einstweilen unvollständig zu seyn, und sich, so wie der Kreis unserer gemachten Erfahrungen sich erweitert, zu vervollständigen; allein sie darf nicht Gattungen oder Arten neben einan-

der Stellen, von denen die eine in die andere greift.

Bestehen alle Gemüthskrankheiten, nach dem Verf., in einer Unmöglichkeit des Bewusstseyns, und daher auch in einem Mangel desselben; so würde die Frage seyn, was der Verf., denn eigentlich unter Bewusstseyn verstehe. Denn jene Definitionen weisen schon darauf hin, das von demselben jenes Wort in einer andern, als der gemeinen, jedermann verständlichen, Bedeutung genommen werde. Das Bewusstseyn ist ihm aber S. 31. derjenige „Akt der Intelligenz, in welchem das Seyn und das Wissen, die objektive und subjektive Welt, zusammen fallen.“ — Wir irren wohl nicht, wenn wir diesem zu Folge voraussetzen: das Bewusstseyn im Sinne des Verf. sey eine wahre Erkenntnis dessen, was als wirklich vorgestellt wird, und alle Gemüthskrankheiten bestehen nach dem Verf., in der Unmöglichkeit einer wahren Erkenntnis des Wirklichen als solchen. Wir wenigstens zweifeln daran, ob dieses sich auf irgend eine Gemüthskrankheit, oder irgend eine Krankheit überhaupt anwenden liesse. Denn wo wäre wohl der Mensch, dem das Bewusstseyn, in dem vorhin angegebenen Sinne, überhaupt fehlte? Und das müßte es doch, wenn er ein Gemüthskranker seyn soll, da eben in der Unmöglichkeit desselben seine Krankheit bestehen soll. Wichtiger, als diese Bemerkung, scheint uns eine andere, weil sie mit der Kultur

der Psychologie und der psychischen Medicin in zu naher Beziehung steht. Denn der Verf. kommt auf den vorhin mitgetheilten Begriff des Bewusstseyns nicht sogleich, sondern erklärt das Bewusstseyn zuerst (S. 25.) durch den Zustand des menschlichen Lebens, in welchem das Gehirn, seiner ursprünglichen Anlage nach, thätig ist.“ Es sey, daß das Bewusstseyn eine Folge dieser Thätigkeit ist, und daher beydes, das Bewusstseyn und diese Thätigkeit, unzertrennlich mit einander verbunden sind; so ist dennoch das eine nicht das andere, eben so wenig wie die drey Seiten des Triangels die drey Winkel desselben sind. Dadurch aber, daß der Verf. diese Thätigkeit der Wirkung derselben substituirt, wurde er mit einem Male von seinem Wege abgeleitet. Der Arzt mag sich allerdings, bey der Ausübung seiner Kunst, an die Ursach der Krankheit, die er heilen will, zu halten haben; so ist es ein anderes, eine Kunst ausüben, und ein anders, an der Vervollkommnung der Theorie derselben arbeiten. Die erste Frage ist hier, worin eine Sache bestehe, oder was sie sey; nicht, was ihre Ursach sey, oder woraus sie entstehe. Dieses können wir erst aus Schlüssen wissen, welche wir aus jenem Begriffe mit oder ohne Hülfe der Erfahrung ziehen. Ist so die Ursach, von der eine Krankheit unterhalten wird, gefunden; so mag man, um die Krankheit zu heilen, sie, wenn man ihr beykommen kann, wegräumen; in der Theorie fange man hiervon aber

nie an. Denn eine so ungründliche Theorie kann nie die Grundlage einer gründlichen Praxis werden. Die hier gerügte fehlerhafte Substitution der Ursach an die Stelle der Wirkung, um deren Begriff es zunächst zu thun war, findet sich nicht allein in der Definition des Bewusstseyns, sondern auch in den Definitionen der Gemüthskrankheit und der Gattungen, welche davon angegeben werden. Denn um bey dem, was der Verf. Unsinn nennt, stehen zu bleiben, so fällt wohl in die Augen, daß wir den Menschen, bey welchem das Gehirn in zu großer Thätigkeit ist, nicht deshalb unsinnig nennen, sondern weil er verkehrt urtheilt und handelt, oder vielmehr des heftigen Stroms seiner Vorstellungen wegen nicht dazu kommen kann, richtig zu urtheilen und mit Verstande zu handeln. So urtheilt jeder, ohne an das Gehirn und die Nerven eines solchen Unglücklichen zu denken, und urtheilt richtig, weil derselbe nach wie vor unsinnig bleiben würde, wenn sein Gehirn und seine Nerven auch unschuldig an seinen Verirrungen wären. Jeder hat hier eine rein psychische, mehr oder minder entwickelte Ansicht der Sache. Der rein psychische Begriff, auf welchen diese Ansicht führt, würde vorerst zu erörtern seyn. Wäre dieses geschehen, so würde es erst Zeit seyn, nach den somatischen Gründen des Unsinns zu fragen, die wir vielleicht bestimmter, und nicht bloß in einer so magern Allgemeinheit auffinden, wenn wir, wie dort

das Pſychiſche, ſo hier das Somatiſche vorerſt für ſich betrachten, und dann erſt beydes zuſammenſtellen. Auf dieſem Wege ſind die Erfahrungen über das Verhältniß des Pſychiſchen und Somatiſchen, an welchen es uns bis jezt faſt gänzlich fehlte, zu hoffen, und Erfahrungen, durch welche wir uns dem Ziele nähern, um welches man ſchon ſo lange herumgeirrt iſt. Hierzu iſt, wie aus dem Geſagten erhellet, eine Trennung der pſychiſchen und phyſiſchen Erſcheinungen, um mit dem Verf. zu reden, nöthig, ſo ſehr er hiergegen auch eingenommen war.

Von S. 80. bis zu Ende des Auffatzes, ſo weit er hier abgedrückt iſt, führt der Verf. die entfernten Urfachen des Wahnsinns an, in ſofern ſie in Unvollkommenheiten des Gehirns, des Nervenſystems und des Organismus überhaupt beſtehen, und liefert inſbefondere eine ſchätzbare Nachleſe zu den hierüber von Arnold und andern über das Gehirn wahnsinniger Perſonen geſammelten anatomischen Beobachtungen.

Das Vorzüglichſte in dieſer Sammlung iſt der dritte Auffatz: Prüfung der Hirn- und Schädellehre des Herrn D. Gall (S. 113 — 208.). Der Beweis, durch welchen der Verf. den Kardinalsatz der Gallſchen Kranioſkopie, daß jede Anlage ihr eigenthümliches Organ im Gehirn habe, dadurch widerlegen will, daß er zeigt, das Gehirn ſey das Organ aller geiſtigen Erſcheinungen, kann uns freylich nicht ge-

nügen. Denn durch diesen Beweis, wenn er übrigens auch richtig ist, ist doch nichts mehr und nichts weniger dargethan, als dafs das ganze Gehirn das Organ aller Seelenerscheinungen zusammen genommen sey; aber nicht, dafs nicht dieser oder jener Theil desselben das eigenthümliche Organ dieser oder jener Erscheinungen insbesondere sey; da jenes mit diesem so wenig in Widerspruch ist, dafs, wenn dieses wahr ist, auch jenes wahr seyn mufs. Allein so verunglückt dieser Beweis ist; so scharffinnig ist die Prüfung der Erfahrungen, von welchen Gall ausgegangen ist, und die Schlüsse, die er aus denselben gezogen hat. Ohne den Scharffinn Anderer, welche die Gall'sche Lehre geprüft haben, zu verkennen, dürfen wir behaupten, dafs die Winkelmann'sche die vollständigste Prüfung sey, und wünschen sie deshalb um so mehr zu empfehlen, da die Kranioskopie, in welcher das Psychische und Somatische immer mit einander parallel läuft, wenn sie einmal wohlbegründet ist, in mehr als einer Rücksicht, dem psychischen Arzt wichtig seyn mufs.

VIII.

N a c h s c h r i f t
d e r H e r a u s g e b e r.

Der erste Aufsatz dieses Stücks ist als eine Vorrede, nicht allein zu demselben, sondern zu der ganzen Zeitschrift zu betrachten. Was wir unsern Lesern zu leisten, und worin wir uns die Unterstützung der Freunde unsers Unternehmens wünschen, haben wir darin ausführlicher gesagt, und das vorliegende Stück wird den erstern sagen, wie sehr wir es uns angelegen seyn lassen werden, ihre Erwartungen zu befriedigen. Nur über einen oder zwey Punkte haben wir geglaubt, uns schicklicher, hier als dort, erklären zu können, weil wir, was wir darüber zu sagen haben, dort nicht so kurz hätten fassen können als hier, wo wir uns auf das Vorhergehende beziehen können.

Dieses Stück enthält nämlich zwey Krankheitsgeschichten, und viel ausführlicher erzählt und mit ausführlichern Anmerkungen, als man es sonst bey Fällen dieser Art in den Schriften der Aerzte gewohnt ist. Wir glaubten zuvörderst um so weniger, des Herrn v. Schlözer und des Herrn Dr. Gregorini Erzählung abkürzen zu dürfen, da wir an Krankheitsgeschichten dieser Art so arm,

als wir an Erzählungen von Krankheitsfällen dieser Art, wenn hier der Ausdruck paßt, überreich sind. Denn nicht jede Erzählung von einem Falle, und wenn sie auch Umstand vor Umstand wahr ist, kann auf den Nahmen einer Geschichte Anspruch machen. Eine Geschichte soll uns nicht allein sagen, wie ein Umstand nach oder neben dem andern erfolgt ist, sondern uns auch sichtbar machen, wie er neben und nach den andern Umständen hat eintreten müssen. Wir irren wohl nicht, wenn wir behaupten, daß beyde Erzählungen dieses in einem ungleich höhern Grade leisten, als oft in ganzen Bänden von erzählten Fällen dieser Art auch nur ein einziger. Die Erzählungen dieser Art sind meist zu summarisch, als daß sie sonderlich unterrichtend seyn könnten, da bey diesen Krankheiten hundert und abermals hundert Umstände in Betrachtung kommen, die bey andern nichts zur Sache thun. Der Stand, die Geburt, die häusliche Lage, der Charakter eines Menschen, seine längst erlebten Schicksale u. s. w.: alles dieses sind hier Umstände, die seine Krankheit oft auf diese oder jene Art bestimmen. Es mag immerhin seyn, daß der Arzt, der einen solchen Kranken zu behandeln hatte, von ihnen den weisesten Gebrauch macht; allein dennoch in seiner Erzählung von der Krankheit und seiner Behandlung derselben uns nichts davon sagt, oft nichts davon sagen will.

Haslam beklagt sich darüber, daß es ihm schwer geworden sey, über die seiner Behandlung anvertrauten Kranken die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. „Wenn Kranke, sagt er *), in das Bethlehem-Hospital gebracht werden; so werde allezeit bey den Verwandten, von welchen sie begleitet werden, Erkundigung über die Ursache, von der man vermuthet, daß sie den Wahnsinn veranlaßt habe, angestellt. Diese seyen aber in vielen Fällen sehr zurückhaltend, oder delikats (wie H. es nennt) in diesem Punkte. Sie hüten sich, die Schwachheiten oder unmoralischen Gewohnheiten der Kranken bekannt zu machen, und seyen noch zurückhaltender, wenn die Krankheit eine Familienkrankheit ist.“ Der Arzt, der von allem diesem vielleicht bey seinem Kranken unterrichtet ist, und von der Kenntniß, die er davon hat, bey der Behandlung des Kranken den glücklichsten Gebrauch gemacht hat, wird, wenn er den Fall erzählt, sehr oft eben so behutsam alle solche Umstände verschweigen, als man vielleicht sie ihm, aus einer unzeitigen Schaam, verheimlicht haben würde. Wir unsers Theils sind nicht allein weit entfernt, diese Verschwiegenheit des Arztes zu tadeln, sondern halten sie vielmehr für klug, und in vielen Fällen für pflichtmäßig. Nur bedauern müssen wir es, daß hierüber so manche lehrreiche Geschichte verlohren geht. Denn nach einer Reihe von Jahren, wo der Kranke vielleicht verschollen ist, und jene Rücksichten den Arzt nicht mehr abhalten könnten, die Ge-

*) Beobachtungen über den Wahnsinn S. 63. der deutschen Uebers.

schichte desselben zu beschreiben, ist sie ihm vielleicht aus dem Gedächtnisse gekommen.

Aerzte, welche uns mit ganzen Sammlungen von Erzählungen von ihnen behandelter Fälle beschenken, wie Profect, Haslam, Chirugi und andere, konnten eben, weil sie uns viel erzählen wollten, nicht ausführlich erzählen. Wir erfahren daher von ihnen viele Fälle, aber doch nicht vieles.

Aus diesem Grunde glauben wir, das Krankheitsgeschichten von Wahnsinn, Schwermuth u. s. w., die mit der Ausführlichkeit, wie die Bourbierische oder des Chevalier de Q. . . Geschichte erzählt sind, zu den interessantesten Beyträgen gehören werden, die unsere Sammlung erhalten wird. Aerzte, welche uns dieselben mitzutheilen die Güte haben werden, können eben so sehr darauf rechnen, das wir jeden Umstand, den sie uns etwan blofs, um die übrigen Umstände richtiger zu würdigen, mittheilen werden, ohne uns zu erlauben, ihn in die Erzählung, wie sie gedruckt erscheint, aufzunehmen, auf das gewissenhafteste zurückbehalten werden, als auf die Dankbarkeit, die wir ihnen dafür schuldig sind. Auch das psychologische sowohl als das medicinische Publikum mus ihnen um so mehr dafür dankbar seyn, da für die Erzählung solcher Fälle wohl kein schicklicherer Ort gefunden werden kann, als eine Zeitschrift, wie die unrige. Werke über den Wahnsinn, die Melancholie u. s. w., die viele solche Fälle, und so ausführlich erzählen sollten, würden für einen Verf. bald zu stark werden. Sie würden eine Beharrlichkeit erfordern, unter welcher auch die geduldigste Thätigkeit ermüden würde. Unsere Zeit-

schrift würde durch solche Beyträge, einem künftigen Schriftsteller über jene Krankheiten, vielleicht eben den Dienst leisten, den Moriz'ens bekanntes Magazin einem der scharffinnigsten Schriftsteller über denselben Gegenstand, dem vortrefflichen Crichton, nach seinem eignen Geständnisse *) geleistet hat.

Die psychiko-nosologischen und hiatrischen Bemerkungen, welche von einem von uns der einen Krankheitsgeschichte angehängt, und der andern eingewebt sind, stehen wohl um so weniger an ihrem unrechten Orte, da man diese Ansicht aller ähnlichen Fälle, bisher nur zu sehr verfäumt hat. Ueber den Werth derselben müssen wir das Urtheil unsern Lesern überlassen.

Crichton, der des Moriz'schen Magazins, wie eben bemerkt ist, so dankbar erwähnt, macht dabey demselben einen unverdienten Vorwurf. „Es sey zu beklagen, sagt er, das der größte Theil, der in demselben enthaltenen Fälle, für den Arzt unwichtig sey. Die Deutschen gleichen einer dem andern fast durchgängig in einer Liebe für das Wunderbare; und man müsse gestehen, das diese Begierde, die nur von Schwachheit zeuge, hier ihre volle Nahrung erhalte. Die Geschichten prophetischer Träume, überraschender Eingebungen u. s. w. nehmen zu viel Platz in dem Werke ein. Diese und vieles Andere sey in demselben dem Arzte unwichtig.“

*) Ueber die Natur und den Ursprung der Geisteszerrüttung, aus dem Engl. in Auszügen, Vorrede S. VI.

„Für den Arzt allein, könnte Moriz hierauf erwiedern, sey sein Magazin nicht bestimmt, sondern für jeden, der an der Kultur der Psychologie ein Interesse nehme, es sey nun, daß er selbst daran Hand lege, oder ihrer nur zu gewissen Anwendungen benöthigt sey, wie der Arzt, der Rechtsgelehrte und andere. Der erste Theil jenes Vorwurfs sey also nicht gründlicher, als wenn der Arzt, oder wer es sey, an einem Magazin der Physik oder Chemie es tadeln wolle, daß es vieles enthalte, was ihn nicht zunächst angehe. Zu dem sey auch die praktische Wichtigkeit eines Falls, einer Anmerkung u. s. w. nicht bloß danach zu ermessen, was darin unmittelbar für die Anwendung liege, sondern wozu sie überhaupt führen. Finden wir z. B. in der Erklärung der sogenannten prophetischen Träume Licht; so werden wir auch schon heller in Ansehung des Somnambulismus sehen.“

Crichton's Tadel trifft also nicht, wohin er zielt; er könnte aber dahin treffen, wohin er gar nicht zielen konnte: er würde uns treffen, wenn nur das für die Kultur einer Wissenschaft einen Werth hätte, was unmittelbar zur Anwendung bey einzelnen Fällen gebraucht werden kann. Ein Aufsatz z. B. über die psychologische Benutzung der Sprache, scheint so ein bloß theoretisches Interesse zu haben, und doch führen diese Betrachtungen zu mehr als einer Bemerkung, die für die Erkenntniß und Behandlung der Krankheiten, in welchen hauptsächlich die Seele leidet, von Erheblichkeit ist.

Aber die Liebe zum Wunderbaren? — Von dieser gestehen wir gern, mögten die Deutschen nicht ganz frey zu sprechen seyn, und zu

wünschen wäre es ihnen gewifs nicht, wenn man sie ihnen ganz absprechen müßte. Es giebt nämlich eine zwiefache Liebe zum Wunderbaren. Die eine gafft und staunt und kennt kein größeres Vergnügen, als sich im Anstaunen des Wunderbaren zu verlieren; die andere sucht es zu erklären. Jene ist die Mutter der Schwärmerey und des Aberglaubens; diese die Mutter der Naturwissenschaften. Diese sind mehr beschäftigt, was uns die Beobachtung lehrt, auf allgemeine Gesetze zurückzuführen und es daraus begreiflich zu machen, als aus diesen allgemeinen Gesetzen neue zu folgern.

Denn das Problem aller Naturwissenschaften ist kein anders, als die Naturgesetze in ihrem Zusammenhange darzustellen. Hier giebt es nur zwey Wege: entweder folgern wir aus einem oder aus mehreren Naturgesetzen ein anders; oder wir bemühen uns, den Zusammenhang von einem Gesetze, das wir, wenigstens der Erfahrung zu Folge, als ein Gesetz betrachten müssen, mit allgemeinem, die wir als ausgemacht betrachten müssen, aufzusuchen. So lange sich uns die Natur in der Erfahrung immer mehr und mehr offenbart, werden wir den letzten Weg viel öfter als den ersten zu betreten Anlaß haben. Und was könnte uns mehr auf ihn ziehen, das Wunderbare oder das Natürliche? — Natürlich heißt hier nichts anders, als was wir in dem gewöhnlichen Laufe der Natur wahrzunehmen gewohnt sind; und Wunderbar das, was uns nicht allein als neu befremdet, sondern mit unserer Kenntniß des Natürlichen im Widerspruche scheint. Scheint, müssen wir sagen. Denn, daß es kein Wunder gebe, ist gerade der Satz, von welchem

alle Bemühungen des Naturforschers ausgehen; und dieser wird durch alles, was uns Anfangs als ein Wunder erscheint, am meisten bestätigt. Denn nicht selten sehen wir in dem Wunderbaren das Natürliche nur vergrößert; das Natürliche nämlich, das in den alltäglichen Erscheinungen in einem so unmerklichen Grade vorhanden ist, daß es sich unsern Augen eben deshalb, weil sie es alle Tage sehen könnten, um so mehr entzieht. Einer solchen Vergrößerung des Natürlichen in dem Wunderbaren, bedarf es also wohl, um auch den aufmerksamen Beobachter in demjenigen, was er sonst als das Natürlichste betrachtet, darauf aufmerksam zu machen. Doch hier ist nicht der Ort, diese Betrachtungen weiter fortzusetzen. Genug, wenn wir uns nur damit rechtfertigen, wenn wir hie und da unserm Leser etwas, was einem Wunder ähnlich sähe, vorführen sollten. Es wird, wie es sich von selbst versteht, nie geschehen, als wo die historische Wahrheit desselben keinem Zweifel unterworfen seyn kann.

Verbefferung.

S. 9. Z. 19. ist statt daran zu lesen: davon.



I.

Ueber den

Begriff der Medicin

und ihre Verzweigungen,

besonders in Beziehung auf die Berichtigung

der Topik der Psychiaterie,

v o m

P r o f e s s o r R e i l.

§. 1.

E i n l e i t u n g.

Die Medicin ist Naturkunde der Organismen, in ihrem Wechselverhältniß zur Außenwelt, angewandt auf den Zweck der Heilung ihrer Krankheiten. Die reine Naturkunde ist eigentliche, die Medicin technische Wissenschaft. Jene bestimmt ihren Inhalt durch ihren Begriff, mit demselben ihren Umfang, innerhalb welchem sie bloß intensiv erweitert werden kann. Sie

I. Band, 2s Heft.

L

kennt kein Verhältniß aufser sich, und hat kein anderes Ziel, als ihre eigene Selbstentwicklung. Hingegen werden in dieser die Principien, nach welchen sie zu Stande kommen soll, durch ihren Zweck bestimmt. Ihre Gränzen sind beweglich, und einer nicht blofs intensiven, sondern auch extensiven Erweiterung fähig. Die Naturkunde ist also die Grundlage, und die bestimmte Anwendung derselben der eigenthümliche Charakter der Medicin, durch welchen sie sich nicht allein von der reinen Naturkunde selbst, sondern auch von jeder andern, ihr zur Seite stehenden, Anwendungsart derselben unterscheidet.

In der angewandten Naturkunde ist nicht mehr von einem bloßen Wissen um die Natur der Organismen, sondern von einem bestimmten Handeln die Rede, wozu das Wissen die Regeln hergiebt. Nun setzt aber jede Anwendung derselben zu besondern Zwecken eine Gemeinschaft oder eine Wechselwirkung zwischen den Organismen und ihrem Aeußern voraus, welche man nach einer doppelten Richtung betrachten kann, je nachdem die Organismen in diesem Verhältniß sich als Subjekt oder als Objekt verhalten. Die Wirkung geht nämlich entweder von ihnen aus, und auf ein anderes aufser ihnen, oder das Aeußere wirkt auf sie ein. Doch kömmt es, Behufs unserer Absicht, vorzüglich darauf an, das letzte Verhältniß, nämlich den Einfluß alles Aeußern auf das Innere überhaupt

in seinem Princip und in seiner höchsten Allgemeinheit richtig aufzufassen. Allein an einer solchen Theorie alles äußern Einflusses auf die Organismen überhaupt, die ihn von Seiten seiner Möglichkeit aufstellte, und damit zugleich alle besondern Formen desselben geben würde, die in jener ihre gemeinschaftliche Wurzel haben, fehlt es uns ganz. Man hat zur Zeit keinen Versuch gemacht, sie zu bearbeiten; auch würde sie nicht vollständig gelingen. Denn sie setzt etwas voraus, woran es uns noch gebricht: eine rationelle Erkenntniß des Innern und Außern, aus welcher erst alle Gemeinschaft und Wechselwirkung resultiren muß, die zwischen beyden stattfinden kann. Eins der Verhältnisse des Außern zum Innern ist nicht ohne das andere verständlich; und wer das eine derselben wahrhaft begriffen hat, hat sie alle begriffen. Denn es giebt nur ein oberstes Gesetz, auf welchem jede Metamorphose der Organismen durch äußere Einflüsse beruht, nach welchem ihre psychische, chemische und mechanische Seite erregt wird, nach welchem sie gebildet, entwickelt, zur Aktion bestimmt werden, nach welchem die Nahrungsmittel, Arzneyen, Krankheitsursachen und Gifte sie unwandeln, die Sinnenwelt zu ihnen gelangt, sie unter sich in Wechselwirkung treten, und nach welchem endlich ihre Bildung zur Thierheit, Kunst, Intellektualität und Mora-

lität bewirkt werden muß. Hier, wo bloß vom Allgemeinen die Rede ist, soll noch keine Trennung, weder durch Zwecke, noch durch die Qualität des Aeußern, keine Scheidung zwischen Substanz und Potenz, psychischen oder physischen Reizen, Gift oder Heilmittel, keine Scheidung zwischen Gymnastik, Pädagogik oder Heilkunde zugelassen werden.

Erst nachdem jene Theorie uns vor Augen liegt, in welcher die Möglichkeit und der letzte Grund aller Wechselwirkung zwischen dem Organismus und seinem Aeußern überhaupt objektiv ist, kann die Analyse der besondern Einflüsse, die sehr verschiedener Art, psychisch oder physisch, zufällig oder absichtlich und nach sehr verschiedenen Zwecken absichtlich veranstaltet seyn können, und die Richtung derselben auf bestimmte Zwecke mit Glück unternommen werden. Es kann alsdann, wenn jene Theorie gegeben ist, jede Methode ihrer Anwendung, d. h. die Regel, nach welcher das Verhältniß des Aeußern zum Innern gestellt werden muß, um dies durch jenes auf eine bestimmte Art, und unserer Absicht gemäß, zu modificiren, leicht gefunden werden. Alle verschiedenen Doktrinen, die technisch sind, Gymnastik, Pädagogik, Heilkunde und die verschiedenen Zweige der letzten: Hygiene, Diätetik, Pharmakologie, Aetiologie der Krankheiten, Toxikologie und Pathematologie haben

hre Grundlage in jener Theorie; aber ihren wesentlichen Charakter in dem Zweck, zu welchem sie die Naturkunde anwenden. Daher darf auch keine jener Doktrinen in das Gebiet der andern hinüberspringen. Denn, wenn sie gleich alle einerley Fundament haben; so bestimmt nicht dies, sondern ihr Zweck ihren Charakter und die Differenz, durch welche sie sich unter sich und von der Naturkunde unterscheiden. Aus diesem erhellt auch, daß es wohl eine Naturkunde, auf Policey und Rechtspflege angewandt, aber keine medicinische Pólicey und gerichtliche Arzneykunde geben könne. Denn wenn die Medicin allein in der Beziehung der Naturkunde auf das Heilgeschäft ihre Realität hat; so kann sie nicht mehr Medicin bleiben, wenn diese Beziehung aufgehoben, und statt derselben eine andere auf das Recht und die Policey gesetzt wird. So würde es auch eine unphilosophische Anmaßung der Philosophen seyn, wenn sie die Psychiaterie von der Medicin trennen und dieselbe sich zueignen wollten. Nur die reine Wissenschaft der realen und idealen Natur des Menschen gehört in die Philosophie; aber die Anwendung derselben auf die Heilung der Krankheiten macht das Wesen der Medicin aus, die jede Erkenntnißart, die zu ihren Zwecken führt, nimmt, wo sie sie findet. Was sich mit dieser bestimmten Technik befaßt, ist nicht mehr Philosoph, sondern Arzt.

Jede technische Doktrin trägt ihre Grundwissenschaft gleich mit Rücksicht auf den Gebrauch derselben vor. So die Medicin. Sie beschäftigt sich vorzüglich mit der Naturkunde derjenigen Thierart, von der die Rede ist, und besonders mit demjenigen Einfluß des Aeußern auf dieselbe, durch welchen ihre Krankheiten erregt und geheilt werden.

§. 2.

Verzweigungen der Heilkunde, nach den Receptivitäten, in welche der Lebensproceß sich ausbreitet.

Die Medicin soll die Gesundheit des Menschen erhalten, vermehren und herstellen, wenn sie verlohren ist. Das Ideal des Lebensprocesses, dessen Frucht die höchste Gesundheit ist, kann als solches nur Eins seyn. Es liegt daher im absoluten, der Normal-Proceß des konkreten Lebens in der Breite des relativen Mittelpunkts. Von demselben gehen die Differenzen (Krankheiten, *Modi vitae anomali*) als Radien, zwar nach allen Punkten des Umkreises, doch stärker gegen die Pole desselben, und tragen den Charakter derselben an sich. Aber diese möglichen Formen, nach welchen der Lebensproceß variiren, und von der Norm abweichen kann, liegen schon in seinem Begriff; und es ist das Objekt der reinen Nosologie, sie unmittelbar aus demselben abzuleiten und in systematischer Ordnung

darzustellen. Jeder anomale Proceß, als Abweichung vom Mittelpunkt, hat einen entgegengesetzten, durch welchen er zu demselben zurückkehrt. Die Konstruktion dieser Prozesse, durch welche die Heilkraft der Natur thätig ist, fällt in das Gebiet der allgemeinen Heilkunde.

Der endliche Mensch ist keine absolute, sondern eine bloß relative Totalität. Er selbst ist nur in und durch die Relation von dem, was Wesen in ihm ist; und diese besteht wieder bloß in dem allgemeinen Wechselverhältniß, durch welches die ganze Sinnenwelt sich gegenseitig und in der Succession trägt. Er bedarf daher des Aeußern. Einflüsse, die mit seinem Begriff harmoniren, erhalten ihn gesund; die entgegengesetzten machen ihn krank, und durch andere, die wir in dieser Beziehung Heilmittel nennen, kehrt er wieder zur Norm zurück. Doch sind dieselben nur die äußere Bedingung des Genesens; die unmittelbare Heilung ist lediglich Werk des Innern. Der Organismus ist in allen Verhältnissen Produkt seiner eigenen Kraft; also auch sein eigener Arzt. Sofern das Verhältniß des Aeußern zum Innern, welches die Heilkraft der Natur begünstigt, durch eine bewusste Idee bestimmt wird, heilt die Kunst; im Gegentheil die allgemeine, blinde und zufällige Influence. Denn das technische Heilen ist nichts anders, als ein Setzen eines solchen Aeußern, durch welches die innere

Heilkraft der Natur auf eine Art erregt wird, daß sie dem Zwecke der Genesung gemäß thätig ist. Nun kann aber nur in sofern, und auf so vielerley Art eine Gemeinschaft, oder ein gegenseitiges Ineinandewirken zwischen dem Organismus und seinem Aeußern zu Stande kommen, als er sich der Welt und die Welt sich ihm öffnet, d. h. als er verschiedene Receptivitäten für die Außenwelt hat, durch welche dieselbe erst seine Außenwelt und fähig wird, auf ihn einzuwirken. Mit der Zunahme der Receptivitäten auf den höhern Bildungsstufen der Thierreihe, die eben nichts anders, als für die Welt immer stärker aufgeschlossene Wesen sind, welches in dem Menschen am vollkommensten gelungen ist, wächst die grössere Möglichkeit der Heilung durch ein Aeußeres.

Der Mensch hat eine psychische, physikalisch-chemische und mechanische Receptivität: diese zuverlässig, aber auch keine mehr. Denn es läßt sich in der Theorie des gegenseitigen Einflusses der Substanzen auf einander leicht beweisen, daß es überhaupt nur diese drey Seiten gebe, mittelst welcher dieselben in Wechselwirkung treten können. Die psychische Receptivität ist an dem einen, und die mechanische an dem andern Extrem die absolute Gränze aller gegenseitig-

gen Empfänglichkeit. Jenen Receptivitäten, die nichts anders als verschiedene Modificationen eines Lebens von Seiten seiner Passivität sind, muß das Aeufere, in der nämlichen Triplinität, als psychischer, physikalisch-chemischer und mechanischer Reiz entsprechen, weil ohne Reize keine Receptivitäten denkbar sind, und beyde nicht ohne innere und wesentliche Einheit in Gemeinschaft treten können. Hier ist es, wo die Differenz der Heilkunde ihren Grund, und die Theorie der Medicin, wenigstens in Ansehung ihrer Gränzen, ihre Vollendung findet.

Es giebt nur eine Medicin, sofern es eine Naturkunde ist, die auf den einen Zweck der Heilung angewandt wird. Die Prädikate ihrer Differenzen gehören also nicht ihr, sondern ihren Theilen an, von welchen sie das Ganze ist. Es giebt also keine psychische Medicin, sondern eine Psychiaterie; eine Chirurgie, aber keine chirurgische Medicin. Denn die Prädikate, durch welche das Ganze in Theile zerfällt, können nicht auch wieder dem Ganzen beygelegt werden. Auch kann die Trennung der Medicin in Chirurgie, Arzneykunde und Psychiaterie, weder von der Differenz der Krankheiten, noch von der verschiedenen Qualität der Mittel, an sich betrachtet, ausgehen, durch welche sie geheilt werden. Denn wenn auch die drey Seiten des Menschen in seinem gesammten

Handeln, wie in seinem Leiden, sich in sehr verschiedenen Verhältnissen offenbaren, und in seinen Krankheiten bald die psychische, bald die chemische oder mechanische Seite, als hervorstechend verletzt, erscheint; so ist damit doch keine absolute, sondern eine bloß relative Differenz gesetzt, insofern keine jener Seiten allein, sondern alle zugleich, nur mit einem Ueberwiegen der einen oder der andern, afficirt werden kann. Daher finden wir auch niemals reine psychische, oder reine chemische und mechanische Krankheiten, sondern in allen strahlt das Ganze wieder: Affektion des einen Lebensprocesses, der bald diese, bald jene seiner Seiten stärker herauswirft. Eben dieß gilt von den äußern Einflüssen. Daher kann auch das nämliche Mittel alle Seiten des Organismus erregen, und es erregt diese oder jene nicht immer nach der Potenz, die in ihm vorwaltet, sondern auch nach dem Zugang des Organismus, auf den es zugelassen, und nach der Empfänglichkeit, mit der es in Gemeinschaft gebracht wird. Wenn gleich die Rhabarber an sich eine chemische Kraft ist; so wirkt sie doch, als solche, nicht aufs Auge, sondern bloß auf den Darmkanal. Jene Differenzen der Krankheiten und der Heilmittel beruhen also bloß auf einem Vorwalten der Aeufserungen eines Substrats, sind Verhältnisse intensiver Größen, die nirgends eine absolute Trennung zulassen. Sie können daher auch nicht der Punkt seyn, von welchem die Ver-

zweigung der Medicin ausgehen muß. Auch kann dieselbe nicht von dem Total-Effekt abhängen, den die, differenten äußeren Potenzen in der Organisation hervorbringen, weil dieser bey aller Verschiedenheit des Außern immer der nämliche, Modifikation eines und desselben Lebensprocesses ist, die sich nach seinen drey Seiten ausbreitet. Es ist daher nicht möglich, die Krankheiten und die Mittel wider dieselben, nach der Gleichheit der Seiten, die in ihnen vorwalten, zusammenzubringen: den psychischen Krankheiten psychische, den mechanischen mechanische Mittel entgegenzustellen. Das an sich psychische Mittel heilt auch chemische Krankheiten, und umgekehrt, werden psychische Krankheiten durch chemische Mittel geheilt. Das Licht an sich ist eine psychische Potenz, das Auge ein Organ, in dem die psychische Receptivität vorwaltet. Doch kann der Eindruck von jenem auf dies chemisch seyn, z. B. auf einen Menschen, der mit offenen Augen schläft.

Da also jene relativen Bestimmungen, die überall mit sich im Gleichgewicht sind, und nur in der Vergleichung mit Andern differiren, die Medicin nicht in ihre Theile zerlegen können; so bleibt nichts übrig, als das dritte, was in der Gemeinschaft des Organismus mit seinen Einflüssen, der Krankheit und ihrer Mittel entsteht, nämlich der primäre Eindruck, in welchem beydes zusammenfällt. Die Kurmethode

ist psychisch, wenn der erste Eindruck des Mittels, und wenn es eine Ruthe wäre, auf die Seele und die Sinne gewirkt hat u. s. w. Es kann nur die Frage seyn, welche Veränderungen des Organismus, Behufs der Heilung seiner Krankheiten, durch primäre Eindrücke auf die psychische, chemische oder mechanische Seite desselben möglich sind. Die Mittel, welche durch ihre Qualitäten wirken, vermarken das Gebiet der Arzneykunde. Wo die Qualitäten erloschen sind, und die Körper nur noch als Körper, durch Mittheilung der Bewegung wirken, da beginnt mit scharfer Gränze die Chirurgie. Wo endlich, am entgegengesetzten Pol, das Beharrliche im Raume verschwindet, und das Freythätige sich offenbart, geht die Heilkunde, durch Licht und Wärme, in die Psychiaterie über. Jeder dieser Zweige hat eine theoretische und praktische Seite. So viele Differenzen äußerer Einflüsse und so viele Receptivitäten des Organismus für dieselben, vermittelt der Sinnorgane, der Assimilationswege und der körperlichen Begränzung es giebt, durch welche jene erst als Einflüsse möglich sind; so viele Zugänge zum Menschen, so viele Möglichkeiten der Heilung, so viele Zweige der Heilkunde giebt es. Dies alles in sein natürliches Verhältniß zu stellen, und das Getrennte in dem zu verbinden, in welchem es Eins ist, ist die unendliche Aufgabe für die wissenschaftliche Heilkunde. Damit ist nun alle

äußere Mannigfaltigkeit der Medicin gegeben, die man zwar dunkel geahndet, und durch Sonderung der Arzneykunde und Wundarzneykunde angedeutet, aber weder in Absicht ihres Grundes klar vorgestellt, noch ihre Differenzen vollständig aufgezählt hat *). Der Chirurgie habe ich zuerst Sinn und feste Gränze gegeben, und der Chirurgie und Arzneykunde den dritten noch fehlenden Theil, als integranten der Triplicität, in der Psychiaterie, zugefügt, wodurch es erst möglich wird, jeder Kur den Charakter der Vollständigkeit mitzutheilen, den sie nothwendig haben muß. Von der Differenz der Aerzte in wissenschaftliche, in denen Wissen und Handeln Eins ist, und in empirische, die als psychologische Automaten zwar nach Regeln handeln, aber der Begründung derselben sich nicht bewußt sind, habe ich an einem andern Orte geredet **).

Aber woher diese drey Seiten alles Substantiellen, und nur diese drey, auf welchen alle Mög-

*) *Isdem temporibus in tres partes Medicina ducta est: ut una esset, quae victu; altera, quae medicamentis; tertia, quae manu mederetur. Primam διαιτητικήν, secundam φαρμακευτικήν, tertiam χειρουργικήν Graeci nominaverunt. Celsus Lib. I. Praefat.*

***) Reil, *Pepinieren*, zum Unterrichtsärztlicher Routiniers, als Bedürfnisse des Staats nach seiner Lage, wie sie ist. Halle 1804. §. 3. und 4.

lichkeit gegenseitiger Wechselwirkung desselben beruht und beschränkt ist? Sie sind nicht etwan zufällig, sondern allem Leben und aller Thätigkeit in der Natur, so wie der Idee ihre Dimensionen, nach welchen sie sich ausbreitet, ursprünglich eingeboren. Daher kehrt überall, in den drey Kräften der Materie, in den drey Dimensionen des Raums, in den drey Stufen des dynamischen Processes, in den drey Grundformen, nach welchen sich das Universum entfaltet, und in den drey Acten alles Wissens, die nämliche Triplicität; nur unter verschiedenen Formen zurück. Was auf der tiefften Stufe der Natur ein bloßes Seyn, todtes, bewußtloses Object ist, erhebt sich in der zweyten Potenz zum Object für sich, und percipirt entweder bewußtlos in den chemischen Affinitäten, oder mit Bewußtseyn in dem Empfindungsvermögen der Organismen. In der höchsten Potenz werden endlich jene zwey im Selbstbewußtseyn als Eins gesetzt; und das Empfindende percipirt nicht bloß das Empfundene, sondern in demselben zugleich sich selbst.

Das nämliche Gesetz, nach welchem sich das Abolut-Thätige in der Natur, was Allem Polarität und Gleichgewicht giebt, gegen seine eine Seite, mit quantitativer Differenz, als Ideales und Repulsives, gegen die andere, als Reales und Kontraktives, ausbreitet, und im Mittelpunkt das gleiche Wesen beyder ist; das näm-

liche Gesetz, nach welchem sich der dynamische Proceß in seiner höchsten Einfachheit bildet, ist auch das Urgesetz jeder Metamorphose in der endlichen Welt, welches überall, sowohl in ihren Urkräften und Elementen, als in der ganzen Skale ihrer verwickelsten Kompositionen, als das ordnende Princip, durchblickt. Es ist der nämliche dynamische Proceß, der auf einer höheren Stufe der Relationen als Lebensproceß hervortritt; dieser also mit jenem gleiches Wesens. In jedem einzelnen Theile des Organismus wirkt der nämliche Proceß: jeder ist Produkt desselben. Die einzelnen Theile treten, als eben so viele Gegensätze, mit einander in Wechselwirkung, reihen sich in Systeme zusammen, die wieder, als neue Gegensätze gegen einander, und immer nach dem nämlichen Gesetz polarisiren, bis das Ganze in sich den Schlussstein des Gleichgewichts findet. Da also das Ganze in seiner Zusammensetzung nach dem nämlichen Typus, wie die Grundkräfte und Elemente, gegen einander gravitiren; so muß auch am Ganzen wieder die nämliche Polarität des Ideellen und Reellen hervortreten, die im Einzelnen war, und zwar nach der Vollkommenheit, die in der Synthesis waltet. Das vollendeste Product der Relation ist der Mensch, das Ebenbild der absoluten Totalität, in dem daher jene Triplicität, nach welcher sich das Universum entfaltet, vorzüglich unterscheidbar ist. Jedem Einzelnen ist das Ganze eingeboren, doch

so, daß in der Komparation mit Andern eine Seite vor der andern vorwaltet. In ihm wirken die getrennten Gegensätze, als differente chemische Kräfte, die nach Gleichgewicht streben, auf einander, und äußern sich, als bildendes Leben, in der Assimilation und Decomposition des Stoffs. Gegen den realen Pol zu, wo die Qualitäten im Gleichgewicht erlöschen, das Thätige im Produkte gefesselt, und neben dem, was wechselt, zugleich ein anderes, in welchem das Beschränkende vorwaltet, vorhanden ist, nimmt er den Schein eines beharrlichen Körpers an, der fähig ist, Bewegung mitzuthemen und aufzunehmen, dem Gesetze der höchsten Nothwendigkeit und dem Mechanismus der reinen Körperlichkeit unterworfen ist. Endlich entfaltet sich die Thätigkeit gegen den repulsiven Pol des Ganzen zu, immer mehr, bis sie sich im Selbstbewußtseyn am vollkommensten objektivirt, alles in sich einigt, den Mechanismus im Gemeingefühl, und die qualitative Seite in der Empfindung hinter sich aufnimmt, und sich, als höchste Freyheit in der Vernunft, der blinden Naturnothwendigkeit entgegenstellt.

Das Gesetz des einfachen dynamischen Processes ist es also, was sich als Urgesetz in allen Zusammensetzungen und in der ganzen Mannigfaltigkeit des Lebensprocesses wiederholt, sich im Einzelnen, wie im Ganzen, reprodu-

cirt,

cirt, was in dem Organismus am vollkommensten gelungen ist. Daher kann man auch den Reproduktions-Process in ihnen, sofern er Wiederholung des Nämlichen nach einerley Gesetz ist, als den allgemeinen Central-Process des mannigfaltigen Lebens ansehen, in dem Thätiges und Materielles ursprünglich und unbedingt Eins sind; als den Brennpunkt, in dem Repulsion und Kontraktion, Kraft und Stoff, Form und Substanz sich gleichgesetzt sind und sich gegenseitig in einander auflösen; endlich als den Process, der aus seiner Tiefe alles heraus schafft, der das Subjektive und Objektive, das bildende und animalische Leben, Leib und Seele, das Anschauende und Angeschauete in gleicher Parallele gegenseitig in sich bildet, an dem subjektiven Pol als Receptivität und Spontaneität, als Sensation und Intelligenz, und an dem objectiven als Substanz und Form, mit allen Qualitäten der chemischen Wahlverwandtschaft, in der Metamorphose des Stoffs, hervortritt.

Dieser eine Process, der im Einfachen, wie in dem, was durch Zusammensetzung und Relation aus dem Einfachen hervorgeht, immer dem nämlichen Urgesetz folgt, und unwandelbar durch das Ganze geht, ist es, der sich nach drey Seiten ausbreitet, und sich der Aussenwelt als mechanische, chemische und psychische Receptivität öffnet, aber auch wieder alle Eindrücke

auf dieselben in die Einheit seines Wesens und in das Ganze aufnimmt. Das nämliche Gesetz der Polarität geht durch das Einzelne, wie durch das Ganze. Das sensible System stellt sich zwar dem irritablen entgegen; doch trennt es sich auch wieder in sich selbst, als Sensation und Intelligenz, von welcher jene sich gegen die Realität, diese gegen die Idealität kehrt. Das Gehirn ist zwar das Centrum der Psyche, doch walten auch in ihm die Qualitäten; und sein Mechanismus ist so unvergleichlich, aber auch so versteckt, daß ihn noch kein Anatom enträthelt hat. Wo das Subjektive im Einzelnen wie im Ganzen vorwaltet, percipirt die Erregbarkeit das Aeufsere als Thätigkeit und psychisch; wo das Objective vorwaltet, und der Organismus einem Fertig-gewordenen gleich ist, sind die Perceptionen zum Mechanismus herabgesunken; und endlich, wo Gegensatz auf Gegensatz in der Qualität chemischer Potenzen, die noch an die Schwere gebunden sind, aufeinander wirken, ist die Perception chemisch.

§. 3.

Wiedervereinigung der Verzweigungen der Medicin in der Einheit des Lebensprocesses.

Oben ist gezeigt, wie die Einheit des Lebensprocesses sich nach drey Seiten entfalte, gleichsam auseinander gehe, und sich in ver-

schiedene Receptivitäten vom Mittelpunkt gegen die Peripherie ausbreite. Eben so geht es nun aber auch wieder rückwärts vom Umkreise dem Mittelpunkt zu. Jeder Eindruck, welche Receptivität er primair auch berührt haben mag, der ppsychische, wie der chemische und mechanische Reiz, wird zuletzt in ein und das nämliche Centrum aufgenommen. Der *secundaire* Effekt ist überall und von allen immer der nämliche, Modifikation dieses einen Lebensprozesses, die sich aber wieder über das Ganze verbreitet, durch alle Verhältnisse des Organismus geht, und jede seiner Seiten, die ideelle, chemische und mechanische bestimmt. Der ursprüngliche Eindruck ist so verschieden, als die Receptivität, von der er aufgenommen wird; aber er beharrt nicht als solcher, sondern geht zum gemeinsamen Centrum fort, und wird von demselben wieder gegen alle Seiten des Organismus hin gebrochen. Die Färber-röthe wirkt primair chemisch, doch macht sie die krummen Beine rachitischer Kinder gerade, ändert also mit einem aus dem Centro zurückgebrochenen mechanischen Effekt. Der Faden, mit welchem wir ein Fleischgewächs unterbinden, wirkt dem ersten Eindruck nach mechanisch, schneidet aber durch den Druck nicht ab, sondern durch einen erregten Vegetations-proceß, in welchem der Factor der Einfaugung

vorschlägt, und den Stiel des Polypen konfirmirt. Wir kennen daher den sekundären Effekt aller Eindrücke, wenn wir ihn von einem kennen, weil er in allen der nämliche ist; und es kann nur die Frage seyn, wie die primitiv-verschiedenen Eindrücke umgewandelt, und in einen und den nämlichen sekundären Effekt aufgelöst werden? welches wahrscheinlich darin liegt, dafs keine Richtungspolarität ohne chemische, und diese nicht ohne jene ist. Im Geruch und Geschmack, wenn sie gleich der psychischen Einwirkung angehören, sind beyde schon sichtbar vereint. Dies gehört aber in die Theorie jedes besondern Zweiges der Heilkunde.

Endlich muß jede Heilung, wenn sie dauerhaft seyn soll, durch eine Metamorphose des Körperlichen bestättiget und gleichsam fixirt werden. Der Heilungsproceß muß als Bildungsproceß enden, und das beharrliche Substrat modificiren, damit es, wie das Ideelle und in gleicher Parallele mit demselben, dem Begriff der Gesundheit entspreche. Denn die Krankheiten sind nicht etwa Anomalien des Subjektiven oder des Objektiven allein, sondern des gemeinschaftlichen Grundes, in welchem sie beyde wurzeln. Der Genesungsproceß muß sich also auch gegen beyde Seiten desselben reflektiren. Denn theils ist das Materielle diejenige fixirte Thätigkeit, welche in den Lebensaktionen entbunden, und frey ge-

macht wird, theils das beharrliche, welches die Leitungen, Kongestionen und Entweichungen des Thätigen bestimmt, und zwar dem Zustande angemessen, in welchem es sich jedes Mal befindet. Es scheint zwar, daß beydes getrennt seyn könne, aber zuverlässig nur für eine kurze Zeit. Mehrmals habe ich es beobachtet, daß Krankheiten, die in unheilbaren Fehlern der Eingeweide begründet waren, dem Schein nach, vollkommen geheilt wurden, wenn man sie nach Brown'schen Grundsätzen behandelte. Aber plötzlich brach das Uebel mit verdoppelter Kraft wieder aus, und endete mit einem schnellen Tode, weil das Gleichgewicht zwischen Körper und Kraft nicht hatte hergestellt werden können, auf welchem allein alle dauerhafte Gesundheit beruht.

§. 4.

Krankheit und ihr Heilmittel.

Nachdem ich das, was in der Relation des Organismus mit seinem Aeufsern entsteht, bestimmt habe, komme ich noch besonders auf diejenigen Zustände beyder, der Krankheit und des Heilmittels, in welchen sie den Arzt vorzüglich interessiren.

Krankheit ist Abnormität des Lebensprocesses, wenn auch nicht an sich, doch in der Synthesis des Mannigfaltigen zur organischen Einheit. Sie muß daher auch, als Affektion

dieses einen Processes, nach allen Richtungen sichtbar werden, in welchen er sich ausbreitet. Daher sind in allen Krankheiten, nur mit quantitativer Differenz, Erscheinungen des verletzten Ganzen und jeder Seite des Lebensprocesses sichtbar. Oft drücken Krankheiten, die an sich psychisch oder chemisch sind, selbst da ihre Spuren ein, wo das Leben fast in der Körperlichkeit erstarrt ist. Die Kühe bekommen Ringe in den Hörnern vom Kalben, die Schaafte Lager in der Wölle, wenn sie erkranken, und die Menschen Eindrücke und Flecke an den Nägeln, wenn sie an Ophthalmieen, Podagra oder Gefäßfebern leiden; und es ist mir wahrscheinlich, daß Personen, denen Flecke an den Nägeln gewöhnlich sind, dieselben allemal von irgend einem unbemerkten leichten Schock auf ihre allgemeine Gesundheit bekommen. Man kann daher zwar die Krankheiten nach dem überwiegenden Leiden der psychischen, chemischen oder mechanischen Seite des Organismus anschauen, und in dieser Hinsicht eine allgemeine Reflexion über sie in der generellen Pathologie anstellen, aber sie darnach nicht absolut und in drey Klassen theilen, weil das Ueberwiegende zum Gleichgewichtspunkt, und von da zum Entgegengesetzten mit solcher Stätigkeit fortgeht, daß nirgends ein Punkt der unbedingten Trennung statt findet.

In jeder Art stechen zwar die Symptome der vorzüglich afficirten Seite hervor, hier die

psychischen, dort die chemischen oder mechanischen Zufälle, aber gemischt mit Erscheinungen der übrigen mitverletzten Seiten. Nun soll der Arzt jede Symptomatologie einer Art vollständig geben, also nicht bloß die Erscheinungen der vorzüglich verletzten Seite, sondern er soll sie alle, wie sie in der respektiven Art begründet sind, aufnehmen. Allein selten geschieht dies. Das Grelle und Hervorstechende bemeistert sich seiner, daß er bloß dies und nicht die übrigen gedrückten und im Hintergrunde liegenden Symptome gewahr wird. Ich kenne von der ältesten Zeit her, so weit die Geschichte der Medicin hinaufreicht, bis auf uns erst eine vollständige Symptomatologie, nämlich die vom Diätophylus, der noch dazu kein Arzt war. In dem vorigen Hefte dieser Beiträge habe ich einen Versuch gemacht, das Pneumatische und Somatische, Behufs der Semiologie, zu parallelisiren, deren Doppelheit man nicht einmal richtig aufgefaßt hat. Denn sie soll nicht sowohl auf Kunde des Verdeckten, sondern vorzüglich auf Erkenntniß des Dynamischen aus dem Zustande des Materiellen ausgehen, welches Kraft des ewigen Gesetzes der Subjekt-Objektivirung in der ganzen Natur Ausdruck und Symbol des Innern ist.

Man hat die verschiedenen Seiten des Organismus, die bloße Formen sind, in welchen er sich äußert, für sich genommen, und sie

nach ihrem zwiefachen Zustande, als gesund oder krank betrachtet. Daher die Naturlehre einer gefunden und kranken Seele, Psychologie und psychische Pathologie. Man hat jenes den theoretischen, dies den praktischen Theil und das Ganze psychische Medicin genannt, und ist so weiter zur chemischen und mechanischen Seite des Organismus fortgegangen. Allein diese Differenzen sind bloß relativ, weil weder das Subjektive allein, noch das Objektive allein krank seyn können, sondern das in beyden Gleiche schlechthin das Substrat der Gesundheit und Krankheit ist.

Den Heilmitteln muß man die weiteste Ausdehnung geben, und sie in ihrer allgemeinsten Wechselwirkung zum Organismus betrachten. Denn es leuchtet von selbst ein, daß man die Kunst vollständig, d. h. mit allem bewaffnen muß, was nur irgend im Stande ist, wider eine Krankheit zu wirken. Die ganze Aussenwelt, so weit sie fähig ist, mit dem respectiven Organismus in Gemeinschaft zu treten, muß ihr zu Gebote stehen, und das unermessliche Feld seyn, von dem sie ihre Mittel erndtet. Es ist daher ein verderbliches Vorurtheil, den Begriff des Heilmittels auf den Arzneivorrath einzuschränken, der nur einen Theil vom Ganzen ausmacht. Wir müssen ferner nicht zuerst darnach fragen, wie die Aussenwelt als Heilmittel wider Krankheiten wirke, sondern

wie und auf welche Art sie überhaupt mit dem Organismus in Wechselwirkung treten könne, wodurch die Principien jedes besondern Einflusses, also auch der Heilmittellehre gegeben sind. Denn es ist einerley Gesetz, nach welchem Aeufseres und Inneres sich gegenseitig durchdringen, der Erfolg mag erhaltend oder zerstörend seyn. Nur mit Hülfe dieser allgemeinen Erkenntnifs, die ein integranter Theil der Naturkunde der Organismen ist, und die Heilmittellehre, als besonderes und technisches Element, in sich aufnimmt, sind wir im Stande, aus den Mitteln auf ihre Erfolge zu schliessen, und diese durch jene zu bestimmen.

Das Aeufsere ist mit dem Innern gleiches Wesens, daher die Möglichkeit des gegenseitigen Ineinander-Wirkens. Jedem Einzelnen ist das Ganze, doch mit quantitativer Differenz, eingeboren, im Aeufsern das nämliche dreyfache Vermögen zu reizen, was am Organismus als eben so mannigfaltige Receptivitäten desselben sichtbar wird. Daher kann das nämliche Mittel alle Seiten des Organismus erregen. Nach dem, was in der Wechselwirkung zwischen Aeufserm und Innerm, nach dem primären Eindruck, muß die Heilkunde; die Heilmittellehre aber nach dem geordnet werden, was in dem Heilmittel, an sich und ohne Relation betrachtet, vorschlägt. Daher die Verzweigung der Aussenwelt, als Heilmit-

tel, in Acologie, Pharmacologie und psychischer Heilmittel-Vorrath. Sie selbst ist eine zusammenhängende Produkten-Reihe, in der zwar auf jedem Punkt das gleiche Wesen des Realen und Idealen gesetzt ist, doch mit quantitativer Differenz, das es von dem Mittelpunkt des absoluten Gleichgewichts aus, gegen den einen Pol zu, mit überwiegender Hydrogenität, Expansion, Idealität und Freyheit, gegen den andern mit überwiegender Oxygenität, Contraction, Materialität und Nothwendigkeit geht. Die mechanischen Mittel beschliessen hier, wie dort die psychischen; in der Mitte beyder liegen die chemischen Potenzen. An dem realen Pol ist das innere Leben vollkommen erstorben, und blofs noch das Zusammenwirken der Körper auf Körper übrig; dem Mittelpunkt zu erwacht das Thätige in den chemischen Affinitäten, wird frey in den ideal-realen Potenzen der Wärme und des Lichts, und endet mit den psychischen Kräften, die wir als ein völlig Freyes und als reine Thätigkeit betrachten. Dem Indifferenzpunkt der Produktenreihe entspricht die Arzneykunde, dem idealen Pol die Pfychiaterie, dem realen die Chirurgie. Die psychischen Potenzen wirken rasch und ungebunden, ihr erster Eindruck ist höchst transitiv, und ihr Totaleffekt läst sich schwer im voraus bestimmen. Hingegen werden die mechanischen Kräfte am langsamsten in das allgemeine Leben aufgenommen, dafür ist aber auch ihr erster Eindruck desto beharrlicher. Beyde

ändern blofs die Form des schon Vorhandenen, dadurch sein dynamisches Verhältnifs, können aber selbst nicht als Substanz in den Organismus aufgenommen werden. Hingegen werden die chemischen Mittel, vorzüglich die in der Mitte liegenden Nahrungsmittel, und was zunächst an dieselben angränzt, gröfstentheils alle als Substanzielles der Organisation unmittelbar einverleibt. Die psychischen Mittel breiten sich zunächst in die Sphäre des Cerebral-Systems aus, und erregen den thierischen Menschen zu Vorstellungen, Gefühlen und willkürlichen Muskelaktionen im Gefolge eigenmächtiger Entschlüsse; die chemischen Kräfte wirken zunächst auf das Gebiet des Ganglien-Systems, und erregen den plastischen Procefs in dem Geschäft der Assimilation und Dekomposition des Körperlichen. Beyde begegnen sich von der thierischen Seite zur vegetativen, von der vegetativen zur thierischen, also in entgegengesetzter Richtung. Blofs der erste Eindruck der verschiedenen Mittel differirt nach der Verschiedenheit der Receptivitäten; der sekundaire Effekt ist von allen der nämliche, und der Totaleffekt geht wieder gegen alle Seiten. Das Ganze ist ein Wirken des Centrums gegen den Umkreis, und des Umkreises gegen das Centrum.

Jede Klasse von Heilmitteln hat ihre eigenen Zugänge zum Organismus, die gleichsam die aufgeschlossenen Seiten sind, welche er der

Außenwelt zukehrt. Die psychischen Kräfte gelangen durch die Sinnorgane und das Gemeingefühl, die chemischen durch die Assumptions-Wege und die mechanischen Potenzen durch die Fläche jeder körperlichen Begränzung zu ihm. In dem Maafs, als die Einwirkung von der Idealität zur Körperlichkeit herabsinkt, erweitern sich die Berührungspunkte zwischen Aeußerm und Innerm. Die Sinnorgane nehmen den kleinsten, die Assumptions-Wege nehmen schon gröfseren Raum ein, und der Mechanismus wirkt endlich überall, wo er Körperlichkeit und Begränzung findet, dafs sogar durch die Oscillation in den Commotionen jeder Atom der Materie bewegt werden kann.

Aus dem Obigen erhellt nun, dafs jede der Zweige der Heilkunde, die Psychiaterie, Arzneykunde und Chirurgie, ihre besondere Theorie haben müsse, die zusammen in die allgemeine Heilkunde gehören, welche aber leider noch aus Fremdartigem besteht und der das fehlt, was ihr wesentlich ist. Von jeder derselben, auch von der Theorie der Arzneykunde und Chirurgie, will ich einige Fragmente hinwerfen, theils weil ich für Aerzte schreibe, theils weil sich der Begriff der Psychiaterie am vollkommensten im Angesichte jener entwickeln wird. Jede derselben muß den Begriff ihrer Doktrin richtig auffassen, damit man wisse, was sie seyn solle, ihre Principien festsetzen, damit sie Fundament

bekomme, und ihre Topik berichtigen. Sie muß die ihr zukommende Seite des Organismus, die dieser entsprechende Seite des Mittels, das was durch die Beziehung beyder unmittelbar entsteht, den primären Eindruck, die Aufnahme desselben in die Einheit des organischen Lebens, und alle diese besondern Momente in ihrer höchsten Möglichkeit entwickeln. Sie muß endlich ihre Lücken bemerken, die Mittel zur Kultur anweisen, eine Architektonik zur systematischen Darstellung derselben geben, kurz: ihr Ideal gleichsam in der Ferne bemerklich machen und für uns zum Ziel aufstecken. Die Pfychiaterie fordert eine wissenschaftliche Erkenntniß der Pfyche, die Arzneykunde der Vegetation und die Chirurgie des Mechanismus, als differente Seiten eines Lebensprocesses, in welchem wieder alles, Vegetation und Animalität, Leib und Seele Eins sind.

Die Trennung der Heilkunde in Pfychiaterie, Arzneykunde und Wundarzneykunde kann immer nur eine relative seyn, die nicht über das Gebiet der allgemeinen Heilkunde hinausgehen darf. Denn in der besondern Heilkunde wird jede Art der Krankheit, als ein eigenthümliches Objekt des Heilgeschäfts, gesetzt, dem wir jedes Mittel, durch welches es entfernt werden kann, entgegen stellen, ohne uns darum zu bekümmern, welcher Natur es sey, und auf welche der Receptivitäten es zuerst

eingewirkt habe. Auch giebt es schwerlich Krankheiten, die blofs allein durch diesen oder jenen besondern Zweig der Heilkunde heilbar sind. Einige Krankheiten erfordern zwar ihrer Natur gemäfs, vorzüglich chemische, andere vorzüglich mechanische Mittel zur Heilung. Allein zwischen beyden liegt eine grofse Masse von Krankheiten, die durch den gleichzeitigen Gebrauch von Mitteln aus allen Klassen geheilt werden müssen. Daher giebt es auch keine scharfe Gränzen zwischen Krankheiten, die zum Ressort des Arztes oder Wundarztes gehören, und die Versuche mislingen, eine reine specielle chirurgische Therapie, was die sogenannten Chirurgien seyn sollen, zu entwerfen.

§. 5.

Chirurgie.

Wenn rohe Völker zur Kultur schreiten, und die Heilkunde nicht etwan durch Tradition empfangen, sondern selbst unter sich ausbilden; so werden sie wahrscheinlich mit der Chirurgie den Anfang machen. Jede Geburt erfordert schon eine chirurgische Hülfe, und das thätige Leben setzt den ungebildeten Naturmenschen eher der Gefahr mechanischer Verletzungen als dynamischen Krankheiten aus. Manche chirurgische Operation bedarf nichts weiter als einer einfachen Reflexion über das Sinnlich-Anschauliche. Der durch Verrenkung verkürzte Arm wird aus-

gedehnt, dem zerbrochenen und aus seiner Richtung fallenden Knochen eine Schindel zur Stütze gegeben. Daher die Beyspiele, daß Laien ohne Anweisung die schwersten Operationen gemacht, Bauern ihre hülflosen Weiber durch den Kaiserschnitt entbunden, und Hirten ihren Töchtern die Eyerstöcke extirpirt haben, wenn sie sanftern Annahnungen zur Keuschheit kein Gehör leisteten. Die Arzneykunde setzt schon abstrakte Begriffe voraus, z. B. von einer sich selbst helfenden Natur und ihrer Wechselwirkung mit dem Aeußern. Doch hat auch hier noch das Unsichtbare ein Symbol, und die Krankheit, das Mittel und sein Erfolg eine sinnliche Seite. Am tiefsten wurzelt die Psychiaterie in dem, was über das Sinnliche hinaus, und bloß der intellektuellen Anschauung offen liegt. Daher sie auch bis auf den heutigen Tag noch eine Terra incognita ist. Dennoch hat man sich bis jezt, trotz des Alters der Chirurgie, weder um einen haltbaren Begriff und noch weniger um eine Theorie derselben bekümmert, die ihr doch allein eine wissenschaftliche Grundlage und ihrem Handeln eine sichere Leitung geben muß. In derselben, die ein wesentlicher Theil der allgemeinen Heilkunde ist, sollten der Begriff und die Principien der Chirurgie festgesetzt, die mechanische Seite des Organismus mit der mechanischen Seite der Aussenwelt verglichen und der Vorgang gelehrt werden, wie das organische

Leben mechanische Eindrücke überhaupt und jede Art derselben besonders aufnehmen, und endlich soll dieselbe diesen ärztlichen Hebel mit den Krankheiten zusammen stellen, wider welche er vorzüglich geeignet ist.

Was Chirurgie sey, ist bereits oben gesagt. Sie ist nicht etwan eine Kunst, durch die Hand zu heilen; der Kopf muß die Hand leiten. Die Hand ist nicht das einzige Mittel, durch welches sie wirkt; sie wirkt auch durch Schwämme, Bandagen, Instrumente. Sie heilt nicht äußere Krankheiten; denn alle Krankheiten sind ein Inneres. Selbst auf die Gränze der Körperlichkeit kann das Außere nicht bezogen werden; denn sie dringt jenseits derselben ein. Chirurgie heilt nicht durch äußere, Medicin durch innere Mittel; denn alle Mittel sind in Beziehung auf den zu heilenden Organismus ein Außeres. Chirurgie ist also Kunst, durch Mittel auf den Organismus zu wirken, deren primairer Eindruck mechanisch ist, behufs der Herstellung seiner Gesundheit. In Beziehung auf einen mechanischen Eindruck muß das Mittel als eine mechanische Potenz und der Organismus als Körper, und mit mechanischer Receptivität begabt, betrachtet werden, der aber fähig ist, den ursprünglich mechanischen Eindruck in das organische Leben aufzunehmen. Denn der gehoffte

Erfolg,

Erfolg, die Heilung einer Krankheit, ist lediglich allein das Werk organischer Kräfte. Hiermit sind nun alle Principien der Chirurgie angedeutet, auf welche es bey der Gründung ihrer Theorie ankömmt, die den wissenschaftlichen Theil derselben ausmacht. Sind diese Momente in ihrer Allgemeinheit richtig eingesehen, und die mechanischen Eindrücke und organischen Metamorphosen durch alle möglichen Verhältnisse vollständig durchgeführt; so wird es uns dann leicht seyn, den speciellen Fall zu bestimmen, wo wir mit Vortheil durch mechanische Handlungen organische Veränderungen hervorbringen können.

1. Das mechanische Verhältniß, rein für sich.

Wir betrachten zuerst das Rein-Mechanische für sich und gefondert von allem Andern; den Organismus, als Körper und Maschine, mit Receptivität für mechanische Potenzen begabt; die Körperlichkeit, Form und den Mechanismus des chirurgischen Apparats; die bewegende Kraft desselben, mittelst welcher er sich mittheilen kann; und endlich den primären mechanischen Eindruck, der in der Wechselwirkung der bewegenden Kraft des Apparats und der mechanischen Receptivität des Organismus entstehen muß. Die Idee des Arztes setzt

die Gemeinschaft beyder und leitet das Spiel mechanischer Kräfte auf bestimmte Zwecke. Auf dieser Stufe abstrahiren wir noch von allen Qualitäts-Verhältnissen und von dem Beytritte jeder andern wirkenden Ursach, nehmen den Organismus als reinen Körper, und stellen ihn der Körperlichkeit des chirurgischen Apparats, blosses Objectives dem Objectiven gegenüber, um desto reiner unterscheiden zu können, wie beyde in diesem Verhältnisse nothwendig auf einander einwirken müssen. Beyde Gegensätze werden in Bezug auf ihr Inneres in Ruhe und im Gleichgewicht gedacht, als träge und leblose Dinge, die nicht selbstthätig auf sich und das Aeufsere wirken, sondern in ihrem Zustande beharren, und ihre sämmtlichen Bestimmungen von aussen bekommen müssen. In diesem Zustande sind sie bloss noch fähig, Bewegung von aussen aufzunehmen, und dieselbe andern mitzutheilen. Wir denken den einen Körper als die bewegende Kraft, er mag sie ursprünglich besitzen oder empfangen haben; den andern, als den, der sie aufnimmt und beachten das Resultat in der Mittheilung, welches von der Masse, Geschwindigkeit und Richtung abhängt. Hier ist also die Chirurgie noch ganz in dem Mechanismus, und mit demselben in der Sphäre des Leblosen, wo alle Gesetze der Mechanik auf sie anwendbar sind.

a. Der Organismus hat eine mechanische Seite, die wir Behufs der Wundarzneikunde rein für sich und abgefordert von allen seinen übrigen Verhältnissen betrachten. Als Einheit des Dynamischen und Materiellen muß er durch Gestaltung als Körper hervortreten, und damit aller Affektionen der Körperlichkeit theilhaftig werden. Als solcher wird er dem gleich, was auf der untersten Stufe der Natur ist, wo bloß noch Körper auf Körper durch Mittheilung ihrer Bewegung gegenseitig auf einander einwirken. Das Außere, welches diesen Einfluß auf ihn hat, ist ein akologisches Mittel; die Kraft desselben Bewegung, die es mittheilt; sein Gebiet alles was körperlich am Organismus ist; sein primärer Eindruck Metamorphose des körperlichen, und die Gesetze, nach welchen alles dies erfolgt, die Gesetze der Mechanik. Im Bildungsproceß wird der beständige Wechsel des Stoffs dergestalt modificirt, daß theils im Ganzen wie im Einzelnen immer die nämliche Form reproducirt, theils immer nur ein Theil des Materiellen in den Vegetationsproceß aufgenommen wird, ein anderer in Ruhe und im Gleichgewicht bleibt, den Körper repräsentirt und die Gestalt erhält. In der toten Natur setzt die Mechanik eine Ursach der Bewegung voraus, die nicht in dem Körper

selbst liegt. Denn jede andere, z. B. eine chemische Bewegung, würde den Körper selbst, also die erste Bedingung jedes mechanischen Einflusses zerstören. Daher die Unmöglichkeit, ein Perpetuum mobile zu erfinden, das in sich selbst die Kraft seiner Bewegung habe. Der Organismus allein ist ein solches gelungenes Kunstprodukt, in dem ein ununterbrochener chemischer Proceß, also Bewegung durch Qualität und aus einem innern Princip, statt findet, und der dabei doch seine Gestalt, die nämliche Körperlichkeit und das Vermögen zu mechanischen Bewegungen behält. Er hat zwar nur in der Kontinuität des Werdens des Nämlichen das Beharrende, also nur ein transitives Seyn eines Körpers in der ununterbrochenen Fluxion der organischen Wirkksamkeit; aber deswegen nicht minder alle Prädikate der Körperlichkeit, Ausdehnung, Inpenetrabilität und Trägheit. Seine Theile sind cohärent, elastisch, dehnbar, biegsam, schlüpfrig, fest oder flüßig, hart oder weich. Er ist ein System von Instrumenten; jedes derselben hat seine bestimmte Gestalt, Größe und Zahl, die sich in verschiedenen Abstufungen zu untergeordneten Systemen zusammenreihen, die wieder in ein Ganzes zusammentreten, in welchem jeder Theil sein Verhältniß, Ort, Lage, Verbindung und Gliederung hat. Er ist nicht bloß in seinem äußern Umriss, wie eine Statue, nicht bloß in seinen größten Be-

standstücken, wie eine todte Maschine, sondern durchaus und bis zu seinen Elementen hinab, die in den Urfasern selbst nicht einmal mehr sichtbar sind, gebildet. Daher übertrifft auch seine Maschinerie so unendlich weit jede andere, die ein Produkt der Kunst ist, der es oft schwer wird, nur ein Gelenk zu schaffen, die in ihm so vielfältig sind. Diese mechanische Seite der Organismen ist das Objekt der Anatomie, die in ihrer Theorie die Entstehung des Gebildeten aus den Abstufungen des dynamischen Processes, als dem Prototypus der Plastik, nachweisen, und in ihrem praktischen Theil die getödteten Formen, wie sie nach dem Erlöschen des Processes, seiner Idee entsprechend, als Körper zurückbleiben, in ihren räumlichen Verhältnissen beschreiben soll. Daher die Nothwendigkeit anatomischer Erkenntnisse für den Wundarzt, die ihn, wenigstens in seinem mechanischen Handeln, vorzüglich leiten müssen. Als Körper, im Einzelnen wie im Ganzen, haben die Theile des Organismus ein mechanisches Verhältniß gegen einander, und theilen sich ihre Bewegungen mit, die durch den wundervollen Mechanismus in den schönsten Formen zu Tage kommen, welches Barthez *) mit ungemeinem Scharffinn auseinander gesetzt hat; als Körper

*) Neue Mechanik der willkührlichen Bewegungen der Menschen und Thiere. Halle, 1800.

ist er allein im Stande, aufser sich und auf die Welt zu wirken; als Körper sind die Oscillationen in ihm, deren Einfluss auf die Entstehung der Gegenbrüche, der Berstungen dichter Eingeweide durch stumpfe Schläge, der Paralyfen von Commotionen, und besonders auf die mancherley gefundenen Verrichtungen des organischen Lebens noch zu wenig bekannt ist; als Körper hat er endlich eine Receptivität für mechanische Potenzen, und wird durch dieselbe für chirurgische Hülfen empfänglich.

b. Die chirurgischen Mittel müssen als rein - mechanische Potenzen aufgefasst werden, die blofs nur noch durch ihre Eigenschaften, welche sie als Körper haben, auf den Organismus zu wirken im Stande sind. Wir müssen ihre Kräfte in ihrer Masse und in ihrer Bewegung suchen, die als Druck, Stofs, Zug und Oscillation modificirt, von verschiedener Geschwindigkeit seyn, durch die Gestalt des Mittels auf besondere Zwecke gerichtet, und von der Idee des Wundarztes auf mannigfaltige Art geleitet werden kann. Die Form der Mittel ist wichtig, die Qualität gleichgültig; die Binde kann von Flanell oder Leinwand, die Sonde von Silber oder Fischbein seyn. Hingegen wirkt das Arzneymittel allein durch seine Qualität und in jeder Form auf die nämliche Art. Nur die Rhabarber, eben diese eine Substanz, kann als Rhabarber

wirken. Die erste Wirkung der chirurgischen Mittel erfolgt mit mehr Nothwendigkeit, als von jedem andern Mittel; daher auch die gröfsere Sicherheit in ihrem Gebrauch. Dazu kömmt noch, dafs ihr primairer Eindruck sinnlich angefehau, und nach mechanisch - physikalischen Gesetzen vollkommen verstanden werden kann. Ihr Zugang zum Organismus ist allenthalben, wo Fläche und körperliche Begränzung ist; für sie hat also derselbe extensiv die gröfste Receptivität.

Der Inbegriff dieser mechanischen Kräfte, sofern sie ärztliche Instrumente sind, macht das Objekt der Akologie aus. Allein auch diese Doktrin erwartet noch erst von der Zukunft ihre Entwicklung aus dem Chaos der mancherley Gebrechen, mit welchen sie kämpft. Sie ist, wie sie jetzt noch existirt, so mangelhaft als die psychische Heilmittellehre. Wir haben zwar chirurgische Heilmittellehren, ja sogar allgemeine chirurgische Therapien; aber die Verfasser haben nicht einmahl den Sinn dieser Doktrinen gekannt; in jener chemische Mittel, in dieser allgemeine Reflexionen über die Behandlung sogenannter äufserer Krankheiten vorgetragen, die blofs in der Einbildung da sind. Die Akologie hat hier Mittel aufgenommen, die nicht mechanisch wirken, dort andere übergangen, die offenbar in ihr Gebiet gehören. Den Anfang zu ihrer Begründung müfste man wahrscheinlich

damit machen, daß man die ganze Außenwelt von ihrer mechanischen Seite vor Augen legte, und an sich die Frage richtete: was dadurch überhaupt und im Allgemeinen auf den Organismus möglich sey? Man soll das System akologischer Mittel nicht etwan zwischen Lanzetten, Spritzen, Binden und andere ähnliche Dinge einengen, sondern die ganze Seite mechanischer Potenzen mustern, und diejenigen herausheben, die zu heilsamen Veränderungen der Organisation überhaupt tauglich sind. Ich will nur einiges anführen. Das Kneten, Streichen, Ziehen, Manipuliren, Frottiren, die Motions-Maschinen in der Hypochondrie, das Reiten in der Lungenfucht, die russische Schaukel, die Douche, das Wogen des Meers im Seebade, die Seereifen sind offenbar nichts anders als mechanische Kräfte. Alle aktiven und passiven Bewegungen und die verschiedenen Arten gymnastischer Leibesübungen wirken zum Theil mechanisch, z. B. auf den Umtrieb der Säfte. Selbst durch neue Erfindungen könnte man hier noch den akologischen Vorrath erweitern. Es ist z. B. möglich, ein kleines Haus so zu bauen, daß es durch den Druck des Wassers und die Maschinerie einer Mühle ganz und in verschiedene Arten von schwankender oder erschütternder Bewegung gesetzt werden kann, welches in mancherley chronischen Krankheiten, die eine Umbildung ver-

letzter Theile verlangen, von großem Nutzen seyn würde.

Uebrigens kann die Akologie generell und speciell, scientifisch und geschichtlich seyn. In der generellen wird ihr Begriff entwickelt, ihre Gränze bestimmt, ihre Lücken, wie die Mittel zu ihrer Kultur angezeigt; in der speciellen die Arten der Mittel, ihre Benennung, Bereitung, Kräfte, Gebrauch u. f. w. angegeben.

c. Die Kraft des mechanischen Mittels, mittelst welcher dasselbe thätig wird, hängt theils von seiner Form und von seinen physikalischen Eigenschaften, theils von der ihm beywohnenden Bewegung ab, woher dieselbe ursprünglich auch entstanden seyn mag. Sie inhärrt demselben als Schwere, oder wird ihm von der Hand des Wundarztes oder anderswoher mitgetheilt. Die Bewegung ist mannigfaltig, nach Maafsgabe ihrer Stätigkeit, Geschwindigkeit und der Form des Instruments; Druck, Stofs, Zug, oder Erschütterung. Die oscillatorische Bewegung pflanzt sich fort nach dem Gesetze der Elasticität, dringt bis in das Innere, und bewegt jedes Atom der Körperlichkeit. Durch Schwere wirkt die Bleyplatte im Ganglion, durch Schwere und Volubilität das Queckfilber im Ileus, der Schwamm und Bovist durch die Lockerheit ihrer Textur, die Federn der Bruchbänder durch ihre Elasticität, die Sai-

ten und der Prefschwamm durch ihr Vermögen anzuschwellen, die Schiene durch Starrheit, Catheter und Binden durch Biegsamkeit, durch den Stofs die Spritze und Douche, durch Form und Bewegung Zange und Hebel.

d. Der erste Eindruck, rein als solcher, kann nur mechanisch seyn. Aus der mechanischen Potenz, als dem Aeufsern, und der Receptivität des Organismus für mechanische Kräfte vermöge seiner Körperlichkeit, als dem Inneren, kann schlechterdings, wenn beyde mit einander in Wechselwirkung gerathen, kein anderes Resultat hervorgehen, als eine Veränderung des Mechanismus der Organisation, die jenen Faktoren proportional ist. Durch die mitgetheilte Bewegung entsteht Trennung oder Verbindung, Erschütterung, Oscillation, Druck, Biegung, Stützung, Erweiterung, Verschließung u. s. w. Dahin gehören folgende Zwecke der Chirurgie. Die Synthesis, in der Reunion getrennter und der Zurückhaltung vorgefallener Theile. Die Diäresis in der Trennung zusammenhängender Theile, die getrennt seyn müssen; die Trennung der zusammengewachsenen Augenlieder, Finger, verschlossenen Scheide oder Mastdarms. Die Wiederherstellung der Normal-Form verunstalteter Theile, der Klumpfüße, des gekrümmten Rückgrats, krummer Glieder durch die Diarthrosis. Die Be-

freyung von fremden Körpern durch mechanische Hülfen bey dem Abzapfen des Wassers und Urins, der Entledigung von der Nachgeburt und todten Früchten, der Extraktion der Kugeln aus Wunden, der Steine aus ihren Höhlen, der Körper, die im Schlunde stecken geblieben sind, in der Exaeresis. Endlich die Prosthesis und Anaplerosis in dem mechanischen Ersatz verlohren gegangener Theile, des Zapfens, Gaumens, der Arme oder Beine.

Uebrigens muß ich noch erinnern, daß wir es wohl unterscheiden müssen, ob der Eindruck rein-mechanisch oder gemischt sey? Denn das nämliche Mittel, welches dem Vorwalten nach zwar mechanisch ist, kann doch neben der mechanischen, auch die übrigen Seiten des Organismus erregen. Bey Manipulationen kann der thierische Magnetismus, bey der Applikation metallischer Instrumente, besonders, wenn sie aus Mischungen bestehen, der Galvanismus mitwirken, und beyn Sondiren Zuckungen hervorbringen. Nach Operationen, die mit Entblößung innerer Theile verbunden sind, tritt die Luft als chemische Potenz hinzu, und erregt mancherley ihr angehörige Erscheinungen, z. B. nach der Eröffnung solcher Höhlen, die mit serösen Häuten ausgekleidet sind. Das, was der Operation vorgegangen ist, die Operation selbst und alle sie begleitenden Nebenzustände,

müssen die ideelle Seite des Menschen nothwendig erregen. Furcht, Schmerz und die bange Erwartung der Zukunft wirken auf ihn, und der Eckel, das Erbrechen, die Ohnmachten, Krämpfe, Zuckungen, Fieber und andere Nervenzufälle, können eben sowol Folgen des Seelenreizes als der mechanischen Impression seyn. Daher gelingen auch manche Operationen an Thieren besser als an Menschen. Der Inbegriff der Zufälle, die nach Operationen entstehen, kann also eine Mischung von Erregung aller drey Seiten des Organismus seyn; und es gehört ein ungemeiner Scharfblick des Arztes dazu, die Symptome zu sondern, und jedes auf die Seite zu beziehen, durch deren Erregung es entstanden ist, welches doch geschehen muß, wenn die Praxis glücklich seyn soll. Denn ein Nervenzufall, der von Irritation der Seele entstanden ist, muß anders behandelt werden, als wenn er seinen Grund in der gemachten Verwundung hat.

2. Aufnahme des ursprünglich-mechanischen Eindrucks in das organische Leben.

Bis jetzt haben wir die mechanische Receptivität des Organismus als Etwas genommen, das für sich ist; sie der absoluten Kraft mechanischer Potenzen der Aussenwelt entgegenstellt, und in der Wechselwirkung beyder den primä-

ren mechanischen Eindruck erhalten. Allein derselbe beharrt nicht als solcher; sondern regt augenblicklich das organische Leben, eben durch die Berührung der einen Seite desselben, zur Reaction auf; dies greift als solches ein und verarbeitet wieder den empfangenen Eindruck gegen alle Seiten der Totalität. Dort wurde mechanische Potenz und mechanische Receptivität als Aeußeres und Inneres (Reitz und Gereitztes) sich entgegen gestellt. Hier wird der mechanische Eindruck als das Aeußere, und die Receptivität des Lebensprocesses als das Innere angesehen. Das Leben ist nur Eins, wie bereits oben (S. 176.) ausführlicher gesagt ist, das sich zwar nach drey Seiten der Außenwelt öffnet, aber alle Eindrücke, von welcher Seite sie auch kommen mögen, in die Einheit seines Wesens aufnimmt, und aus diesem Centrum wieder gegen das Ganze reflektirt. Das Seyn in demselben ist ein bloß Scheinbares; es wird in der Dekomposition beständig zerstört, und in der Assimilation nach dem nämlichen Typus wiedererzeugt; ist also nie, und kann daher keinen beharrlichen Eindruck in sich zulassen. Die Residuen werden nach beendigten Processen von den Organismen ausgestoßen, die nach der Beendigung des chemischen Processes in der todten Natur eigentlich das sind, was zu Körpern gerinnt. Als Abbild des Absoluten setzt das organische Leben die Form seinem Wesen gleich, wacht

über dieselbe, wie über sein Wesen, und wird daher durch alles zum Handeln bestimmt, was seine Form ändert.

Man muß auch hier wieder die Aufgabe ganz allgemein setzen: wie wird das organische Leben überhaupt durch Metamorphosen seines Mechanismus afficirt? welche organische Veränderungen sind durch mechanische Einflüsse möglich? welcher Zusammenhang findet überhaupt zwischen mechanischen Eindrücken aller Art und der organischen Erregbarkeit statt? um eine helle Ansicht jedes besondern Verhältnisses durch die Ansicht des Ganzen zu gewinnen. Wir stellen die wirkenden Ursachen und ihre Erfolge in dem ganzen Umfang ihrer Möglichkeit zusammen, ohne uns jetzt noch darum zu bekümmern, ob der Erfolg gut oder böse, ob die Zusammenkunft zufällig oder absichtlich, und zu welchen Zwecken sie veranstaltet sey? Die Erfolge sind auch hier, wie überall relativ. Die mechanischen Einflüsse können tödten, z. B. in der Decollation, krank machen, welches Verhältniß die Pathologie exponirt, wo sie die *Vires violentas* als *Potentias nocentes* betrachtet; endlich heilen, in welcher Beziehung sie Object der Akologie und Chirurgie sind. So sind die chemischen Kräfte, nach eben der Relation, Gifte, Krankheitsursachen, Heilmittel und Nahrungsmittel. Alle Residuen ehemaliger ano-

malen Vegetationsproceffe, die im Körper zurückbleiben, Würmer, Steine und andere Conkreme, alle Desorganisationen und Monstrositäten, endlich alle Morbi solidorum instrumentarii, sind an sich keine Krankheiten, sondern Ursachen derselben, die größtentheils nur als mechanische Kräfte wirken, und erst durch ihren Eindruck auf die mechanische Receptivität das organische Leben zu anomalen Proceffen aufreizen, d. h. Krankheiten hervorbringen. Endlich hat der mechanische Eindruck einige Folgen, die fast nicht über das mechanische hinausgehen, z. B. die Blutungen nach Zerschneidung der Gefäße und die Störungen der Bewegung von abgetrennten Muskeln, verrenkten und zerbrochenen Knochen.

In einigen Fällen zeigt der Organismus eine ungemein zarte und leise Receptivität für mechanische Kräfte, z. B. in den Verrichtungen des Gefäßes und des Gesichts. Beyde Sinne werden ursprünglich durch einen mechanischen Eindruck bestimmt, der aber augenblicklich in den organischen Proceß des Empfindens umgewandelt wird. Durch die bloße Berührung können wir den Körper nicht sinnlich wahrnehmen. Dies muß durch einen innern Proceß geschehen, zu welchem der mechanische Eindruck sich als Reiz verhält. Ohne äußeres Licht ist das Auge im Stande, Licht hervorzubringen durch bloße mechanische Reizung, Druck, Reibung

und Erschütterung des Auges. Die Phantome variiren an Farbe und Gestalt nach der Receptivität des Individuums und den Modifikationen der mechanischen Erschütterung. Heftige Erschütterungen des Körpers durch Niessen und Husten, Schläge auf den Kopf und ein Druck auf das entblößte Gehirn thun das nämliche. Ein leiser Druck oder wiederholte sanfte Stöße auf den Augapfel hinter der Iris bringen auf der entgegengesetzten Seite feurige Segmente eines Kreises hervor, in welchen das Licht eine den mechanischen Oscillationen parallele wogende Bewegung hat. Wahrscheinlich muß man auch hier die doppelte polarische Form des Lebensprocesses, als Leitung und Chemismus, berücksichtigen. Durch die bloße Unterbindung des Nerven wird der Muskel nicht allein lahm, sondern auch mager; die unterbrochene Leitung hemmt zugleich auch seine Vegetation.

Uebrigens bestätigt die Erfahrung es zu reichend, daß mechanische Eindrücke das organische Leben erregen und modificiren. Die Thatfachen liegen zu Tage, wenn gleich die Gesetze noch verborgen sind, nach welchen sie entstehen. Eine merkwürdige Rolle spielt hier der Einfluß des mechanischen Eindrucks auf die Bestimmung des Verhältnisses der beyden Faktoren des Vegetationsprocesses, des Ansatzes
und

und der Resorbtion, sowohl in Beziehung auf den Ort, als auf die Intensität ihrer gegenseitigen Wirkung, wodurch die stupendesten Form-Aenderungen möglich sind *). Kugeln, Knochen, Eiteransammlungen bahnen sich aus der Tiefe einen Weg gegen die Oberfläche durch die Absorbtion der über ihnen liegenden Theile. Nach dem nämlichen Gesetze werden spitzige Knochen-Enden abgerundet, künstliche Gelenke gebildet, ganze Wirbelbeine des gekrümmten Rückgrats eingefogen, die unterbundenen Polypen abgetrennt, und den Zähnen offene Wege zum Durchbruch verschafft. In meinem Archiv **) habe ich eine interessante Beobachtung einer Reife gegeben, die ein Fontanell vom obern Theil des Beins zum untern machte. Veneel machte durch zweckmäßige angebrachte Maschinen krumme Glieder gerade; nicht etwa, daß sie dadurch wie eine Bleystange gebogen wurden, sondern durch den Einfluß des mechanischen Eindrucks auf den Vegetationsproceß. Der Ansatz wird dem Orte nach von der Einsaugung getrennt; dieser wirkt hier allein, wo zuviel ist, jener dort, wo es an Materie fehlt. In der That eine wichtige Erscheinung für die

*) Reils Archiv für die Physiol. B. VI. S. 120.

**) B. V. S. 445.

Chirurgie, deren Causalität noch in ein helleres Licht gesetzt werden muß, um die Technik in diesem Punkt zu vervollkommen. Bekanntermassen werden die Verengerungen des Mastdarms und der Harnröhre von Verdickung und Desorganisation ihrer Häute durch Bougies geheilt. Der mechanische Eindruck erregt und vermehrt die Thätigkeit des Vegetationsprocesses, die Callositäten und ausgeschwitzten Residuen werden flüßig, eingesaugt und statt ihrer wird ein normaler Stoff abgesetzt; kurz, das krankhafte Materielle wird durchaus transubstanziirt. In andern Fällen vermehrt ein märsiger Druck den Ansatz und verdickt die Theile, z. B. bey Brüchen und Wasserbrüchen.

Befonders merkwürdig sind auch die Temperatur-Veränderungen der Vitalität, die nach mechanischen Eindrücken erfolgen. Sinuöse Geschwüre, die mit Absonderung von Jauche, Consumption der Substanz und einer chronischen Entzündung verbunden sind, bekommen Eiter und Granulation, und heilen jetzt, nachdem ihre Vitalität durch die Durchschneidung der Gänge rectificirt ist. Wo in der Tiefe Eiter liegt, bildet sich an der Oberfläche ein Oedem; Knochensplitter, Kleidungsstücke, Kugeln, die im Innern stecken bleiben, erregen Härten der umliegenden Theile und andere Phänomene kranker Reizbarkeit. In der Schwangerschaft heilen gebrochene Knochen nicht; Brust-

Abcesse stehen mit dem Proceß der Milchabsonderung in einem mannigfaltigen Verhältniß; Verwundung der Sehnen und Nerven macht Trismus und Todtenkrampf; bloße mechanische Reitzungen des Herzens und der Gedärme erregen die Aktion dieser Organe; die Würmer wirken ursprünglich und als solche bloß mechanisch auf den Darmkanal, aber ihr sekundärer Effekt ist Fallsucht. Nach schweren Operationen entstehen gern Lungenentzündungen, besonders wenn der Kranke dabey nicht schreyen darf oder will. Gewisse mechanische Eindrücke, z. B. Erschütterungen des Epigastriums, Einklemmung der Brüche, Quetschung der Hoden, Umbiegung der Gebärmutter und Rupturen der Scheide und der Gebärmutter haben einen ganz eignen Einfluß auf die Depression der Vitalität. Unmittelbar nach dem Kayferschnitt ändert sich oft die Farbe des Gesichts; der Mensch wird blaß und fällt zusammen, der Puls sinkt, es entsteht Eckel, Erbrechen, Ohnmacht, kalter Schweiß und der Tod von successiver Entweichung des Lebensprincips, ohne daß wir davon den Grund einsehen. Oscillationen in den Commotionen lähmen. Ich habe einen Menschen gesehen, der nach einem Fall auf den Kopf bloß das Gefühl der ganzen Haut verlor, und daher kein Tuch aus der Tasche ziehen konnte, wenn es finster war. Von Ue-

berfüllungen des Magens und der Blase entstehen Paralyfen; und Fontana lähmte die Gedärme der Hunde dadurch auf der Stelle, daß er sie mit einer großen Menge Wasser ausdehnte. Eine Anomalie in dem Mechanismus der Gefäße, die von dem Bogen der Aorta entspringen; z. B. wenn die rechte Art. subclavia auf der linken Seite entspringt, und hinter dem Schlund gegen die rechte Seite fortgeht, erregt Krampf im Schlunde, der mit erschwertem Schlingen verbunden ist *). In der ledigen Gebärmutter ist die Repulsiv- und Contractiv-Kraft in allen Punkten im Gleichgewicht; in der schwangern waltet die Repulsivkraft im Körper, die Contractiv-Kraft im Halße vor; in dem Moment der Geburt kehrt sich diese Polarität direkt um. Anomalien in dieser Fluxion der Vitalität setzen den Handlungen des Hebarztes die größten Hindernisse in den Weg. Mechanische Eindrücke sind im Stande, diese Umtauschung der Kräfte an den Polen der Gebärmutter auf der Stelle hervorzu- bringen. Wir sprengen die Blase, und vermindern durch den Abgang des Wassers das Volum, wenn wir Wehen erregen wollen. Queerlagen des Kindes erhalten das Vorwalten der Contractiv-Kraft oft mit solcher Tenacität in dem Körper der Gebärmutter, daß kein Mohnsaft sie

*) Autenrieth et Pflleiderer Diff. de Dysphagia luforia, Tüb. 1806.

überwältiget, und die Hand des Accoucheurs sie eher zerreißen als ausdehnen kann. Sie ist vollkommen in dem Zustande des Tetanus. Allein welche stupende Metamorphose entsteht in dem Augenblick, wo das in der Mitte zerbrochene Kind zusammenfällt! Die Gebärmutter wird so dehnbar, wie ein Strumpf, und man kann in ihr alle Bewegungen zur Wendung leicht vornehmen. Wie man in diesen Fällen durch mechanische Handlungen die Vitalität umstimmt, so kann man umgekehrt durch eine vorläufige Umstimmung der Vitalität mechanische Handlungen möglich machen, die es ohne dies nicht sind; nach einer vorhergegangenen Injektion eines Belladonna Aufgusses den Bruch reponiren.

Da der Stoff überall und ununterbrochen wechselt; so muß schon dadurch die Grenze des Gebrochenen und Geschnittenen schnell eine andere Gestalt annehmen, durch welche sich die Verwundungen an Lebenden und Todten unterscheiden. Aus den gebrochenen Knochen-Enden schwitzet ein Leim aus, der sie wieder zusammenklebt; Wunden entzünden sich, eitern, granuliren und vernarben. Durch die adhäsive Inflammation werden manche gute Zwecke, die Verwachsung des Bruchfack-Halses durch die Reibung des Bruchbandes, die Verklebung der Scheidenhaut mit dem Testikel beym operirten Wasserbruch erreicht. In manchen Fällen entstehen nach mechanischen Eindrücken ganz eigen-

thümliche Bildungs - Proceffe: z. B. um Kugeln, die im Innern stecken bleiben, werden Säcke gesponnen, durch welche sie gleichsam in ewiger Gefangenschaft gehalten, und von dem Organischen exilirt werden. Im Gefolge mechanischer Irritationen erwacht der organische Proceß, und erregt, in der Qualität einer Heilkraft der Natur, eine Thätigkeit, durch welche sie das verursachte Damnum zu heben sucht. Jeder dieser Proceffe ist ein Werk der organischen Natur, das sie nach einer eigenthümlichen Idee veranstaltet. Die Erkenntniß dieser Proceffe überhaupt und in ihrer Besonderheit ist dem Wundarzt nothwendig, der mit Glück operiren will. Sie variiren nach der Natur des Theils, der mechanisch verletzt ist, wiefern er Muskel, Nerve, Eingeweide oder Knochen ist; nach der Individualität: in wilden Thieren ist z. B. die Reproduktionskraft gröfser, und endlich nach den sämmtlichen innern und äußern Bestimmungen, Alter, Geschlecht, Klima, Seelenstimmung, Pflege des in Anfrage stehenden Subjekts. Hier ist noch ein großes Feld für die Chirurgie zu bearbeiten. Man muß auch hier wieder die Proceffe ganz allgemein beobachten, die die Natur zur Redintegration mechanischer Verletzungen hervorbringt, sie mögen absichtlich oder zufällig, z. B. Heilungs - Proceffe nach erlittenen Gewaltthätigkeiten seyn. Dahin gehören die Heilungs - Proceffe nach Schufs - und

Hiebwunden, nach Brüchen, die Reproduktions-Processe verletzter Nerven und Muskeln*), die eigenthümlichen Processe der sogenannten Exfoliation, durch welche die Natur weiche oder harte abgestorbene Theile von den lebendigen trennt. Auffallend sind sie in manchen Augenkrankheiten. Nach Staar-Operationen verlieren sich allmählig die Narben der Hornhaut. Ich habe in einigen Fällen gesehen, daß die Iris, die nach Entzündungen an die Hornhaut angewachsen war, sich abtrennte, und ihre Beweglichkeit wieder bekam. Bichat**) hat uns den eigenthümlichen Proceß, mittelst dessen die Wunden vernarben, Bonn und Troja den Proceß der Consolidation zerbrochener Knochen beschrieben. Merkwürdig ist das, was nach der Absterbung eines Theils eines cylindrischen Knochens erfolgt. Um das abgestorbene Knochenstück bildet sich ein neues durch Auschwitzung der plastischen Lymphe aus der angeschwollenen Beinhaut; die Muskeln trennen sich von dem abgestorbenen Knochen ab, und wachsen an den neuen an; der ursprünglich unförmliche Knochen wird nach und nach dem Normal-Typus angemodelt, und in ihm bleiben so lange runde Löcher offen,

*) Arnemann, Versuche über das Gehirn und Rückenmark. Göttingen 1787.

**) Reils Archiv, B. V. S. 169.

als im Innern noch der Sequester steckt, damit die aufgelösten Theile desselben einen Ausgang haben *).

Der Wundarzt beabsichtigt zwar nicht immer durch seine mechanischen Handlungen den sekundären Effekt derselben, nämlich den organischen Proceß und dessen Folgen. Bey dem Aderlassen, Abzapfen des Wassers, Herausziehen fremder Körper aus ihren Höhlen, dem Accouchiren u. s. w. ist der unmittelbare mechanische Erfolg der zunächst beabsichtigte. Doch operirt er auch hier und nimmt mechanische Potenzen weg, um Krankheiten, d. h. organische Prozesse zu verhüten, die jene mechanischen Ursachen sonst nach den nämlichen jetzt angeführten Gesetzen veranlassen würden. Allein in den meisten Fällen ist der organische Proceß nebst seinen Folgen das, was der Wundarzt eigentlich durch seine Handlungen hervorzubringen bemüht ist. Als Chirurg ist er Mechaniker, der durch mechanische Kräfte auf den Organismus, als Masse von bestimmter Gestalt, wirkt, was bloße Erkenntniß des Mechanismus der Organisation und des angewandten Mittels voraussetzt. Allein auf der zweyten Stufe kömmt es auf die Beurtheilung der sekundären Effekte und der durch den mechanischen Reiz aufgereg-

*) Clossius, über die Krankheiten der Knochen. Tübingen 1798.

ten organischen Proceſſe an. Was hier entſteht, liegt in der Sphäre des Lebens. Hier iſt es, wo die Chirurgie aus ſich und ihrem Mechanismus heraus, und in das Gebiet der Phyſiologie der organischen Natur hinübertritt; wo die Erkenntniß dieſer Vorgänge die eigentliche ſcientiſche Seite der Kunſt ausmacht, und das Wiſſen und Handeln in Eins bildet. Hier ſoll der Wundarzt eigentlich erſt die Wiſſenſchaft ſammeln, die ihn zum wahren Künſtler erhebt, und ihn in den Stand ſetzt, den organischen Erfolg ſeiner mechanischen Handthierung richtig zu prognostiſiren, den möglichen Schaden mit dem gehofften Vortheil gegen einander abzuwägen, und ſolche mechanische Eindrücke zu veranſtalten, die die innere bewußtloſe Plaſtik der Art erregen, daſs ſie mit ſeiner Idee nach deutlich erkannten Zwecken harmonirt, und in dieſer Harmonie des Aeußern und Innern ſeine Zwecke realiſirt. Dem Wundarzt, der in beyderley Erkenntniße des Mechanischen und Organischen eingeweiht und im Beſitz des Allgemeinen iſt, wird es bey einigem Genie leicht ſeyn, in jedem beſondern Verhältniße die Mittel aufzufinden, durch welche er zu wirken hat. Er muß den todten mechanischen Apparat beleben, gleichſam die Seele deſſelben ſeyn, welches die Theorie der Chirurgie, Genie und Kunſtſinn vorausſetzt. Ohne daſs jene ihm lebendig vor Augen ſtrebt, kann er nicht mit Glück

handeln. Sie ist es, die gelehrt und gelernt, die mit Ueberlegung und Bewusstseyn ausgeübt werden kann. Hingegen ist das Genie und der Kunstinn angeboren, eine autonomische Kraft, die sich der fremden Gesetzgebung entzieht, ohne Regel erfindet und bewusstlos producirt, ohne das es sich selbst in Beziehung auf den Grund seiner Handlungen klar wird.

Welche Krankheiten eignen sich denn vorzüglich für die Chirurgie? Die Krankheiten des gestörten Mechanismus, Wunden, Vorfälle und Brüche; die Behandlung solcher Theile, die entweder ganz abgestorben, oder doch auf eine Art verdorben sind, das sie durch Hectik den allgemeinen Tod nach sich ziehen; endlich Krankheiten, die die Vegetation zu heben außer Stande ist, die ursprünglichen Deformitäten und Moustrositäten und die Desorganisationen, welche Residuen bestimmter Krankheiten sind. Hier hat der Wundarzt eine Theorie der pathologischen Anatomie nöthig, die ihn mit den Gesetzen bekannt machen muß, nach welchen sowohl die ursprünglichen als nachmaligen Mifsbildungen entstehen. Jede anomale Vegetation hat ihre eigenen Residuen und Afer-Organisationen; die Lustseuche, Feigwarzen; Scrofeln, lymphatische Geschwülste; Gicht, Gichtknoten; Absonderung übermäßiger Harnsäure, Steine. Ohne diese Erkenntniß kann der Wundarzt nicht sicher prognosticiren, keine Mittel zur

Verhütung der Rückkehr dieser Uebel vorschlagen. Auch der Semiologie kann noch eine besondere technische Richtung auf chirurgische Hülfen gegeben werden, die ihr Wesen an sich nichts angeht, sondern sich bloß auf ihre Gebrauchsart bezieht. Als Beyspiel führe ich die Oedeme, Friesel-Ausschläge, Härten, Anomalien der Transpiration und Wärme-Temperatur an Orten an, wo fremde Stoffe in der Tiefe stecken.

Außer jener Wissenschaft der Mechanik seiner Mittel, der Organisation, und des Einflusses mechanischer Eindrücke auf den organischen Lebensproceß, die das Fundament der Kunst ausmachen, muß der Wundarzt noch scharfe Sinne, besonders ein gutes Auge, und ein zartes Gefaß, körperliche Kräfte, eine feste und gelenklame Hand, mechanische Fertigkeit, Kälte, Beharrlichkeit, Unerfrockenheit und Gegenwart des Geistes haben *). Er vereinigt

*) *Esse autem Chirurgus debet adolescens, aut certe adolescentiae propior; manu strenua, stabili, nec unquam intremiscente, eaque non minus sinistra, quam dextra promptus; acie oculorum acri claraque; animo intrepidus, immisericors, sic, ut sanari velit eum, quem accepit, non ut clamore ejus motus, vel magis, quam res desiderat, properet, vel minus, quam necesse est, secet: sed perinde faciat omnia, ac si nullus ex vagitibus alterius adfectus oriatur.*

verschiedene Funktionen in sich, bestimmt durch Idee, was geschehen soll, theilt seinen Werkzeugen Bewegung und Richtung mit, ist endlich alles in allem; Idee, bewegende Kraft und Instrument, z. B. bey Wendungen in der Geburtshülfe.

Jener angemerkte Standpunkt ist es, von dem aus allein das Verhältniß der Chirurgie zur Medicin richtig bestimmt werden kann. Es giebt nur eine Beziehung zwischen dem Menschen und seiner Aussenwelt, zwischen dessen Krankheiten und ihren Heilmitteln. Hier ist kein Unterschied zwischen Arzt und Wundarzt; und Fehden zwischen beyden in Betreff ihres Ranges, können nur von Handwerkern kommen, die nicht einmal die Bedeutung ihrer Kunst begriffen haben. Nur der ist wahrer Arzt, und nur dieser allein, der die Einzelheiten des Organismus zur Idee dessen erheben kann, in dem sie Eins sind; der das Wechselverhältniß zwischen ihm und seiner Aussenwelt nicht etwan in besondern Punkten, sondern überhaupt und in seinen Principien ergriffen hat; der endlich zur Einsicht der Gesetze gekommen ist, nach welchen die Eindrücke von allen Seiten her in den einen Brennpunkt des Lebens-Processus gesammelt, und von denselben wieder gegen alle Seiten des Organismus reflektirt werden. Was Ideelles in der Kunst ist, ist gemeinschaftliches Eigenthum aller: des Arztes, Wundarztes und Seelenarztes. Wer nichts weiter als Wundarzt,

und mit seiner Kunst nicht aus der Sphäre des Mechanismus herausgekommen ist, bleibt ein todttes Werkzeug, im Dienste einer fremden Idee, die ihn im Gebiete des Organischen leiten muß, ist Theil der Akologie, und steht in diesem Verhältnisse dem Apotheker zur Seite. Sobald derselbe zum Lebendigen fortschreitet, und auch nur den geringsten organischen Erfolg seiner Handlungen zu beurtheilen sich unterfähgt, ist er mehr als Wundarzt, Physiker.

Der gelehrte Wundarzt, welcher selbstständig seine Mittel zum Zweck der Genesung handhaben will, muß eingeweiht seyn in die Willenshaft des gefunden und kranken Organismus, also mit dem gelehrten Arzt einerley Bildung haben. Die Erkenntniß des Mechanischen, und die artistische Geschicklichkeit in der Anwendung der Instrumente, ist theils von geringem Belang, theils etwas, das außserhalb des Gebiets der Medicin liegt. Wem es an diesem gebricht, ist Routinier, er mag Arzt oder Wundarzt seyn *). Es war daher ein großer Fehlgriff, daß man die Wundärzte in eignen, von den medicinischen Schülern getrennten, Bildungs-Anstalten erziehen zu müssen, glaubte. Erst seit der Zeit, daß gelehrte, und auf Akademien gebildete Aerzte sich der Chirurgie widmeten, stieg sie zu dem Grad der Kultur hin-

*) Reil, Pepinieren zum Unterrichte ärztlicher Routiniers. Halle 1804. S. 85.

auf, den sie jetzt hat. Die Gilde-Barbiere trugen dazu nichts bey. Und sie wird zuverlässig noch rascher sich entwickeln, wenn man ihre Idee richtig gefasst hat, nicht bloß am Mechanischen klebt, sondern vorzüglich das Verhältniß zwischen den mechanischen Einflüssen und den organischen Metamorphosen vollständig zu ergründen sucht.

Rangstreite haben nie auf die Kunst, die untheilbar und eines Wesens ist, sondern immer nur auf die Mittel Bezug, durch welche sie thätig ist. Der Wundarzt muß vorzüglich das Verhältniß mechanischer Potenzen auf die mechanische Seite des Organismus kennen, der Arzt mit den chemischen Beziehungen zwischen dem Organismus und seiner Aussenwelt, und der psychische Arzt endlich mit der Wechselwirkung bekannt seyn, die zwischen dem psychischen Aeußern und der psychischen Receptivität der Organisation möglich ist.

§. 6.

A r z n e y k u n d e.

Auch die qualitativen Verhältnisse des Organismus stehen mit der nämlichen qualitativen Seite seiner Aussenwelt in Wechselwirkung. Was auf diesem Wege zur Heilung seiner Krankheiten möglich ist, gehört in das Gebiet der Arzneykunde. Ich werde diese Gemeinschaft die chemische nennen, ohne

mich an die Albernheiten derer zu kehren, die mit dem chemischen Proceß in der Natur nicht über ihren Suppentopf hinauskönnen, oder Modifikationen von wesentlichen Differenzen, und Begriffe von ihrer willkührlichen Bezeichnung zu unterscheiden, nicht gelernt haben. Die chemische Influenz variirt in der todten und lebendigen Natur nicht an sich, sondern nur scheinbar. Sie unterscheidet sich hier und dort bloß darin, daß das neue Produkt, in welches die leblosen Substanzen unmittelbar nach der gegenseitigen Durchdringung zusammentreten, als solches beharrt, und die Metamorphose mit einem Akt geschlossen ist. Der chemische Akt selbst ist in den Organismen, wenn ihre und der Außenwelt qualitative Seiten mit einander in Gemeinschaft gerathen, eben nichts anderes und das Produkt seinen beiden Faktoren proportional. Allein die Metamorphose continuirt, das Produkt findet augenblicklich nach seiner Bildung einen andern Gegensatz, und ein Akt knüpft sich an den andern in einer bestimmten Succession, die durch die Gesetze der Vegetation vorgezeichnet ist. Die Metamorphose beginnt in den Vorhallen der Organisation mit einer Reihe direkter Assimilationen; von da wird das Produkt in die Wege der Cirkulation aufgenommen, und daselbst nach den Gesetzen der Vegetation weiter verarbeitet, so daß das letzte Produkt in der Skale ein dem respektiven Organis-

mus Homogenes ist, nicht durch die Differenz der Proceſſe, an ſich, ſondern durch die beſtimmte Ordnung, in welcher ſie ſich folgen.

Das Qualitative in der Sinnenwelt beruht auf einem graduellen Verhältniß der Grundkräfte in der Natur; und jede beſondere körperliche Subſtanz iſt gleichſam eine mehr oder weniger verſchlunene Relation jener Grundkräfte, die eben in dem reſpektiven Körper auf einen beſtimmten Grad von Intenſität fixirt, und im Gleichgewicht unter ſich zur Ruhe gebracht ſind. Finden die Körper ihren Gegenſatz, einen Körper, in welchem ein anderes Kraftverhältniß fixirt iſt; ſo wird ihr Gleichgewicht, in dem ſie ruhen und als Materielles erſcheinen, aufgehoben. Aus beyden entſteht ein neues Produkt, in welchem ein ganz anderes Verhältniß fixirt wird, das demjenigen proportional iſt, was aus der Syntheſis der Körper hervorgehen muß, die Actu mit einander in Wechſelwirkung getreten ſind. Denn was ſich gegen ſeine Pole, als Repulſives und Contractives, ſpaltet, iſt im Mittelpunkt Ein Weſen. Daher die innere Gleichheit aller Materie, ihre Affinität und ihr Streben nach Gleichgewicht, wenn ſie aus demſelben geſetzt iſt. Der Act, in welchem dieſe dynamische Metamorphoſe zu Stande kömmt, die beſtehenden Gradverhältniſſe anziehender und abſtoßender Kräfte, in den die Körper ſich auflöſen

fen, und in neue zusammentreten, wird der chemische Proceß genannt. Als solcher schließt derselbe alle Formen des dynamischen Processes in sich, wie dies an der galvanischen Säule sichtlich wird, an der man den magnetischen, elektrischen und chemischen Proceß, als Einheit, Differenz, und die Durchdringung beyder erblickt. In demselben treten die qualitativen Seiten der Substanzen mit einander in Reaktion, differenzirte Kräfte kämpfen mit Kräften, unmittelbar in dem Akt der Auflösung verschwindet das Materielle gänzlich, wird gleichsam vergeistigt, und als reine Kraft in der chemischen Bewegung frey; der Tod weicht dem aufgehenden Leben, die Ruhe flieht, und die handelnde Natur tritt an ihrer Stelle, bis zu dem Moment, wo die Kraftäußerungen im Gleichgewicht erlöschen. In diesem Augenblick tritt wieder ein Körper, in eigenthümlicher Gestaltung, hervor, aber ein Symbol eines ganz andern in ihm fixirten Kraftverhältnisses, das daher auch ganz anderes auf unsere Sinnorgane influirt. Denn das Empfinden ist ein Wahrnehmen des Qualitativen in der Natur. Was also in der Dynamik Objekt der innern Anschauung ist, das Gesetz, nach welchem die reinen Kräfte sich trennen und verbinden, und sich durch die gegenseitige Influenz ihre Verhältnisse bestimmen, das wird mittelst des chemischen

Processus gleichsam dem äußern Sinn zur Anschauung vorgelegt.

Die Organisation soll das Leben erzeugen, d. h. das Gebundene aus der Hülle lösen, in welche es sich verbirgt, und die Naturthätigkeit frey und objektiv machen. Dies geschieht eben durch die ununterbrochene Succession chemischer Prozesse, die an verschiedenen Punkten und mit verschiedener Intensität in ihr angelponnen werden, die verkörperten Kräfte auflösen, sie zum Handeln bestimmen, und zu einem scheinbar stätigen Leben erwecken. Daher stehen sich Thätigkeit und Körperlichkeit, Leben und Tod direkt entgegen; wo das eine beginnt, muß das andere in ihm untergehen. Im Organismus ist beydes zugleich: losgelaßene und fixirte Naturthätigkeit. Diese erscheint als der Leib, jene als die Seele desselben. Der Leib hält das Freythätige, als Individuelles im Univerfum, und reproducirt, wenn er aufgelöst wird, das nämliche Spiel freyer Lebenskräfte, so daß der Organismus gleichsam in doppelter Gestalt, als freye und als fixirte Kraft, da ist. Was jetzt noch todt ist, wird in dem folgenden Augenblick lebendig, stirbt aber fast in demselben Moment wieder, in dem es sich gleich nach seiner Entbindung zu einem heterogenen Residuum fixirt, das ausgestossen wird. Das Residuum trägt den Charakter der Prozesse an sich, von welchen

es Residuum ist. Daher die Möglichkeit, aus ihm die Natur der Proceffe bestimmen zu können. Dekomposition und Excretion fordert Ersatz, damit der Organismus immer in gleicher Form und Qualität hergestellt werde. Denn er dauert, als solcher, nur durch ein bestimmtes Kraft-Verhältniß, sowohl in seinem Leben, als in seinem Seyn, fort. Eben dies ist seine eigen- thümliche Erregbarkeit, daß in der Gemein- schaft mit andern Dingen nicht ein drittes, von beyden Verschiedenes, entsteht, sondern daß er sich in derselben selbst reproducirt. Er nimmt Substanzen aus der Aussenwelt in sich auf, die ihm schon ähnlich sind, und modificirt sie wei- ter durch mannigfaltige neue Verbindungen, und durch Abscheidungen des Untauglichen, in der Form eines Excrements, zur vollkommenen Gleich- heit, in welcher sie ihn dynamisch und soma- tisch zu ersetzen im Stande sind. Der Körper gerinnt in jedem Moment und an allen Punk- ten aus Stoffen der Aussenwelt von neuem zu- sammen, und wird in dem nämlichen Verhält- niß durch die Lebensaktionen wieder zersetzt. Das Leben entwickelt sich aus dem Todten, und erlirrt fast in dem nämlichen Augenblick sei- ner Entbindung wieder in den Residuen seiner Proceffe. Das Leben hat, wie das Seyn, eine bloß scheinbare Continuität. Es ist immer eine aus andern Stoffen erzeugte Flamme, die im-

mer über andere Substrate schwebt, und aus frischer Zufuhr Nahrung saugt. Sofern ist die ganze empirische Existenz ein lediglich transitives Ding; der Organismus ein Durchgangspunkt für die Außenwelt; nichts beharrlich und unwandelbar in ihm als sein Begriff, der die fliehenden Kräfte immer in die nämlichen Formen zwingt. Aber selbst dieser Begriff wird wieder nur durch das Transitive gehalten, und hat bloß in jenen Formen seine Realität. So ist im Wirbelwinde die bewegte Luft nur das Verursachte, aber es verschwindet uns zugleich mit ihr, wenn wir von ihr abstrahiren, die Kraft, welche sie bewegt, und es bleibt ein völlig leeres Nichts übrig. Dies gegenseitige Ineinander-Wirken der Potenzen auf sich, mittelst dessen, was qualitative Seite an ihnen ist, die chemische Influenz der Außenwelt auf den Organismus, und eines Theils desselben auf den andern, durch welche alle jene Vorgänge zu Stande kommen, ist eben nichts anderes als der chemische Proceß selbst. Das Thätige verkörpert sich, und das Verkörperte löst sich wieder in ein Thätiges auf. Alle Assimilationen und Dekompositionen, sowohl in den ersten als in den zweyten Wegen geschehen nach chemischen Gesetzen. Richtungspolarität ist nirgends ohne chemische Polarität, und die Idee, die alle diese Vorgänge nach festen Gesetzen ordnet, wieder

in- und mit dem Nämlichen gegeben, was durch sie geordnet wird.

Das Leben ist ein Inneres. Alle Gegensätze, durch welche es Actu im Lebensprocess entbunden wird, sind im Organismus selbst, und zur Zeit Bestandstücke desselben. Das Thätige ist das Bestimmende, die Seele; das Materiellé des Bestimmbare, der Leib desselben. Daher die Nothwendigkeit beyder zu feinem Begriff. Das Aeufsere hat eine doppelte Funktion: theils sollicitirt es die vorhandenen, innern Gegensätze zur Aktion, theils tritt es durch Assimilation ein, und reproducirt die durchs Leben zerstörten Gegensätze wieder. In jener Beziehung nennen wir es Potenz, in dieser Substanz. Die Potenz, z. B. die Sinnenwelt und der eigenmächtige Entschluß zur Muskelbewegung erregt, veranlaßt und weckt bloß das im Organismus Ruhende, der sich dann Actu selbst giebt, was Potentia schon in ihm ist; die Substanz hingegen ist das Material für die künftige Existenz desselben, das, was mit umgewandelter Gestalt selbst in seine Mischung und Form aufgenommen wird, und seine künftige Existenz begründet.

Das qualitative Aeufsere, welches als Substanz in den Organismus eingehen soll, muß sich zunächst an die Vegetation wenden, und sich ihr unterwerfen, d. h. durch eine vorgeschriebene Reihe von Processen und nach man-

cherley durch dieselben bewirkten Umwandlungen, sich den Zugang zu ihm verschaffen. Nur Einiges davon, die ganz differenten Oxygene und Hydrogene wirken direkt als Cauterien, überwältigen die Kraft der Vegetation, wirken auf jeden Punkt, und zerstören den Organismus. Wir können diese Dinge Gifte nennen, wodurch wir sie mittelst einer absoluten Grenze von dem Uebrigen abtrennen. Die Vegetation ist es also, die Behufs der Arzneykunde vorzüglich ins Licht gestellt werden muß. Ihr Apparat, eine Zahl isolirter Eingeweide, liegt fast ganz innerhalb des Ganglien-Systems, das sich in die Gefäße der Eingeweide verbreitet, ihre Thätigkeit bestimmt, und dieselbe gleichsam als die Seele derselben zur Einheit/des Zwecks leitet. Solang die Vegetation den Organismus, seinem Begriff entsprechend, reproducirt, besteht die Gesundheit; durch sie muß die verlohrene hergestellt werden.

Auch hier muß zuvörderst das Chemische rein für sich und gefondert von allem Uebrigen, wie in der Chirurgie das Mechanische, die chemische Seite des Organismus und seiner Aussenwelt und der primaire Eindruck, der in dem Moment entsteht, wo sich beyde berühren, und alsdann erst der sekundaire Effekt, nämlich die Aufnahme des chemischen Eindrucks in das organische Leben, erörtert werden.

Die ganze Außenwelt kann sofern Arzneykörper seyn, als sie durch ihre qualitative Seite auf die nämliche des Organismus, Behufs seiner Genesung, einzuwirken im Stande ist. An sich sind die Arzneykörper Kraftverhältnisse, die mit sich im Gleichgewicht stehen, ihre sinnlichen Merkmale, als Symbole ihres Innern, an sich tragen, und thätig werden, wenn sie ihren Gegensatz finden. Auf die nämliche Art betrachten wir den körperlichen Organismus; stellen also, in der Wechselwirkung beyder, ein Kraftverhältniß dem andern, die sich mehr oder weniger homogen sind, entgegen, und sich in einander auflösen. Aus diesem Gesichtspunkt angeschaut, verliert die Arzneymittellehre ihre gewöhnliche atomistische Ansicht, und neigt sich den Principien der Dynamik zu, in welcher sie ihre scientifiche Begründung finden muß.

Stellt man die Außenwelt in einer Produkten-Reihe zusammen; so hat sie in der absoluten Mitte einem Gleichgewichts Punkt der Identität, von dem aus sie mit überwiegender Expansibilität gegen den einen Pol, und mit steigender Contraction gegen den andern geht. Jene Pole symbolisiren sich in den Elementen der Körperwelt als Sauerstoff und Wasserstoff, die die Grenze aller Materialität bezeichnen. Stickstoff und Kohlenstoff sind untergeordnete Pole, von welchen dieser sich der

Contraktions-, jener der Expansions-Seite nähert. Das Qualitative reducirt sich dadurch auf ein quantitatives Cohäsions-Verhältniß. Kohlenstoff und Stickstoff sind Elemente der Welt, die als Substanz in den Organismus eingehen, das materielle Substrat geben, und sein In sich selbst-Seyn und seinen animalischen Charakter bestimmen. Hingegen sind Wasserstoff und Sauerstoff Potenzen der Außenwelt, die man als Causal-Momente des Lebensprozesses ansehen muß, durch welche, unter der Form der Elektrizität, die Thätigkeit in ihm erregt, und das Leben gleichsam aus seinen Fesseln befreit wird. Daher erscheinen alle Metamorphosen im Thier- und Pflanzenreich, selbst die neuern Umwandlungen im Reiche der Fossile, als Oxydations- und Hydrogenations-Processe.

Dieser Produkten-Reihe, als dem Aeußern, gegenüber, steht die organische Welt als Inneres. Jede Thierart findet in derselben einen besondern Punkt, der ihr am homogensten, ihr relativer Indifferenzpunkt ist, und ihr die Nahrung giebt. Daher die Differenz der Nahrungsmittel nach der Thierart. Das Raubthier frisst Fleisch, die Ziege Schierling, die Wachtel Lolch. Unter allen Organismen fällt der relative Indifferenzpunkt des Menschen mit dem absoluten in der Produkten-Reihe am nächsten zusammen. Deswegen nährt er sich auch von verschiedenen Dingen, und lebt unter dem

Einfluss aller Climate gesund. Was diesseits und jenseits des relativen Indifferenzpunktes liegt, ist für die respektive Thierart Heterogenität, und kann auf sie, nach Maafsgabe ihres Zustandes, bald als Heilmittel, bald als Krankheits - Ursache oder Gift wirken. Das an sich Hydrogenirende kann auf ein anderes, dem Indifferenzpunkt näher Liegendes, oxydirend wirken. In dem Maafse, als die Entfernungen des Aeußern von dem relativen Indifferenzpunkt der respektiven Organismen zunehmen, wächst die Intensität seines Qualitäts - Charakters, und die Einwirkung wird stärker, bis sie auf einen gewissen Punkt kömmt, wo sie die Vegetation übermannt, und in einen deleterischen Eindruck übergeht.

Im Lebensproceß, der im Kampfe des Heterogenen besteht, und im Gleichgewicht erlöschet, begegnen sich Oxygene und Hydrocarbone, und zerstöhren sich gegenseitig auf jedem besondern Heerde der Organisation, wo Aktion ist, zu Auswurfstoffen. Den Sauerstoff ersetzen die Lungen, das Hydrocarbon der Speisekanal. Jenes wird unverändert, dies nach einer Vorbereitung, mittelst einer Reihe von Assimilations - Proceßsen, zugeführt. Das chemische Aeußere, also auch die Arzneyen, müssen sich daher an die Vegetation wenden, und dieselbe der Art bestimmen, das sie selbst die Mißverhältnisse innerhalb ihrer Sphäre aufhebt. Denn das Leben verhält sich, wie sich die Zufuhr durch die

Lungen und den Speisefkanal, und die Verarbeitung der Zufuhr, der Qualität des bereits Vorhandenen gemäß, verhält. Daher haben auch alle Ausfagen über die direkten Wirkungen der Arzneyen, dafs sie z. B. erweichen, auflösen, lubriciren, zusammenziehn u. s. w. keinen Grund. Alle diese Erfolge entstehen, wenn sie nach dem Gebrauch bestimmter Arzneyen entstehen, immer nur mittelbar, durch die Rectification der Faktoren des bildenden und bewegenden Lebens.

Die Nahrungsmittel und alles, was in ihrer Nähe liegt, gehen offenbar in die Körperlichkeit des Organismus über, und setzen ihm Substanz zu. Schon dadurch bewirken sie Formänderung, und können auferdem noch auch die Form des schon Vorhandenen, und mit derselben das dynamische Verhältnifs verändern. Jeder Arzneykörper, der sich durch seine specifisch-sinnlichen Merkmale als ein besonderer Körper ankündigt, ist auch ein eigenthümliches Kraftverhältnifs. Daher ist es nicht gerathen, den ganzen Arzneyvorrath auf einige wenige heroische Mittel einzuschränken. Scheinbar milde Dinge leisten oft mehr als die kräftigsten Substanzen; und die alten Aerzte wurden durch ihre Kräuterabfüde über Krankheiten Herren, die wir durch China und Mohnsaft nicht bezwingen. Sonderbar kann uns dies nicht schei-

nen, sobald wir die leise chemische Receptivität des Organismus gehörig würdigen.

Ihren Zugang zum Organismus haben die Arzneyen durch die Lungen und den Speisefkanal; selten durch die Haut, z. B. in Bädern und Einreibungen.

Das, was unmittelbar entsteht, wenn sich die chemische Seite des Organismus mit der chemischen der Außenwelt berührt und in Gemeinschaft tritt: dieser direkte und erste Eindruck, muß ein chemischer seyn. Denn aus beyden kann kein anderes Produkt eingesehen werden; beyde müssen nach Affinitäts-Verhältnissen auf einander einwirken. Allein die äußere chemische Substanz durchwandelt, von dem Moment ihrer Aufnahme an, eine Reihe chemischer Assimilations-Processe, die mittelst der Gesetze der Vegetation fixirt und vorher bestimmt sind, vom Mund zum Magen, dem Darmkanal und den Milchgefäßen bis zum Cirkulations-System und den mancherley Metamorphosen innerhalb desselben. Auf jeder Stufe wird das ursprüngliche Äußere ein Anderes, und berührt auf jeder Stufe andere, mit anderer chemischer Receptivität begabte, Organe. Auf diese Art erfolgt eine Reihe verschiedener chemischer Eindrücke, wenn man sie gegen einander vergleicht, obgleich auf jeder Stufe in der Skale die Ineinander-Wirkung der respektiven Potenzen an sich betrachtet, ihrer Natur pro-

portional und rein chemisch seyn muß. Das also, wodurch sich die Vegetation oder Reproduktion organischer Körper von den chemischen Processen der anorganischen Natur unterscheidet, das nämlich aus den in Gemeinschaft gebrachten Potenzen nicht ein drittes von beyden verschiedenes Produkt, sondern ein dem Organismus Gleiches entsteht, ist nicht sowohl Folge der Eigenartigkeit des Vegetations-Processes an sich, sondern vielmehr in der bestimmten Succession der Prozesse gegründet, die das Aeusere den Gesetzen der Vegetation gemäß durchlaufen muß. Das Absolute in der Natur ist immerhin bemüht, sich mit quantitativer Differenz gegen seine Pole zu spalten. Dieser Trieb ist gleich dem Triebe sich zu gestalten, und ins Gestaltlose zurück zu kehren; dies wieder einerley mit dem allgemeinen Streben der Natur, sich zu organisiren, und das Organisirte zu desorganisiren. Dies ist ihr letztes und höchstes Ziel. Ueberall wirkt das nämliche Ursprüngliche nach einerley Gesetz; die Prozesse sind auf allen Stufen die nämlichen, nur die Formen verschieden, und mehr oder weniger potenziirt.

Der sekundaire Effekt oder die Aufnahme des chemischen Eindrucks in das organische Leben, ist das durch die Reihe der Prozesse entstandene endliche Total-Resultat, nämlich die Assimilation des Aeusern zur specifisch-eigenthümlichen Qualität,

oder die Reproduktion des Organismus aus dem substantiellen Aeußern, welches eben durch jene Reihe chemischer Proceffe bewirkt wird.

Sofern die Arzneykunde vorzüglich auf das bildende Leben und die Vegetation wirkt, ist sie besonders für Krankheiten geeignet, die sich ursprünglich in den Organen entspinnen, welche innerhalb des Gebiets des Ganglien-Systems liegen, für Cachexien und Fieber, und überhaupt für Krankheiten, die in bestimmten Perioden verlaufen, sich durch kritische Ausleerungen entscheiden, also zunächst durch den Vegetations-Process rectificirt werden müssen.

§. 7.

P s y c h i a t e r i e.

Es giebt nicht eigentlich eine psychische Medicin. Denn in den Heilmitteln sind alle drey Seiten, nur mit einem Vorwalten dieser oder jener Seite. Auch richtet sich ihre Wirkung nicht immer nach dem, was in ihnen vorwaltet, sondern oft auch nach der Receptivität und dem Zugang des Organismus, auf den sie zugelassen werden. Daher in psychischen Curen oft Mittel psychisch wirken, die es an sich nicht sind. Eben so wenig giebt es reine psychische Krankheiten; und diejenigen, in welchen vorzüglich die psychische Seite verletzt ist; können nicht unbedingt durch psychi-

sche Mittel geheilt werden. Umgekehrt heilen an sich psychische Mittel auch andere, als psychische Krankheiten, z. B. Schlucken und kalte Fieber. Es kann daher die Idee, die psychische Seite der Medicin, Behufs der Psychiaterie, heraus zu heben, und sie für sich zu setzen, nämlich das psychische Aeufsere mit den psychischen Krankheiten zusammen zu stellen, und diesem das Prädikat der psychischen Medicin beyzulegen, nicht realisirt werden, weil jenes nicht unbedingtes Heilmittel von diesem ist. Denn wenn beyde sich gleich auf dem ersten Wege nothwendig berühren müssen; so hängt nicht davon, sondern von dem sekundairen Effekt die Heilung der Krankheiten ab. Es bleibt also blofs die Psychiaterie oder die Methode übrig, Krankheiten durch Mittel zu heilen, die zunächst das ideelle Princip des Menschen berühren. Und diese muß nach dem primären Eindruck der Mittel bestimmt werden, welcher das einzige Feste und Relationslose, immer das eine oder das andere ist, und nicht alles zugleich seyn kann. Das Problem, was die Psychiaterie aufzulösen hat, ist: welche Veränderungen des Organismus sind durch primäre Eindrücke auf die ideelle Seite desselben, Behufs der Heilung seiner Krankheiten, möglich? Alles andere, z. B. die Exposition der psychischen Seite des Organismus in ihrem gefunden und

kranken Zustände, so wie das Vermögen der Außenwelt, psychisch influiren zu können, ist nur Behufs der Psychiaterie und Propedeutik derselben.

So lange in der leblosen Natur das Subjektive vollkommen bewußtlos wirkt, wird der Zustand jedes Einzelnen von der mechanischen Causalitäts-Reihe nothwendig bestimmt, in welche es verwebt und von dem allgemeinen Strom fortgerissen, in welchen es hingeschleudert ist. Erst mit dem aufkeimenden Bewußtseyn kann es aus diesem Natur-Mechanismus heraustreten, sich dem Nothwendigen entgegenstellen, seinen Zustand wenigstens zum Theil eigenmächtig bestimmen, und auf dem Strome des Lebens das Ruder der Gesundheit selbst führen. Auf den untersten Stufen der Organismen, wo noch das Ideelle ganz in der Materialität versunken ist, kann bloße Arzneykunde und Chirurgie seyn. Auf den höhern Stufen keimt zwar, mit der Entwicklung der Seele, die Möglichkeit einer Psychiaterie auf; aber sie bekömmt erst in der Menschengattung, in welcher das Ideelle am wenigsten verhüllt hervortritt, eine solche Existenz, in welcher sie als vollendetes Glied den übrigen Zweigen der Medicin zur Seite treten kann. Im Menschen verhält sich ihre intensive und extensive Wirkksamkeit in dem Maasse, als seine intelligente Seite vollkommner ausgebildet wird. Doch hat die Medicin diesen charakteristischen

Zugang zum Menschen fast ganz unbenutzt liegen lassen. Sie hat den vernünftigen Menschen auf eben die Weise, wie das unvernünftige Thier behandelt, wenige praktische Versuche in der Psychiaterie gemacht, und um ihre Theorie sich gar nicht bekümmert, da sie doch ein integranter Theil zur Vollendung der Heilkunde ist. Denn durch sie muß der Arzt die Bildung empfangen, mittelst welcher er fähig ist, als Vernunftwesen auf ein anderes der nämlichen Art zu wirken. Durch sie muß er seinen Kranken die moralische Haltung zu geben wissen, mittelst welcher sie seiner Anordnung auf eine zweckmäßige Art Folge leisten. Sie muß in seiner Gewalt seyn, um diejenigen Krankheiten heilen zu können, die entweder zum Theil, oder ganz allein durch sie heilbar sind. Sie muß ihm endlich zu Gebote stehen, um jeder Curmethode den Charakter der Vollständigkeit zu geben, den sie nothwendig haben muß. Psychiaterie, Arzneykunde und Chirurgie, sind die drey Hebel der Kunst, die der Arzt einzeln oder alle ansetzt, wie der Fall es erfordert. Er muß im Stande seyn, nicht bloß einen Theil, sondern das ganze Aussenverhältniß des in Anfrage stehenden Kranken, dies nicht bloß mit einer, sondern mit seinen sämtlichen Receptivitäten, dem Zweck der Genesung gemäß, zu stellen, so weit

es

es durch die Idee möglich ist. Man kömmt dadurch schneller zum Zweck, und heilt auf diesem Wege Krankheiten, z. B. Krankheiten der Seele, die bey einer unvollständigen Curesmethode unheilbar sind. Denn das Heilen beruht auf einem solchen Stellen des Aeufsern, das dadurch die Heilkraft der Natur das Uebergewicht bekomme. Oft ist es genug, das nur einige, oft müssen aber auch alle Aussenverhältnisse bestimmt werden, wenn jenes Uebergewicht eintreten soll. Wie oft mögen Curen mancher Krankheiten, besonders der Nervenkrankheiten, der Hypochondrie, Hysterie, Fallsucht u. s. w. deswegen misslingen, weil ihnen dieser Charakter der Vollständigkeit fehlt.

Um zu einer Theorie der Psychiaterie zu gelangen, müssen Spekulation und Empirie sich gegenseitig die Hand bieten; diese von jener es lernen, mit Sinn zu experimentiren, und jene die Ausbeute, welche die Empirie auf ihren rhapsodischen Ausflügen macht, zur Berichtigung ihrer vorgefaßten Ideen, anwenden. Ihre Theorie hat wahrscheinlich, wie die Theorie der Arzneykunde und Chirurgie die chemische und mechanische Seite auffaßt, das rein Psychische zuerst, nämlich die sinnliche Seite des Organismus und seiner Aussenwelt, und das, was in der Wechselwirkung beyder entsteht, den ersten psychischen

Eindruck, für sich und gefondert von allem Uebrigem, aufzufassen und dann erst den Vorgang mitzutheilen, mittelst dessen der ursprüngliche psychische Eindruck in das organische Leben aufgenommen, und auf die Totalität des Organismus ausgebreitet wird.

1. Das Psychische für sich.

a. Hieher rechne ich zuerst die sensorielle oder intelligente Seite der Organismen, was man auch ihre Psyche nennt, in welcher beydes, Receptivität für sinnliche Eindrücke und Vermögen, denselben selbstthätig entgegen zu wirken, ursprünglich vereinigt ist. Diese Erkenntniß ist einerley mit dem, was man allgemein Psychologie nennt. Ohne sie kann das psychische Wechselverhältniß zwischen dem Menschen und seiner Aussenwelt nicht verstanden werden, also auch keine Theorie der Psychiaterie seyn, die eben auf jenes Wechselverhältniß fußt, wie keine Theorie der Arzneykunde ohne chemische, und keine Theorie der Chirurgie ohne mechanische Wissenschaft möglich ist. Denn die Heilkunde hat, als technische Doctrin, kein eigenthümliches Gebiet, durch welches sie absolut begränzt wäre, sondern ihr Zweck setzt ihre Gränzen. Sie nimmt jede Erkenntnißart, als ihr angehörig, in sich auf, wo sie dieselbe findet, wenn sie nur zur direkten Erreichung ihrer Absichten geeignet ist. So-

fern steht die Psychologie mit der Heilkunde in dem nämlichen Verhältnisse, in welchem alle übrigen, in sie hineingezogenen Scienzen mit ihr stehen. Sie unterrichtet den Arzt in der Erkenntniß der einen und vorzüglichsten Seite des Gegenstandes, auf welchen er wirken soll, den er also auch kennen muß. Sie macht ihn mit sich selbst und den Kräften bekannt, durch deren Gebrauch er als Künstler thätig seyn muß. Sie lehrt ihn die Krankheiten der Seele kennen, die ihrem Wesen nach das nämliche, was die Krankheiten des Körpers sind, und daher mit diesem in beständiger Wechselwirkung stehen. Sie bietet ihm eine eigene Klasse von Mitteln an, durch welche er die Gebrechen organischer Körper zu verbessern im Stande ist. Aus ihr muß endlich die Psychiaterie, als Inbegriff von Regeln, psychische Mittel auf den bestimmten Zweck des Heilgeschäfts anzuwenden, entlehnt werden.

Allein an einer solchen Psychologie für Aerzte, und wahrscheinlich auch von Aerzten fehlt es uns ganz. Der Arzt war meistens nicht Philosoph, um die urbildliche; der Philosoph nicht Arzt genug, um die abbildliche Seele, als subjektive Seite der Organismen, richtig aufzufassen. Man raisonnirte zu flach und zu viel, und beobachtete zu wenig; man beobachtete theils ohne Plan und ohne Principien, theils nicht ohne Vorurtheil; und verglich zu sparsam

das Beobachtete von neuem mit der Natur, so daß es durch die kreisenden Traduktionen von einem Verleger zum andern zuletzt seine ursprüngliche Wahrheit verlohrt. Dem Philosophen genügt die reine Wissenschaft, ohne Rücksicht auf besondere Zwecke; er beschäftigt sich vorzüglich mit dem normalen Zustande der Seele und nimmt höchstens noch ihre moralischen Gebrechen mit, die dem Arzt nicht eigentlich was angehen. Der Arzt bedarf zwar auch einer Naturlehre der gefunden Seele, damit er eine Norm in der Beurtheilung der Kranken habe. Aber seine eigenthümliche Bestimmung weist ihn auf die Krankheiten derselben und die Methode an, sie zu entfernen. In der Pathologie der Seele sind nicht die einfachen Arten ihrer Krankheiten zum Grunde gelegt, sondern bloß die verworrenen Gruppen ihrer gänzlichen Zerrüttung geschildert, die aus jenen, als aus ihren Elementen, zusammengeschmolzen sind, so daß diese wegen der Verschmelzung, jene wegen mangelhafter Erkenntniß der Elemente nicht erkennbar sind. Ueberhaupt ist man noch nicht auf dem rechten Wege, um zu einer Ausbeute pathologischer Thatfachen zu gelangen. Die Tollhäuser enthalten einen großen Schatz für Psychologie und Medicin, der bis jetzt noch unerkant und unbenutzt ist. Gute Köpfe, wie Lichtenberg und Diätophylus sollten sich in Nervenkrankheiten selbst beobachten

und die an sich gemachten Erfahrungen in unfern Beyträgen niederlegen. Innere Gefühle lassen sich von einem Dritten nicht anschauen. Und endlich fehlt es noch an einer zweckmäßigen Sprache, durch welche jene Gefühle und Zustände für jedermann verständlich vorgetragen werden können.

Die Psychologie muß speculativ und empirisch, Wissenschaft der urbildlichen und der abbildlichen Seele seyn. Jene ist Objekt der Naturphilosophie, die der Empirie so manches Problem zur Lösung zuschiebt, ohne daran zu denken, daß sie den Standpunkt noch schuldig ist, von dem aus die Empirie heller zu sehen, und mit mehr Geist zu experimentiren im Stande ist. Die Lehre der Seele muß ferner comparativ, von ihrem ersten Keim an in den untersten Regionen, durch die ganze Thierreihe fort, bis zu ihrem vollen Lichte im Menschen bearbeitet, und kann dann erst speciell, wie sie in den besondern Thierarten für sich ist, gegeben werden. Denn das Einfache muß auch hier dem Vollendeten vorangehn, und die ganze Verkettung vor Augen liegen, bevor ein einzelnes Glied derselben in seinen vielfachen Verhältnissen mit Wahrheit eingesehen werden kann. Endlich haben wir uns noch in der Seelenlehre davor zu hüten, die Psyche nicht etwan als ein Wesen zu nehmen, das für sich ist, und sie, als ein Absolut-Verschiedenes, der Leiblichkeit des

Organismus entgegenzustellen, da sie doch nur die eine Seite des nämlichen Substrats ist, was uns in der Arzneykunde seine chemische, und in der Chirurgie seine mechanische Seite darbietet, wie das Empfindbare der äufsern Natur nicht etwan Etwas von ihr Verschiedenes, sondern blofs die eine Erscheinungs-Weise derselben ist. Sie ist nicht Etwas, das auf der Stufe der Menschheit zur Organisation hinzu kömmt, sondern die eine Seite derselben, die sich mit allen übrigen in gleicher Parallele zur gröfsern Vollkommenheit entwickelt, die differente Erscheinungs-Weise desjenigen einen Wesens; das die gemeinschaftliche Wurzel des Leibes und der Seele ist, Produkt des nämlichen Urprincips, welches den Organismus gegen seine beyden Pole, als Reales und Ideales entfaltet und so verschiedentlich potenziirt ist, als die Relationen der Realitäten in ihrem Zusammenfeyn es sind, aus welchen die Thierreihe besteht. Nirgends sind Thätiges und Beschränkendes an sich, sondern blofs durch das Uebergewicht des einen oder des andern verschieden. Aus dem identischen Substrat der Organisation tritt gegen den einem Pol das Handelnde immer ungebundener hervor, bis es sich im Selbstbewusstfeyn zur höchsten Freyheit erhebt; gegen den andern Pol zu wird das Beschränkende immer mächtiger, bis der plastische Procefs im Mechanismus der reinen Körperlichkeit erstarrt.

Der Gegensatz von Leib und Seele beruht also auf dem bloßen in der Relation entstandenen Schein; beyde sind in allen Dingen nothwendig dasselbe Wesen. Durch das Einsseyn beyder wird jedes konkrete Ding ein relatives Ganze, wie das Universum es auf ursprüngliche Weise durch eben diese Einheit des Endlichen und Unendlichen ist. Daher die parallele Erhebung des Somatischen und Pneumatischen von der untersten Thierstufe bis zur obersten; daher die Gleichheit der Gesetze in der physischen wie in der psychischen Welt. Anatomie, Physiologie und Psychologie haben einerley lebendige Natur zum Objekt, nur dafs jede für sich und besonders dieselbe nach den drey Formen betrachten, in welchen sie sich offenbart. Diefen gegenüber steht die Aussenwelt, mit eben so vielerley Vermögen zu reitzen begabt, als die Organismen Zugänge haben. Daher die scheinbare Trennung der Heilkunde in Chirurgie, Arzneykunde und Psychiaterie, und ihre Wiedervereinigung in den organischen Proceß, in welchen die Reizung aller Seiten endlich enden muß.

Das, was wir die sinnliche, und auf einer höhern Stufe die intelligente Seite der Organismen, ihre Seele, nennen, bietet sich uns aus einem doppelten Gesichtspunkt dar; theils wie sie an sich und im Absoluten, theils wie sie creatürlich und in der Relation ist. Diese ist ein Endliches, das in Beziehung

auf andere Dinge besteht, und ein vorübergehendes Daseyn hat; jene das Unendliche, welches, als Wesenheit und ewiger Grund in die Relation eingeht, von welcher die endliche Seele die Erscheinung ist. Die urbildliche Seele ist, gleich dem Ideal der übrigen Dinge, das in der Gattung ausgesprochen ist, der Prototypus der creatürlichen, die als Abbild von ihr ausgebohren wird. Diese ist es also, die in der reinen Psychologie zum Grunde gelegt werden muß; hingegen ist jene, mit welcher der Arzt in der endlichen Natur zu thun hat, Gegenstand der empirischen Psychologie. Unsere gewöhnlichen Seelenlehren sind durchgehends trübe Mischungen von beyden; daher Zwittergestalten, denen es an innerem Leben fehlt.

Die absolute Intelligenz, oder die Seele, in ihrem Centrum gefaßt, ist das, was ewig, unabhängig und ohne alle Relation im Universum seyn kann; was übrig bleibt, wenn man sich alle Schranken der Individualität als aufgehoben denkt, aber doch alle Beschränktheiten setzt, und die Evolutionen der Welt nach allen Richtungen aus sich producirt. Sie ist einerley mit dem Absolut-Idealen, das mittelst des Akts der Subjekt Objektivirung seine Wesenheit von Ewigkeit her in die Besonderheit bildet, bis zur vollendeten Identität beyder, also einerley mit dem Urprincip, durch welches die Ideen real

und durch welches sie ideal und im Absoluten sind. Was von diesem Unbegreiflichen zu begreifen ist, muß die Spekulation geben; die Induktion und Abstraktion vom Endlichen führt einen unendlichen Weg.

Hingegen ist das, worin die psychischen Phänomene, von welchen hier die Rede ist, ihren Grund haben, nicht das Absolut-, sondern das Relativ-Innere und Ideale; nicht die urbildliche, sondern die abbildliche, und unter Relationen gebohrne Seele; nicht die unbedingte, sondern die in den Verhältnissen des Wesentlichen zu einander obwaltende Einheit und Harmonie. Eben die Organisation ist es, durch welche das Absolut-Ideale sich als Leib und als Seele zugleich offenbart, in einer Potenz, die den Bildungsstufen der verschiedenen Thierarten proportional ist, doch so, daß in den Theilen der Individuen, wie in den Arten der Gattung bald das Ideale, bald das Reale vorherrscht. Daher der Schein, als wäre im Gehirn der Sitz der Seele. In dem Maasse, als die Realitäten sich häufen, und mit einer Einheit zusammen treten, die das Produkt ihrer gemeinschaftlichen Abkunft ist, wächst die Vollkommenheit der Organismen bis zu der Stufe, wo sie das ganze Unendliche, alle Positionen, und diese in der höchst möglichen Harmonie in sich gebildet tragen. Hier ist es, wo das Reale sich wieder in ein Ideales auflöst,

wo der Mensch, als Abbild der absoluten Vernunft, in der Reihe der Wesen entstehen muß; wo die Einheit in den Relationen wieder offenbar wird, die in dem Absolut-Intelligenten ursprünglich, und durch dasselbe für die Relationen vorher bestimmt ist; wo also die Idee durch die Verhältnisse durchleuchtet. So entstehen nach mechanischen Gesetzen aus den auf bestimmte Art gebildeten Molecülen Crystalle, die in ihrem Gefüge die Urform ihrer Elemente an sich tragen; so ist in der ganzen Reihe chemischer Zusammensetzungen jede eine dynamische Potenz, die ihren Faktoren proportional ist; so tritt in jedem Produkte der Plastik durch die ganze Gliederung desselben, von seinen einzelnen Theilen an, bis zu seiner Totalität immer die nämliche Polarität wieder hervor, die in den Urstoffen ursprünglich war; so sammelt endlich der Hohlspiegel die Lichtstrahlen in einer Ordnung auf, daß sie den Gegenstand im Abbilde darstellen, von dem sie zurückgebrochen sind. Das ordnende Princip, welches in der Gleichheit des Wesens alles Substantiellen seinen Grund hat, geht durch alle Relationen hindurch, und nöthiget sie, Abbild der Einheit zu werden, die in jenem absolut ist. Was in der Mechanik als regelmässiges Gefüge, in der Dynamik als Potenz hervortritt, die den Kraftverhältnissen entsprechend wirksam ist, welche in ihr fixirt sind, das erscheint in der höchsten psychischen

Form als Seele, die im Bewusstseyn das Mannigfaltige zur Einheit der Person auffasst, und mit dieser Einheit in der Relation wieder eine Realität ist, die eine Unendlichkeit von Realitäten in sich trägt. Es muß also alles daseyn, was da ist: Gemeingefühl und Sinne, Gehirn, Nerven und Muskeln, und ein vegetativer Stamm, dem jene Theile als Parasiten angehängt sind, wenn ein Mensch, als die in der Relation erreichte höchste Identität des Idealen und Realen, zu Stande kommen soll. Er besteht, so lange jene Positionen, und diese in einem normalen Verhältniß in ihm bestehen. Er ist also, sofern er in und durch Verhältnisse ist, ein Phänomen, und hat wie die Dinge, die er erkennt, ein lediglich transitives Daseyn. Es müssen also sein Leib und seine Seele, sofern sie an sich eines Wesens, aus gleicher Wurzel entsprungen, und nur in der Form, und für die Erscheinung verschieden sind, zugleich und in gleicher Parallele wachsen und sich entwickeln, und beyde mit dem abnehmenden Leben wieder in ihr Nichts zurücksinken. Es muß die Seele, wie der Körper, in einzelnen Theilen verletzt; sie muß verstümmelt werden können, wenn der Körper verstümmelt wird, z. B. durch Castration; sie muß, wie der Körper, durch alle äußern und innern Bestimmungen der Totalität, durch Alter, Klima und Geschlecht, bestimmt werden. Sofern sie durch Uebung ihre Fertigkeiten erlangt, be-

kömmt sie zwar das Ansehen, als könne sie über ihren alternden Körper hinaus fort dauern. Aber dies ist ein bloßer Schein, wie es Schein ist, wenn das geübte und stumpfere Auge in gewissen Beziehungen mehr als das schärfere, aber ungeübte Auge sieht. Aus allem diesem geht nun hervor, daß es unstatthaft sey, nach dem Sitz der Seele, ihrer Einfachheit oder Zusammengesetztheit u. s. w. zu fragen.

Diese psychische Seite der Organismen ist übrigens unter allen übrigen am wenigsten gebunden, und mit einer so leisen Receptivität begabt, daß selbst der äußere Sinn schon Qualitäten des Außern wahrzunehmen im Stande ist, die weder durch Galvanismus und Elektrizität, noch durch irgend ein anderes noch so empfindliches Reagens der Natur entdeckt werden können. Ihre Temperatur ist so beweglich als ihre eignen Handlungen es sind, die in jener ihren Grund haben; sie modificirt sich momentan wie für die Dauer denselben entsprechend. Daher die Anlage des Intelligenten, sich mit seinen Reitzungen ins Gleichgewicht zu stellen, sich zu gewöhnen, sich Fertigkeiten zu erwerben, und sich durch Uebung zur größern Vollkommenheit auszubilden. Indes erfolgt doch im gesunden Zustande dieser Wechsel der Temperatur nach einem objektivsten Gesetze; artet aber in Krankheiten in eine regellose und schwankende Intemperatur

aus, die es dem Arzte ungemein schwer macht, die Erfolge seiner psychischen Reize mit Sicherheit im voraus zu bestimmen.

b. Das Empfindbare - Außere (die empfindbare Seite des Universums), welches als Reiz dem Empfindenden im Organismus gegenüber steht, und in gegenseitiger Gemeinschaft mit demselben die Gefühle und Empfindungen, durch dieselben das Spiel des innern Sinnes, und dessen Rückwirkungen auf die äußere Organisation producirt, ist das, was dem Arzt als Instrument dient, und ihm die Werkzeuge darbietet, mittelst welcher er allein im Stande ist, psychische Eindrücke zu veranlassen *). In dieser Qualität ist es also das Objekt der psychischen Heilmittel - Lehre, die jenes Feld in seinem ganzen Umfang und in Beziehung auf das Heilgeschäft zu bearbeiten hat. Sie muß, als dritter und letzter Ergänzungstheil der allgemeinen Heilmittel - Lehre, nach dem nämlichen Typus, wie die Aecologie und Pharmacologie bearbeitet werden, wozu bis jetzt aber noch nicht einmal der Anfang gemacht ist, die Theorie des Einflusses alles Empfindbaren auf das Empfindende überhaupt geben, den Einfluß dieser psychischen Erregungen auf die Gesundheit der Organisation und deren Wiederherstellung zeigen, endlich die einzelnen Bestand-

*) Reils Rhapsodien, §. 15.

stücke des Empfindbaren systematisch ordnen, und deren specielle Einwirkungen auf besondere Krankheits - Zustände erläutern. Dabey muß uns die ganze sensorielle Seite, wie in der Aecologie und Pharmacologie die ganze mechanische und chemische der Aussenwelt vor Augen liegen, um aus ihr alles heraus heben zu können, was nur irgend als Heilmittel auf psychischen Wegen wirksam seyn kann.

Nicht das Einfache im Univerfum, sondern das Materielle, in der Relation Bestehende desselben ist das Empfindbare. Was auf das Gemeingefühl, den Geruch und Geschmack wirkt, muß schon zusammengesetzt seyn; und Licht und Luft, die die Organe des Sehens und Hörens erregen, sind auch nicht einfach.

Es ist immer einerley Substrat, und das nämliche Ding an sich, dessen mechanische Seite, Behufs des Heilgeschäfts, in der Aecologie, dessen chemische in der Pharmacologie, und dessen sensorielle Seite endlich in der psychischen Heilmittel - Lehre betrachtet werden. Bloß die Aeusserungen desselben sind verschieden nach den Gegensätzen und Receptivitäten, die mit ihm in Gemeinschaft gebracht werden. Daber ist auch das nämliche Aeusere, in seinem Ansich betrachtet, auf alle Receptivitäten der Organisation zu wirken im Stande. Die Douche wirkt mechanisch durch erregte Oscillation, chemisch durch Zerfetzung des Wassers in den Haut-

gefäßen und psychisch auf das Seelenorgan des Rasenden. Selbst die Reitze für die höhern Sinne, bewegte Luft und Licht, bringen außerdem, daß sie das Hören und Sehen erregen, zugleich auch Schwingungen in alle elastische Substanzen und mancherley chemische Metamorphosen in allen belebten und unbelebten Körpern hervor. Auf die mechanische Seite des Organismus kann nur das, was an sich mechanisch ist, auf die ideelle hingegen alles, was Körper, also empfindbar ist, nicht bloß das an sich Ideelle, sondern auch das, was an sich, und in Beziehung auf andere Receptivitäten eine chemische oder mechanische Potenz ist, einfließen. In der psychischen Heilmittel-Lehre kömmt also alles wieder vor, die ganze Sinnenwelt; sie wiederholt die nämlichen Substanzen, die bereits in der Aecologie und Pharmacologie in andern Verhältnissen betrachtet sind. Deswegen können alle mechanischen und chemischen Potenzen zugleich als psychische Reitze und einige psychische Mittel, neben der beabsichtigten Wirkung, auch als mechanische und chemische Potenzen einwirken, welche Möglichkeit einer allgemeinen Influenz der Arzt nie aus dem Auge verlieren darf. In der psychischen Heilmittel-Lehre gehen wir aber an jene Seiten des Substrats, die mechanisch oder chemisch sind, vorüber und schränken uns bloß auf das, was empfindbar an demselben ist, auf seine Einflüsse auf das Gefühls-

und Empfindungs - Vermögen ein. Wenn wir also in ihr ihre Objekte absolut nehmen, und die Kräfte derselben an sich und ohne Relation betrachten; so soll dies nicht auf die Erörterung alles dessen, was sie an sich, sondern bloß auf die Erörterung alles dessen, was sie als psychische Reitze vermögen, hinweisen. Absolutpsychische Reitze giebt es nicht, wie bereits oben gesagt ist. Denn selbst die Gedanken bedürfen, um als ein Aeußeres auf andere übertragen zu werden, der Luft und des Lichts, also körperlicher Vehikel.

Was an und von dem Aeußern wirkt denn als Empfindbares ein? Nicht etwan ein von dem Mechanischen und Chemischen Verschiednes, das als ein Besonderes in demselben mit dem Uebrigen gleichsam zusammen geschmolzen wäre, sondern das Substrat selbst, das als ein Inbegriff von Kräften, die auf einen bestimmten Grad von Intensität fixirt, an sich und in ihrem Princip gleiches Wesens sind, aber sich verschiedentlich äußern, nach Maafsgabe der Receptivität, die ihnen entgegen steht, so daß ihre Wirkung nicht an sich, sondern nur relativ different ist. Das nämliche Aeußere, was in anderer Beziehung eine mechanische Potenz ist, wirkt psychisch auf das Getaft, und die chemischen Kräfte wirken sensorieil auf den Geruch und Geschmack. Das Aeußere hat, wie das

Organische, mit dem es an sich eines Wesens ist, einerley Tendenzen, in welche es sich ausbreitet; die gleichnamigen ziehen sich an, lösen sich in einander auf, und treten mit einander in Wechselwirkung. Selbst das, was sich als Empfindendes dem Empfindbaren entgegensetzt, spaltet sich von neuem nach dem nämlichen Typus, so daß die mechanische Seite in dem Getast, die chemische in dem Geruch und Geschmack die Gegensätze findet, die zu ihrer Aufnahme geeignet sind.

Die relativen Kräfte der psychischen Potenzen stehen nicht allein mit der Receptivität der Arten, sondern auch der Individuen in einem besondern Verhältniß. In der Pharmacologie abstrahiren wir von dem Inbegriff der Individuen einer Art eine allgemeine Empfänglichkeit, die überhaupt gültig, und als Norm und fester Punkt für die respective Art angenommen wird, und setzen in Beziehung auf diese die Kräfte der Medicamente fest, daß z. B. eine Quente Rhabarber eine Laxirmittel sey. In der Chirurgie ist meistens ein Knochen für die Säge so hart, als der andere. Allein in dem Maasse, als wir uns von dem Todten weiter entfernen, individualisirt sich alles stärker, so daß in der Psychik jeder einzelne Mensch fast seine eigne höchst bewegliche psychische Temperatur hat,

in Beziehung auf welche die relativen Effekte der Mittel bestimmt, und für jeden besondern Fall von dem Arzte besonders geschätzt werden müssen. Ihre Kräfte sind intensive Gröſen, die sich nicht, wie die Kraft eines Rhabarber - Pulvers oder eines Tourniquets, nach Maafs und Gewicht bestimmen lassen. Manche muß der Arzt, wie es der Zustand heischt, aus sich selbst herausheben, und auf der Stelle zu improvisiren im Stande seyn. Er muß hier, wie in der Chirurgie, oft beydes zugleich, Mittel und Idee seyn, die das Mittel leitet, nur mit dem Unterschied, daß in der Chirurgie sein Körper, in der Psychik die Seele die Mittel giebt. In der Arzneykunde muß immer noch ein körperliches Ding, als Mittel zwischen der Idee des Arztes und der zu heilenden Krankheit, in die Mitte treten. Noch schwieriger wird die Bestimmung der relativen Effekte psychischer Potenzen in Krankheiten, wo die Receptivität fast regellos schwankt. So sollen, nach Rosenſtein, Personen, die am Bandwurm leiden, gewisse Töne; Rasende grelle Farben nicht vertragen; andere Nervenkranken vom Dudelsack oder dem Kuhreigen besondere Wirkungen erfahren, wie der Art eine Menge Beyspiele von Tissot, R. Whytt und andern aufgezeichnet sind. Hierher gehört auch noch der Unterschied der Kranken, wiefern sie mündig oder unmündig sind, von welchen diese

durch einen äußern Zwang bestimmt werden müssen, das zu thun, was sie thun sollen *).

Wie sollen die psychischen Mittel classificirt werden? **) Alle erreichen direkt nur das Gemeingefühl und die Sinnorgane, und ihre nächsten Effekte sind in allen Fällen einerley: Gemilche von Gefühlen und Empfindungen, in welchen bald dies, bald jenes vor schlägt. Man kann sie vielleicht unter folgende drey Abtheilungen stellen, nach der Differenz der psychischen Erregungen, die wir durch sie beabsichtigen. Die erste Klasse würde solche Reitze enthalten, die vorzüglich auf das Gemeingefühl wirken, und als Lust oder Unlust wahrgenommen werden. In ihrem Effekt schlägt die Vorstellung des Subjekts vor, und das Objekt wird entweder gar nicht, oder wenigstens nicht durch das Gemeingefühl als Objekt wahrgenommen. Der Zweck, den wir durch sie beabsichtigen, ist der, die Seele zu nöthigen, ihren eignen Körperzustand zu beachten; die Perception des Mittels selbst, und die Fortpflanzung und Ausbreitung der ursprünglichen Erregung des Seelenorgans ist uns meistens gleichgültig. Die zweyte Klasse sind Sinnes-Reitze, zu welchen vom Gemeingefühl der Geruch und Geschmack den Uebergang

R 2

*) Reils Rhapsodien, S. 151.

**) Ebend. S. 178.

machen, deren Erregungen wir schwerlich für etwas mehr als für Modifikationen unseres eignen Ichs halten würden, wenn wir uns nicht durchs Getaft und Gesicht überzeugen könnten, daß sie ein Objekt aufser uns haben. Die Sinnesreize nöthigen die Seele, nicht sowohl ihren veränderten Körperzustand, sondern vielmehr das Objekt vorzustellen. Diese stehen also, in Rücksicht des beabachtigten Zwecks, mit jenen in umgekehrtem Verhältniß; der Kranke soll das Außere anschauen, und durch die Association desselben mit seinem Innern soll das gesammte Spiel seiner Seelenkräfte erregt werden. Denn die isolirte und todtte Vorstellung des Objekts thut es freylich nicht allein, sondern vorzüglich die Erregung des gesammten Innern, die im Gefolge jener Vorstellung entsteht. Die letzte und dritte Klasse enthält endlich willkührliche Zeichen, Symbole, Pantomimen, und besonders Sprache und Schrift, durch welche wir nicht sowohl die Vorstellung des Objekts, sondern vorzüglich das, wovon es Zeichen ist, reine Anschauungen, Imaginationen, Urtheile und Begriffe in der Seele zu erregen suchen. Die erste Klasse psychischer Mittel soll zur Vorstellung eines durch sie erregten Körperzustandes, die zweyte zur Vorstellung der Mittel selbst, und die letzte endlich zur Vorstellung dessen führen, wovon sie Zeichen und Symbole sind. So schreiten wir mit den

Erregungen durch diese Mittel stufenweise höher, von den äußersten und rohsten Aussenwerken des Nervensystems im Gemeingefühl zu den mehr veredelten Nerven in den Sinnorganen, und von da zur Erregung des Gehirns selbst, als des Brennpunkts des ganzen Systems, fort.

Seinen Zugang zum Organismus hat das Empfindbare Aeußere durchs Gemeingefühl und die Sinnorgane; alles, was beyde Sinne und durch sie den innern erregt, ist psychischer Reitz, und sofern derselbe Krankheiten zu entfernen im Stande ist, psychisches Heilmittel. Was das Ansehn derselben sey, und was für Krankheiten, Krankheiten der Seele oder des Körpers, durch sie geheilt werden, ist in Rücksicht ihres Begriffs gleichgültig *). Substanz setzen die psychischen Mittel nicht zu, sondern bewirken bloß Form-Aenderung der bereits vorhandenen und mit derselben ein anderes dynamisches Verhältniß.

In Rücksicht des Verhältnisses zu ihrem Zweck sind die psychischen Reitze entweder normal, oder abnorm, oder Heilmittel: das erste, wenn sie die Seele ihrer Naturbestimmung gemäß erregen; das zweyte, wenn sie krank; das letzte endlich, wenn sie den kranken Organismus gesund machen. Um zur Erkenntniß ihrer Wirkungsart zu gelangen, die in allen

*) Reils Rhapsodien, §. 15.

Fällen die nämliche ist, müssen wir nicht allein ihre heilsamen, sondern auch ihre nachtheiligen Einflüsse beobachten.

Die Anwendung derselben in Beziehung auf das Heilgeschäfft ist gedoppelter Art: entweder wir entziehen der Seele Reitze, die mit ihr in Gemeinschaft sind, oder bringen andere mit ihr in Verbindung, die es in dem gegenwärtigen Moment nicht sind. Wir entfernen solche Reitze, die den Menschen krank machen, oder lassen solche zu, die das Spiel der Kräfte in der Art erregen, daß dadurch die Heilung einer Krankheit zu Stande kommen kann. Dies kann man die positive; jenes die negative Heilmethode nennen. Der direkte Erfolg der positiven ist Erregung; der negativen Beruhigung. Doch können auch Erregungen beruhigen, aber indirekt, sofern durch sie die vorhandenen Gefühle und Ideen Reihen ausgelöscht werden. Umgekehrt kann Ruhe im Gefolge entzogner Reitze neue Thätigkeiten wecken, sofern die Seele den Müßiggang flieht, und andere Beschäftigungen sucht, wenn sie von den vorhandenen zurückgewiesen wird *).

c. Der primaire psychische Eindruck, bey welchem wir vor jetzt noch von aller Ausbreitung desselben im innern Sinn und der Rückkehr desselben zur äußern Organisa-

*) Reils Rhapsodien, S. 168.

tion abstrahiren, ist unmittelbares Produkt, das in dem Augenblick zu Stande kömmt, wo die sinnliche Seite des Organismus mit der empfindbaren der Aussenwelt in Wechselwirkung tritt, aus welcher Gemeinschaft direkt nichts anders als jener Eindruck hervorgehen kann. Jede andere Einwirkung, die aufser dem Gefühl oder der Empfindung noch durch das nämliche Substrat, aber durch eine andere Seite desselben hervorgebracht wird, ist nicht mehr psychischer Eindruck.

Der Eindruck besteht, oder sein Inhalt ist Empfindung und Gefühl zugleich, doch in quantitativer Differenz, so das in der Synthesis bald das Gefühl, bald die Empfindung vorschlägt, und das Entgegengesetzte mehr oder weniger unbemerkbar ist. In dem Gemeingefühl, dem Geruch und Geschmack, geht z. B. über der Vorstellung des Subjekts das Objekt, in den Empfindungen des Gehörs und Gesichts und den Anschauungen der Einbildungskraft über der Vorstellung des Objekts das Subjekt verlohren. Empfindung ist die Wirkung des Gegenstandes, durch welche er als ein reeller Gegenstand aufser uns vorgestellt wird; Gefühl die Vorstellung des Zustandes des Subjekts, in welchen dasselbe durch irgend einen psychischen Reitz versetzt ist, ohne etwas zur Anschauung desselben brauchbares zu enthalten; jenes die objektive, dies die subjektive Vorstel-

lung der Sinnlichkeit; Gefühl, Wahrnehmung des Innern; Empfindung Wahrnehmung des Aeußern. Das Eigenthümliche der grünen Farbe empfinden; ihre Annehmlichkeit fühlen wir. Daher ist auch die Grundlage der Gefühle durch das ganze Subjekt verbreitet, und bloß ihre Wahrnehmung aufs Gehirn beschränkt.

Allein auch die Empfindung ist, wenn sie gleich das Aeußere vorstellt, an sich dennoch ein Inneres: Produkt der Organisation, und das Objekt, als Angeschautes, nicht aufer uns, sondern in uns. Das Aeußere sollicitirt bloß die Selbstthätigkeit des Mikrokosmus, welche als Aktuosität und Receptivität in ihm ist, zu Productionen, die, wegen der Gleichheit des Wesens beyder, den Productionen des Makrokosmus analog, und durch jene Gleichheit vorher bestimmt sind. Denn ein psychischer Eindruck ist Etwas, das seinem ganzen Umfang nach, nur im Organischen und durch dasselbe hervor gebracht seyn kann. Daher die Synthesis und der beständige Zusammenfluß der Gefühle und Empfindungen. Die meisten Empfindungen, z. B. der Farben und Töne, enthalten zugleich Etwas, was sie bloß von der Modifikation des Subjekts haben, aber von uns noch auf einen Gegenstand aufer uns bezogen werden kann; allein die Lust oder Unlust, die z. B. die Harmonie oder Disharmonie der Töne in uns erregt, kann nicht mehr auf ein Objekt bezogen,

sondern muß lediglich allein als ein Zustand des Subjekts von uns anerkannt werden. In der Chirurgie bringt das Aeufsere den ersten Eindruck hervor; daher er auch ein Heterogenes, Störung des Mechanismus ist; die Organisation nimmt ihn blofs auf; hier ist in der Organisation beydes, das Receptive und Actuöse, durch dessen Zusammenwirkung der psychische Eindruck entsteht.

In der Vorstellung ist Anschauung und Empfindung; die Form, als Grund der Möglichkeit des Gegenstandes, wird angeschaut; die Materie, als Grund seiner Wirklichkeit, wird empfunden. Die Einbildungskraft schaut das Dreyeck an; der Sinn empfindet es beym Anblick der einen Seite einer Pyramide.

Der äufsere Sinn erregt den innern zu Gefühlen, Empfindungen und Anschauungen. Wie dies geschehe, und das Handeln des organischen Processes auf dieser höchsten Stufe des psychischen Lebens als Anschauung im Bewußtseyn sich offenbare, liegt ausserhalb des Gebiets der empirischen Psychologie, und fällt in die Sphäre der höhern Metaphysik. Uebrigens ist diese Aufgabe nicht dunkler für uns, als jede andere der Art: wie z. B. das Handeln der Natur sich als Schwere, Cohäsion und Plastik zu erkennen gebe? Der erste Eindruck, er sey Gefühl, Empfindung oder An-

schauung der Einbildungskraft, die durch Symbole geweckt ist, breitet sich nun nach dem Gesetze der Association aus, weckt das Denkvermögen, das Begehrungsvermögen, das ganze Heer der Affekten und Leidenschaften, und kehrt durch die Muskel-Aktion wieder zur äussern Organisation zurück, woher er kam. Und um diese allgemeine Thätigkeit der sämmtlichen Seelenvermögen ist es uns eigentlich zu thun, da ein blosses Gefühl und die isolirte Empfindung ein todttes Wesen seyn würde. So entsteht eine fortdauernde und höhere Ordnung von Handlungen, unmittelbar in dem Brennpunkt des Nervensystems, die vorzüglich auf seine dynamische Temperatur einen entschiedenen Einfluss hat. Es ist hier das nämliche Verhältniss, welches bereits bey den chemischen Eindrücken angemerkt ist, nur in einem noch höhern Grade, dass das vorhergehende Glied der Reitz für das folgende wird, und auf diese Art eine Kette von Reitzungen entsteht, die von dem Ort des ursprünglichen Eindrucks an successiv die ganze Organisation durchwandert *). Der Anblick der rothen Farbe erregt den Zorn, z. B. bey wälschen Hühnern und bey Stieren; die schwarze macht traurig. Der Bauer liebt die grelle, die nervöse Stadt-Dame die zarte und gemischte Farbe. Trommelschlag und türkische Musik wecken den

*) Reils Rhapsodien, S. 155.

Muth des Kriegers; der feyerliche Klang der Trompete und Pauke die Andacht; der traurige Ton der Posaune das Mitleid.

In Ansehung des therapeutischen Gebrauchs der psychischen Eindrücke kömmt es nun noch vorzüglich auf eine ästhetische Combination derselben an, wodurch der beabsichtigte Effekt erhöht, oder im Gegentheil zerstört wird. Es kömmt auf eine zweckmäßige Succession an, die durch Stimmung der Receptivität zur Erreichung unserer Absicht vorbereitet, oder ihr widerstreitet. Was in den Compositionen des berühmten Tonkünstlers Salieri den Hauptstücken vorangeht, setzt er so schwach als möglich, fast ohne Melodie und Bass-Accompagnement, um das Ohr zur Aufnahme der Hauptvorstellung desto empfänglicher zu machen. Endlich ist auch noch die Administration des psychischen Apparats mittelst des Arztes, Stimme und Geberde desselben, nicht gleichgültig, um dem Gesamt-Effekt desselben den höchst möglichen Grad von Intensität zu verschaffen.

2. Die Aufnahme des primären psychischen Eindrucks in das organische Leben.

Sollen ursprünglich psychische Eindrücke, Gefühle, Empfindungen und reine Anschauungen der Einbildungskraft, und das, was durch sie erregt wird, das gelammte Spiel aller See-

lenvermögen, Krankheiten des Organismus heilen; so müssen dieselben in den Lebensprocess aufgenommen, und mittelst desselben durch den ganzen Organismus ausgebreitet, und ihm assimilirt werden. Ohne Erkenntniß dieses Vorgangs ist keine Theorie der Psychiaterie möglich. Wie diese Aufnahme aber geschehen möge, das ist eine Aufgabe, die mit der höchsten in der Philosophie zusammen fällt: wie Kraft und Materie, Begriff und Gegenstand, Seele und Leib, vegetatives und animalisches Leben zusammen hängen? Wir wissen zwar auch sehr wenig von der Wirkungsart der Arzneyen. Doch betrachten wir sie als verkörperte Kräfte, die nach ihrer Entbindung, mittelst der Assimilation, das gesammte dynamische Verhältniß der Organisation rektificiren können. Allein ein psychischer Eindruck ist ein ganz leeres Ding, welches höchstens vorhandene Kräfte in Conflict bringen, und ihr Verhältniß ändern, aber nichts neues schaffen kann.

Es kömmt hier darauf an, das Gesetz zu finden, nach welchem der psychische Eindruck überhaupt wirkt. Da er nun überall nach einerley Norm thätig ist, er mag in Beziehung auf das Gesundheitswohl gleichgültig seyn, Krankheiten erregen oder sie heilen; so wird uns die Beobachtung seiner Wirkungsart überhaupt, und besonders auch die Beobachtung der Art und Weise, wie er

Krankheiten erregt, behülflich seyn, um zu einer Theorie der Psychiaterie zu gelangen.

Die ideale und reale Seite des Organismus ruhen auf einer Wurzel; beyde metamorphosiren sich in gleicher Parallele; Wechsel des Stoffs und der Thätigkeit, Vegetation und Animalität sind nirgends von einander getrennt. Das Leben muß sich, als das Absolute, in welchem Leib und Seele eines Wesens sind, überall auf seinen niedern und höhern Stufen in gedoppelter Gestalt, als Dynamisches, und Somatisches, entfalten. Metamorphose des Körperlichen und des Dynamischen sind die Resultate eines Akts im Lebensproceß, daher überall unzertrennlich von einander vorhanden. Nun potenziirt sich aber die dynamische Seite von einer Stufe zur andern in gleichen Graden mit der Vervollkommnung der Organisation, bis es auf der Stufe, auf welcher wir hier stehen, als Intelligentes erscheint, und im Selbstbewußtseyn den höchsten Grad der Freyheit und Selbstständigkeit erreicht. Hier muß also auch der Lebensproceß, wie überall, auf der einen Seite in Perception überschlagen, welches über alle Erfahrung hinaus liegt, und auf der andern Seite in die Körperlichkeit hinab steigen. Die drey Receptivitäten der Organisation sind gleichsam die Antennen eines Lebensprocesses, der durch das Ganze waltet, alle Eindrücke in sich aufnimmt, von welcher Seite her sie auch er-

regt seyn mögen, und wiederum seine sämtlichen eigenmächtigen und ursprünglichen Metamorphosen gegen alle Seiten der Organisation ausbreitet. Das Aeufsere ist bey diesem Vorgang blofs das, was den organischen Procefs föllicitirt, der Alles, selbst die Sinnenwelt, aus sich heraus schafft, in einer prästabilirten Harmonie mit dem Aeufsern, und auf dieser Stufe Sensationen gebiert, in welchen das Anschauende und Angeschaute innig verschmolzen sind. Die letzten Gegenlätzé, aus denen die Aktion unmittelbar hervorgeht, das Thätige wie das Körperliche, das Subjektive wie das Objektive, sind in der Organisation selbst, und verhalten sich gegenseitig als Reitz und Gereitztes. In der Sensation wird die Spontaneität durch den Körper, in den willkührlichen Bewegungen der Körper durch die Spontaneität erregt. Das, was Wesen in der Natur ist, kann als solches überhaupt nicht, sondern nur die Relation, in welcher es neben einander besteht, afficirt werden. Daher sind alle Erregungen, die psychischen sowohl als die physischen, Metamorphosen in der Relation und Erscheinung eines veränderten Verhältniffes. Sofern nun die abbildliche Seele eine in der Relation bestehende Einheit ist, muß sie auch an allen Metamorphosen des Verhältniffes Theil nehmen, durch welches sie ihr transitives Daseyn hat.

In allen Erregungen ist also beydes zugleich, Veränderung des körperlichen und dynamischen

Zustandes vorhanden. Alle Gefühle und Sinnesanschauungen sind mit gleichzeitigen körperlichen Metamorphosen verbunden. Die unmittelbar aufs Gemeingefühl einwirkenden Reitze, in deren Gefolge nichts weiter als körperliche Lust oder Unlust entsteht, die Erregungen der Sinnesnerven von der Grenze bis zum Seelenorgan, die Oscillationen der Fibern des Gehirns zur Zeit seiner Thätigkeit, die Reflexionen der Hirnwirkungen auf die Bewegungsnerven sind körperlich, mit Wechsel des Stoffs und Aktion des plastischen Processes verbunden, wodurch dann wieder beydes zugleich, das somatische und dynamische Verhältniß der Organisation, verändert wird. Das Gehirn, als Mittelpunkt aller Subjektivität, von dem die Nerven als Radien nach allen Seiten ausgehen, wirkt in der Sensation von aussen nach innen, und in der freyen Bewegung von innen nach aussen. Die psychischen Eindrücke durchwandern also das ganze Gebiet des thierischen Menschen: Gehirn, Sinnes- und Bewegungsnerven, und die Muskeln bis an die Grenze des Ganglien-Systems. Sie werden besonders wirksam, wenn sie in das Begehrungsvermögen aufgenommen werden, Abscheu und Verlangen, Affekte und Leidenschaften hervorbringen. In diesem Falle schlagen sie selbst in die Sphäre des vegetativen Apparats über. Denn wenn die Leidenschaften ihre Grundlage in den Eingeweiden haben, Furcht und

Schreck hydrogeniren, die Absonderung der Galle und der riechbaren Stoffe bey Menschen und Thieren vermehren; so müssen diejenigen, welche ursprünglich vom Gehirn ausgehen, z. B. durch Vorstellungen eines erlittenen Unrechts entstehen, einen Zugang zu den Eingeweiden haben, mittelst dessen sie in denselben ihre Grundlage begründen können. Nun verändern aber alle psychischen Handlungen durch sich selbst ihr Substrat, sowohl nach seiner somatischen als pneumatischen Seite; die durch die Heilmittel erregten modificiren es auf eine so bestimmte Art, daß dadurch das dynamische Mißverhältniß der Organisation rectificirt, und der Zweck der Genesung erreicht werden kann.

Das Gemeingefühl geht zwar gewöhnlich aufwärts vom Körper zum Gehirn. Aber durch eben diesen Weg steigen auch ursprüngliche Eindrücke der Seele abwärts zum Körper, und werden von demselben wieder zum Gehirn als Gemeingefühl reflektirt. Mit der Einbildungskraft mag es, wie ich einige Mal an andern Orten gesagt habe, die nämliche Bewandniß haben. Die mit ihnen coexistenten Hirnwirkungen pflanzen sich wahrscheinlich in die Nerven des respectiven Sinnes fort, unter dessen Form die Anschauungen der Einbildungskraft entstehen. Auch die Sinnes- und Muskel-Erregungen begegnen sich in entgegengesetzter Richtung. Es

ist

ist also zwischen den peripherischen und Central-Enden der Nerven eine Spannung vorhanden, die weit leiser ist, als die Spannung zwischen den Polen eines Magneten. Jeder Eindruck an der einen Extremität theilt sich augenblicklich und ohne Zeitverlust der entgegengesetzten mit; und was örtlich zu seyn scheint, ist in der That eine Metamorphose, die durchs Ganze geht. Eine schnell wachsende Hoffnung oder Furcht erregt ein Wärme- oder Kälte - Gefühl durch den ganzen Körper, der Anblick des Erhabenen Schauder, und die Gespensterfurcht um Mitternacht ein Grausen, das alle Glieder durchläuft.

Ferner wird das Gehirn, mit der Entwicklung des Menschen, allmählig zu einem allgemeinen Erregungsmittel des Lebens aller Theile erhoben, so daß dasselbe in der Folge nicht ohne Gehirn fort dauern kann. Wahrscheinlich steht diese Reizung mit seinem jedesmaligen Erregungszustand in Beziehung, ebbet und fluthet in gleicher Parallele mit demselben.

Auch darf man es nicht aus der Acht lassen, daß die disponible Erregbarkeit bewegbar sey, jedem Orte zu, und von ihm abströmen, auf jedem Punkt oder an mehreren zugleich verzehrt werden könne. Daher die Möglichkeit, sie gegen das Gehirn zu sammeln; hier Thätigkeit und an andern Orten Ruhe, also ein ganz verändertes Spiel der Lebensbewegungen zu be-

werkstelligen, Einer meiner Kranken lag zur Zeit der gegenwärtigen Invasion des französischen Militairs in der letzten Periode der Lungensucht. Allein jener Eindruck wirkte so heftig auf ihn, daß er Fieber, Auswurf, Engbrüstigkeit und Nachtschweißse verlor, Appetit bekam, zunahm, und sich acht Wochen lang vollkommen wohl befand. Nach dieser Zeit kehrte seine Krankheit mit verdoppelter Kraft zurück. Manie und Schwangerschaft haben den nämlichen Einfluß auf die Schwindsucht.

Endlich sind alle Seelen-Aktionen mit gleichzeitiger Consumption von Substanz verbunden, wodurch schon an sich, und besonders dadurch eine allgemeine Veränderung bewirkt werden kann, daß, wenn einige Bestandtheile vor den andern zersetzt werden, das Zurückbleibende überwiegt und eine andere lockere oder festere Bindung bekommt.

So wie es Krankheiten giebt, die vorzüglich durch die Chirurgie, andere, die vorzüglich durch die Arzneykunde geheilt werden müssen; so scheint die Psychiaterie besonders dazu geeignet zu seyn, Krankheiten zu entfernen, die an der psychischen Seite der Organisation vorzüglich offenbar werden; und schwerlich wird uns jemals ohne Psychiaterie die Cur der Seelenkrankheiten und der verschiedenen Arten von Geisteszerrüttungen vollkommen gelingen. Es giebt überhaupt nur eine doppelte Art, Krank-

heiten zu heilen, theils dadurch, daß wir ihre entfernten Ursachen weg zu nehmen, und die Entfernung der Krankheit der Natur überlassen, theils dadurch, daß wir direkt auf sie selbst einwirken. Auf eben diesen Wegen müssen die Seelenkrankheiten geheilt werden. Nun können wir zwar die entfernten Ursachen derselben durch Arzneyen heben, durch sie den Andrang des Bluts zum Kopf mäßigen, Verstopfungen des Unterleibes, Würmer des Darmkanals, Reitze im Sonnengeflecht und in den Generations-Theilen u. s. w. fortschaffen. Aber auf die direkte Tilgung der Seelen-Krankheiten kann die Arzneykunde schwerlich Einfluß haben. Auch werden ihr vielleicht manche Curen derselben zugerechnet, die ihr als solcher nicht zugerechnet werden können. Denn wenn der Kranke durch kalte Bäder, Douche, Urticationen und Brenneisen geheilt ist; so mögen diese an sich chemischen Potenzen in diesem Fall vielleicht gar nicht durch ihre chemische Influenz, sondern allein durch Schmerz, Furcht, Schreck und andere Seelen-Erregungen gewirkt haben. Die nächste Ursache aller Seelen-Krankheiten ist unmittelbar im Gehirn. Auf dasselbe muß daher auch der direkte Angriff zur Heilung derselben gemacht werden. Arzneyen können nur im Allgemeinen die Erregbarkeit vermindern oder vermehren, aber schwerlich eine lokale Intem-

peratur derselben rektificiren. Das Gehirn ist gleichsam ein Aggregat vieler und verschiedener Organe, deren physiologische und anatomische Analyse der unermüdete und scharffinnige Gall zuerst begonnen, und bereits zu einem hohen Grad von Vollkommenheit gebracht hat; die gemeinschaftliche Resonanz, in welcher jede Saite der ganzen Organisation anspricht und wieder-tönt; der Theil, welcher den einen Pol des vegetativen und sensoriellen, und alle Pole des intellektuellen Lebens in sich trägt, also der Spiegel, in welchem die Strahlen des Ganzen in Eins zusammenbrechen. So mannigfaltige Beziehungen dieses einen Theils unter sich und mit dem ganzen Organismus sind nothwendig, damit sie in sich und mit der Aussenwelt in eine Spannung treten könne, in welcher sie die Harmonie der Sphären wiedertönt. Und diese Polarität des Gehirns und Nerven - Systems ist das Produkt einer proportionalen Vertheilung der Erregbarkeit an dasselbe, die wir ihre Normal-Temperatur nennen. Jede Intemperatur macht, daß das Individuum aus dem allgemeinen Gesetze herausfällt und in Geisteszerrüttungen verfällt, in welchen es nach individuellen Spannungen, also in Disharmonie mit dem Ganzen, oscillirt. Ursprünglich existirt das Gehirn ohne Fertigkeiten und mit einer bloßen Anlage dazu. Seine Temperaturen und Fertigkeiten schafft es sich selbst durch seine eignen Thätigkeiten, wie

die Elektricität sich ursprünglich den Weg bahnt, den es in der Folge immer verfolgt. Durch seine Thätigkeiten begründet es seine Normaltemperatur; durch seine Thätigkeiten muß es also auch seine Intemperaturen rektificiren. Das Aeufsere, durch welches seine Thätigkeiten erregt werden, sind psychische Reitze; die Kunst, sie dem Zweck der Genesung gemäfs zu bestimmen, Psychiaterie. Mit den Handeln geht das Bilden gleiches Schrittes fort, und befestiget das durch Metamorphose des Materiellen, was die Kräfte, gezwungen durch die Nöthigung zum Handeln, ausgesprochen haben. So sind wir im Stande, die normale Temperatur des Seelenorgans, richtige Beziehungen und Einklang seiner verschiedenen Getriebe, Harmonie des äufsern und innern Sinnes und aller Seelenvermögen unter sich und die Conspiration des Menschen mit der Welt nach dem allgemeinen Gesetz der Organisation herzustellen *).

Allein wenn gleich die Psychiaterie einen entscheidenden Einfluß auf die Cur der Seelenkrankheiten hat; so darf sie doch darauf nicht eingeschränkt werden. Sie hat einen ausgedehnten Wirkungskreis, und muß in der Cur aller Krankheiten mehr oder weniger angewandt werden, damit das gesammte Aeufsere dem Zweck der Genesung gemäfs gestellt werde. Denn alle

*) Reils Rhapsodien, §. 7.

Eindrücke, von welcher Seite sie auch kommen mögen, enden in einem Finalpunkt, dem organischen Proceß. Fallsuchten, Schlucken, kalte Fieber werden bekanntermaassen durch die Psychiaterie geheilt; alle Curen durch Sympathie geschehen auf psychischen Wegen; und schwerlich wird uns die Heilung der Hysterie, Hypochondrie und aller Nervenkrankheiten überhaupt gelingen, wenn wir nicht im Stande sind, dem Kranken eine gehörige moralische Haltung zu geben. Selbst in Krankheiten des gestörten Mechanismus, z. B. der Rachitis, ist eine zweckmäßige Erregung der Seele heilsam, und fördert die Wirksamkeit der übrigen Mittel. Durch Einfluß auf die Seele des Kranken muß Arzt und Kranker sich nähern, Liebe, Zutrauen und Achtung entstehen und der Kranke die Stimmung bekommen, die nöthig ist, um die Pläne des Arztes gehörig zu befördern. Eine Person, deren Gesicht blöde zu werden, und eine andere, die die Schwindsucht zu haben glaubte, ängstigten sich über das bevorstehende Unglück der Art, daß bey jener durchs Weinen die Augen immer blöder, bey dieser das hectische Fieber immer stärker wurde. Man künftigte jener die Blindheit, dieser den unvermeidlichen Tod an. Der erste Schreck war heftig, allein darnach erfolgte Ruhe, und bey der Letzten Heilung. Ausserdem hat die Psychiaterie noch auf manche andere Objekte des ärztlichen Handelns Anwen-

—
dung, wovon in diesen Beyträgen nach und nach
Beyspiele gegeben werden sollen: z. B. auf die
Bestimmung der Kinder und Narren, Arzneyen
zu nehmen, und überhaupt den ärztlichen Vor-
schlägen Folge zu leisten; auf die Behandlung
solcher Kranken, die unheilbar sind, z. B. durch
Procrästination; auf die Bewirkung der Eutha-
nasie, sofern dies nämlich auf psychischen We-
gen geschehen muß.

I I.

U e b e r

d e n W a h n w i t z,

seinen Unterschied

v o m

Wahnsinn, der Dummheit und dem Blödsinn,

u n d

seinen Zusammenhang

m i t d e m W a h n s i n n .

Der Wahnsinn und der Wahnwitz äußern beyde sich in falschen Urtheilen; beyde sind auch häufig mit einander verbunden; dennoch aber ist der eine nicht der andere, und beyde sind wesentlich von einander verschieden.

Der Wahnsinnige hält etwas für wirklich, was nicht wirklich ist, und irrt insofern. Des Wahnwitzigen Irrthum braucht nicht die Wirklichkeit einer Sache zu betreffen. Er kann z. B. zu einem Zwecke falsche Mittel anwenden, den Werth der Dinge falsch beurtheilen. Dieses wäre der erste Punkt, worin beyde verschieden sind.

Allein wenn jeder Wahnsinn gleich in Ansehung der Wirklichkeit einer Sache irrt; so

zeugt doch nicht jeder Irrthum, der einem fingirten Wesen eine Existenz beylegt, vom Wahnsinn. Der Leichtgläubige, der das Unwahrscheinlichste für wirklich, oft etwas für wahr hält, was ein Anderer als unmöglich erkennen würde, kann hierdurch vielleicht seinen Wahnwitz dokumentiren; allein für Wahnsinnig kann man ihn deshalb noch nicht halten. Ich will denjenigen, der z. B. des berühmten, und des durch seine Visionen noch bekanntern Swedenborg's Geistererscheinungen glaubt, nicht geradehin für wahnwitzig erklären, wenn ich gleich mit niemanden zu streiten Lust hätte, der dieses thun wollte. Allein wahnfinnig könnte man ihn seines Glaubens wegen nicht nennen, obgleich Swedenborg selbst bey denjenigen, die glauben, das seine Erscheinungen nichts mehr und nichts weniger als eine Selbsttäuschung zum Grunde liege, die ihn zum Irrthum verleitete, vom Wahnsinn nicht frey zu sprechen wäre. Der Irrthum des Ersten betrifft zwar eine Wirklichkeit; allein sein Urtheil gründet sich nicht auf eine eigne Erfahrung, die seiner Meinung nach keinen Zweifel daran Raum liesse; Swedenborg hingegen glaubte von dem, was er als wahr annahm, das Zeugniß seiner Sinne für sich zu haben. Dieses ist der zweyte Punkt, worin der Wahnsinn und der Wahnwitz verschieden sind. Der Irrthum, der den Wahnsinn charakterisirt, stützt sich fälschlich auf eigne, wahr oder

vermeinte Erfahrung; der Irrthum des Wahnwitzes auf einen andern Grund. Dieses wäre ein zweyter Unterschied zwischen dem Wahnsinn und Wahnwitz. Alle unsere Erkenntnisse haben wir nur aus drey Quellen: aus eigener Erfahrung; aus dem, was Andere uns mittheilen, oder, wie die Logik es nennt, Zeugniß; oder endlich aus der Vernunft. Was wir erfahren, stellt sich unsern Sinnen unmittelbar als wirklich dar; und von demjenigen, was wir auf das Zeugniß eines Andern als wahr annehmen, setzen wir dasselbe in Ansehung ihrer gleichfalls voraus, oder wenn wir dem Andern etwas auf sein Wort glauben, so setzen wir gleichfalls voraus, daß er dasjenige wirklich erfahren habe, was er für seine Erfahrung ausgiebt. Das Urtheil über jenes wie über dieses ist auch die Sache der Vernunft. Die Vernunft wirkt also zu allen unsern Kenntnissen mit. Selbst, wo wir etwas auf die Versicherung unserer Sinne als wahr annehmen, muß die Vernunft uns darüber Gewißheit geben, ob unsere Sinne uns das wirklich sagen, was sie uns zu sagen scheinen. Denn es ist bekannt, daß nicht allein im Traume, sondern oft auch im Wachen unsere Sinne uns etwas zu sagen scheinen, wovon sie uns in der That nichts sagen.

Allein wenn das Urtheil des Verstandes uns gleich oft vor einem Irrthum, der hieraus entspringt, schützt; so kann es uns, allein ge-

nommen, nicht gänzlich davor sichern. Es kann z. B. nicht verhindern, daß dieses oder jenes nicht unsern Sinnen sich so oder so darstellen sollte, z. B. nicht bewirken, daß wir den Gegenstand, der unserm Auge sich hinter einer Spiegelfläche darstellt, eben so sehen sollten, als ob er sich hinter derselben befände.

Hieraus ergibt sich, daß es ganz unabhängig von dem Verstande falsche Sinnen - Darstellungen, wie ich es einmal nennen will, gebe; d. h. etwas stellt sich uns so dar, als ob es durch unsere Sinne wirklich wahrgenommen würde, wenn es gleich wirklich nicht vorhanden ist. Ich nenne das eine falsche Sinnen - Darstellung, nicht einen Irrthum, weil derjenige noch nicht irrt, der z. B. sich hinter dem Spiegel sieht, wenn er vor demselben steht, obgleich das Kind irrt, das sein Bild hinter dem Spiegel sucht. Jener nämlich hält etwas, was ihm nur so scheint, nicht für wahr; dieses thut hingegen das Kind, welches das, was es im Spiegel sieht, hinter demselben sucht. Sinnen - Vorspiegelung mag ich diese falsche Darstellung nicht nennen, weil die Sinne an ihnen unschuldig seyn können, und ich anderwärts Sinnen - Vorspiegelung schon die Krankheit genannt habe, in welcher solche falsche Darstellungen ihren Grund selbst in den Sinnen haben.

Denn es kann seyn, daß falsche Darstellungen von der Einbildungskraft rühren, wie

im Traume, auch im Wachen, wo die Leidenschaften aufgeregte sind, und in vielen andern Fällen. Solche falsche Darstellungen können, wenn sie gleich an sich noch kein Irrthum sind, doch einen Irrthum veranlassen, und einen Irrthum, der den einleuchtendsten Gründen nicht weicht, sondern vielmehr macht, daß diese selbst als Irrthümer verworfen werden. Ist dieser Zustand fortdauernd, und hält er denjenigen, der sich in demselben befindet, gleichsam in einem ganzen Gewebe von Irrthümern verstrickt; so ist es der Wahnsinn. Der Irrthum, der dem Wahnsinne eigen ist, liegt immer in einem Mißverhältnisse der Sinne zu der Einbildungskraft. Jene sind entweder für diese zu schwach, oder diese ist zu stark im Verhältnisse zu jenen. Es mag nun das Erste oder Zweyte seyn; so gewinnen Bilder der Einbildungskraft, auch im wachenden Zustande, die Helligkeit, Lebhaftigkeit und Bestimmtheit, welche in der Regel nur die Bilder der Gegenstände haben, indem wir sie empfinden: und hierdurch unterscheiden wir am meisten dasjenige, was wir empfinden, von demjenigen, was wir uns einbilden. Dieses führt zu einem neuen Unterschiede. Denn nunmehr erhellet, daß

Drittens der Irrthum des Wahnsinnes in einem Mißverhältnisse der Einbildungskraft zu den Sinnen; der Irrthum des Wahnwitzes aber

lediglich in dem Verstande seinen nächsten Grund hat.

Der Wahnwitzige urtheilt falsch, weil er aus Voraussetzungen, die ganz wahr seyn mögen, falsch schließt. Dasjenige, worin er irrt, glaubt er keineswegs erfahren zu haben; er glaubt aber, es anderweitiger Voraussetzungen wegen, die er als wahr voraussetzt, mit gutem Grunde als wahr ansehen zu müssen. Er schließt also, und schließt falsch. Ein Rechtsgelehrter, der in eine mystische Religionschwärmerey verfallen war, nahm sich bey einem anhaltenden Regenwetter in der Eradtezeit, das eine große Theurung besorgen liefs, die Noth der Armen sehr zu Herzen. Als er einstmals, wie er selbst sagt, so in schwermüthigen Gedanken am Fenster dem starken Regen zusahe, und sein Auge unaufhörlich auf den ganz mit Regenwolken bezogenen Himmel richtete, fällt ihm der Spruch ein: „Rufe mich an in der Noth; so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen.“ Nunmehr fängt er an zu singen, erst etwas laut, und weil es ihm alsdann vorkam, als wenn die Sonne sichtbar würde, immer lauter und lauter. Er sahe die Sonne hervorkommen, die jedem unsichtbar blieb, aber immer nur auf Augenblicke. Dieses nannte er, wie er selbst sagt, Glauben üben. Hier ist Wahnsinn und Wahnwitz. Wahnsinnig war der Schluss, den

der Mann machte; und Wahnsinn konnte ihn nur die unsichtbare Sonne sehen lassen.

So sehr Wahnsinn und Wahnwitz von einander verschieden sind, so häufig sind sie mit einander verbunden. Der Wahnsinn führt zu leicht zum Wahnwitz, und eine wahnwitzige Grille führt oft zum Wahnsinn, oder bringt ihn wenigstens in vielen Fällen zur Reife. Ein Schwärmer, wie der vorhin erwähnte Mann, konnte nur die wahnwitzige Grille haben, fruchtbares Wetter erfinden zu wollen; aber diese Grille setzt auch seinen Wahnsinn in Bewegung. Doch um den Zusammenhang zwischen Wahnsinn und Wahnwitz bestimmter einzusehen, muß der Wahnwitz näher betrachtet werden.

Ist der Wahnwitz eine Krankheit des Verstandes, die sich in falschen Urtheilen äußert; so kann er nur in falschen Schlüssen sich zeigen. Denn jedes Urtheil stützen wir entweder unmittelbar auf die Erfahrung, wir nehmen es auf das Zeugniß unserer Sinne an, so daß wenn wir das wirklich empfinden, was wir zu empfinden glauben, an der Wahrheit des Urtheils kein Zweifel seyn kann; oder das Urtheil ist schon durch sich selbst evident, es hat eine axiomatische Gewißheit; oder endlich, unsere Ueberzeugung davon beruht auf Schlüssen. Der zweyte Irrthum ist an sich unmöglich; der erste, wenn er auf eine Krankheit hinweisen soll, ist der Irrthum des Wahnsinns; der Wahnwitz kann

als solcher sich also nur zunächst in falschen Schlüssen aufsern. Ich sage absichtlich, der Wahwitz äußere sich, als solcher, zunächst in falschen Schlüssen. Denn mittelbarer Weise kann auch der Wahnsinn zu falschen Schlüssen, und der Wahwitz zu Irrthümern führen, in welchen wir, was die Einbildungskraft uns darstellt, zu empfinden glauben.

Die Schlüsse, die wir machen, sind von zweifacher Art: Erstens schliessen wir aus angenommenen Voraussetzungen dasjenige, was nothwendig und unzertrennlich damit verbunden ist, und zweytens schliessen wir aus solchen Voraussetzungen auf etwas, das, wenn jene Voraussetzungen angenommen werden, zwar nicht nothwendig ist, aber doch mit ihnen mehr zusammenstimmt, als sein Gegentheil, oder mit andern Worten: wir schliessen dasjenige, was jener Voraussetzungen wegen wahrscheinlich ist. Die Schlüsse der ersten Art sind die von den Logikern sogenannten Vernunftschlüsse; die Schlüsse der letzten Art, die Wahrscheinlichkeits-Schlüsse. Nicht sowohl in diesen als jenen verirrt sich der Wahwitz.

Bey diesen, den Wahrscheinlichkeits-Schlüssen, ist immer ein Für und Wider in Ansehung dessen, wovon die Frage ist, abzuwägen; nicht so bey den Vernunftschlüssen, wenn die Prämissen zu denselben einmal gegeben sind. Alles, was zu einer einseitigen Betrachtung einer Sache

führt, verleitet leicht zu falschen Wahrscheinlichkeits-Schlüssen, weil es uns hindert, bey den Gründen, die wir für eine Behauptung zu haben meinen, die Gegengründe in die nöthige Betrachtung zu ziehen.

Wie eine gewisse Art des Wahnsinns zum Wahnwitz führe, erhellet nunmehr leicht. Der fixe Wahnsinn nämlich, der an einer gewissen falschen Voraussetzung haftet, und diese oft mit bewundernswürdiger Consequenz im Urtheilen und Handeln verfolgt, führt seiner Natur nach immer nur die Seite der Sache, welche ihn nährt, herbey. Dieses unterhält bey demselben die Einbildungen seiner Narrheit, oder die Beforgnisse seiner Schwermuth. Wir finden daher oft, das Wahnsinnige dieser Art, so wahnwitzig sie auch über den Gegenstand, an welchem ihr Wahnsinn so zu sagen hängt, urtheilen, in allen übrigen Dingen nicht allein einen guten Verstand, sondern oft selbst eine besondere Beurtheilungskraft zeigen, Urtheilskraft nämlich nennen wir, wie ich anderwärts glaube bewiesen zu haben *) das Vermögen, Wahrscheinlichkeits-Schlüsse zu machen. Der schon vorhin erwähnte Rechtsgelehrte, war ein geschickter und sehr gesuchter Sachwalter, und zeigte während seiner Verir-

run-

*) Unterf. über die Krankh. der Seele, 2 Th.

rungen, nach dem Urtheile Sachverständiger, seine vorige Geschicklichkeit, die, wie es wohl keines Beweises bedarf, in verwickelten Geschäften, immer Beurtheilungsvermögen voraussetzt. Dieses verließ ihn aber ganz bey seinen Religionsvorstellungen und in allen Verhältnissen, wo seine Eitelkeit sich zur Unzeit geltend machen wollte.

Nicht allein in dem eigentlichen Wahnsinn fixer Art, sondern auch in der bloßen Schwermuth, wie ich den Zustand nenne, in welchem der Mensch an einer traurigen, ihn niederschlagenden Idee hängt, ohne wahnsinnig zu seyn, und der bloßen Narrheit, die diesem gerade entgegengesetzt ist, ist der Wahwitz aus den schon (S. 70., 1. St.) angegebenen Gründen natürlich. Denn die Urtheilskraft kann in keinem dieser Zustände sich frey in Ansehung desjenigen Gegenstandes äußern, dessen Vorstellung ihn unterhält. Der Narr sieht nur das, was seinem Trübsal schmeichelt, und der Schwermüthige nur das, was ihn in seinen ängstlichen Sorgen unterhält und bestärkt. Hieraus wird es denn begreiflich, wie die bloße Schwermuth oder die bloße Narrheit um so eher in einen wirklichen Wahnsinn übergeht. Was der Narr z. B. sich Anfangs vielleicht bloß als möglich dachte, wird ihm immer wahrscheinlicher und wahrscheinlicher, weil er auf die Ge-

gengründe seiner Meinung immer weniger achtet, bis sie ihm zur völligen Gewißheit wird, und seine Einbildungskraft durch Vorspiegelungen in seinem Wahn ihn immer mehr und mehr bestärkt. Alsdann kommt es leicht dahin, daß er etwas zu sehen und zu hören glaubt, was, wenn er es wirklich sähe und hörte, ein völliger Beweis desjenigen seyn würde, was er sich einbildet.

Es giebt einen Wahnsinn, bey welchem sich der Kranke etwas in den Kopf gesetzt hat, was eigentlich gar kein Gegenstand irgend eines Sinnes ist, oder gar nicht empfunden, sondern nur durch Schlüsse erkannt werden kann, z. B. er sey mit Wundergaben ausgerüstet, bekleide diese oder jene Aemter und Würden u. dgl. Dieser Wahnsinn, den ich den chimerischen Wahnsinn nennen möchte, scheint meistens von einem wahnsinnigen Raifonnement auszugehen, das die Einbildungskraft hintennach durch ihre Vorspiegelungen bestätigt. Der Wunderthäter z. B. glaubt die Wunder, welche er verrichten zu können sich einbildet, zu sehen; der Narr, der sich z. B. König zu seyn dünkt, sieht sich alle Königliche Ehre erweisen, und wird dadurch dann in seinem Wahn so befestigt, daß dagegen keine Gründe weiter etwas verfangen.

Dieses scheint auch die Geschichte des schwermüthigen Wahnsinns, wenigstens derjenigen Art desselben, die von körperlichen Gefühlen aus-

geht, zu seyn. Jemand empfindet z. B. einen spannenden Schmerz im Körper, und gleich scheint es ihm, sein Körper werde ausgedehnt; er bildet sich dann bald ein, seinen Körper so ausgedehnt zu sehen, wie er ihn nach dem Urtheil; das bloß auf die Empfindung des körperlichen Schmerzes fußte, sich dachte. Wenigstens denke ich mir, daß auf diese Art der Wahnsinn eines Mannes entstanden sey, von dem Donatus *) erzählt, daß er sich eingebildet, so korpulent zu seyn, daß für ihn die Thür seines Zimmers zu niedrig und nicht weit genug sey. Als man, um ihn mit Gewalt von dem Ungrunde seiner Meinung zu überführen, durch die Stubenthür führte, starb er vor Schreck. Dieses, oder eines ähnlichen Beweises hätte es gegen seinen Wahn nicht bedurft, wenn der Mann nur z. B. an seine Kleider hätte denken wollen, und dann gefunden hätte, daß diese nicht beträchtlich weiter als seine ehemaligen seyen. Allein er hatte, so zu sagen, nur ein Gesicht für das, was ihn in seiner Grille bestärkte, nicht für das, was sie sofort hätte widerlegen müssen.

T 2

*) Hist. mirab. Lib. 11. Cap. 1. Krüger's Wahrnehmungen. S. 97.

Der Grund dieser Krankheit liegt nicht in dem Verstande, an sich genommen, sondern in dem Einflusse, den andere Seelenvermögen auf denselben haben. Eben daher erklärt es sich, daß z. B. der Wahnsinnige bey seinem Wahnwitz über alles richtig urtheilt, was mit seinem Wahnsinn nicht in Verbindung steht; daher erklärt es sich auch, daß Leute von übrigens gesundem Verstande wahnwitzig urtheilen und handeln, wenn ihre Leidenschaften aufgereggt sind. Denn es fällt in die Augen, daß eine Leidenschaft eben so, wie sie gleichsam einen einstweiligen Wahnsinn herbeyführen kann, auch einen so vorübergehenden Wahnwitz veranlassen könne.

Hier entsteht nun natürlich die Frage: was für ein Seelenvermögen diesen Einfluß auf den Verstand äußere. Die Sinne thun es nicht; auch nicht die Einbildungskraft; sondern lediglich das Begehrungsvermögen, von dem Furcht, Hoffnung und ein thätigeres Verlangen, das den Handlungen, durch welche wir entweder uns eines begehrten Guts versichern, oder von uns ein verabscheutes Uebel entfernen wollen, Wirklichkeit giebt, ausgeht.

In seinen Wirkungen ist der Wahnwitz dem Blödsinn und der Dummheit ähnlich. Beyde unterscheiden sich von ihm aber darin, daß sie

entweder Naturfehler oder Krankheiten sind, an welchen der Verstand an und für sich leidet, und nicht etwa durch den Einfluß anderer Vermögen irre geführt wird.

Warum ich diese Krankheit Wahnwitz genannt wissen mögte, habe ich folgenden Grund. Die Sylbe Wahn sey das alte Wan, welches so viel als Mangel bedeutet, und noch in dem Englischen Want übrig ist; oder es habe die Bedeutung, die das Wort Wahn noch jetzt hat, indem es einen Fehler und Irrthum anzeigt: so wird es in beyden Fällen das bezeichnen, was ich damit benannt habe. Denn es bezeichnet entweder einen Mangel an Verstand, der in falschen Urtheilen sichtbar ist, oder einen sich verirrten Verstand. Denn es ist bekannt, daß Witz zuerst nicht das bedeutet habe, was wir jetzt damit gewöhnlich sagen, sondern den Verstand überhaupt, der in nichts mehr in die Augen fällt, als in dem Beurtheilungs-Vermögen.

Das Wort, Wahnsinn, könnte an sich jetzt, da wir wenigstens in zusammengesetzten Wörtern, wie Scharffsinn und Tieffsinn, durch das Wort, Sinn, auch den Verstand bezeichnen, dasselbe bedeuten. Allein für seine gewöhnliche Bedeutung, in der es ein fortwährendes Mißverhältniß zwischen der Einbildungskraft bezeich-

net, ist es, wie aus dem kurz vorhin Gefagten erhellet, passender. Hierzu kommt noch, daß wir, was wir gewöhnlich Wahnsinn nennen, wohl nicht füglich würden Wahnwitz nennen können; wir also, wenn wir beyde Ausdrücke auf die bemerkte Art unterscheiden, den Reichtum der Sprache, der uns hier sonst unnütz seyn würde, vortheilhaft benutzen.

J. C. Hoffbauer.

III.

Ueber die
scheinbare Manie,
nebst
einigen Bemerkungen
über die
psychische Behandlung der wahren Manie.

Der Wahnsinn, die Tollheit und die Schwärmerey sind die hauptsächlichsten, wenn auch nicht einzigen Arten der Verrückung; wenn Verrückung diejenige Krankheit ist, in welcher das gehörige Verhältniß einzelner Seelenvermögen aufgehoben ist.

Zwischen denselben ist aber um so genauer zu unterscheiden, da sie oft mit einander verbunden sind, und aus der einen leicht die andere hervorgeht. Wahnsinn z. B. führt leicht zur Tollheit; Tollheit und insbesondere Manie zum Wahnsinn; und wenigstens bey gewissen Arten der Schwärmerey ist Tollheit und Wahnsinn mit der Schwärmerey verbunden. Ein Beyspiel hiervon giebt der Fanatismus.

Doch um diesen ist es mir hier nicht zunächst zu thun, sondern um die Tollheit, die man meistens nicht genau genug von dem Wahnsinn unterscheidet. In dem Wahnsinn ist die Einbildungskraft, wenigstens im Verhältniß zu den Sinnen zu stark, es sey nun, daß ihr eine Abstumpfung der Sinne einen größern Spielraum giebt, als ihr von Rechtswegen gebührt, oder daß sie durch ihre eigne Gewalt die Sinne hindert, ihren Dienst, den ihnen die Natur angewiesen hat, zu verrichten. Denn wenn die Einbildungskraft gleich nicht ohne die Beyhülfe der Sinne thätig seyn, oder alle ihre Materialien ursprünglich nur von den Sinnen haben kann; so sind beyde, die Sinne und die Einbildungskraft, doch in ihren gleichzeitigen Aeufserungen wie entgegengesetzte Kräfte. Je lebhafter wir uns die Gegenstände, die uns gerade in die Sinne fallen, vorstellen, um so mehr tritt alles, was uns die Einbildungskraft vorhält, wie in den Schatten zurück; und jemehr Lebhaftigkeit die Bilder der Einbildungskraft gewinnen, je unbestimmter und schwächer sind die Bilder der Sinne. Wir hören und sehen beynahe nicht bey gewaltsamen Ausbrüchen einer Leidenschaft, wo die Einbildungskraft belebt wird; und in Träumen, wo unsere Sinne wie ganz abgESPANNT sind, scheinen uns die Blendwerke der Einbildungskraft wirkliche Gegenstände.

Ist bey einem Menschen im wachenden Zustande das richtige Verhältniß zwischen der Einbildungskraft und den Sinnen so fortwährend gestört, daß er bloße Wesen seiner Einbildung beharrlich für empfundene Gegenstände hält; so ist er am Wahnsinn krank.

Dieser Wahnsinn kann ohne Tollheit, und die Tollheit an sich ohne Wahnsinn bestehen. Die Tollheit, im Allgemeinen genommen, äußert sich in ausschweifenden Begierden, und in Handlungen, zu welchen diese fortreißen, ob wir gleich nicht jeden toll nennen können, den wir so ausschweifend handeln sehen. Denn mit Recht setzen wir wohl in der Regel voraus, daß der Mensch, den wir vernunftlos handeln sehen, Herr seiner selbst sey, seine ausschweifenden Begierden zügeln, und eben daher anders handeln könne, als wir ihn handeln sehen; bey dem Tollen, den wir immer als krank betrachten müssen, ist dieses nicht der Fall. Seine Vernunft hat die Herrschaft über seine Begierden verlohren, in den Handlungen, in welche diese ausbrechen, ist er wie ein Automat, in welchem alles, was wir an ihm wahrnehmen, bloß nach Bewegungsgesetzen erfolgt. Die Tollheit wäre also die Verrückung im Verhältniß der Vernunft zum Begehrungs-Vermögen.

An sich kann die Tollheit so mannigfaltig seyn als der Wahnsinn. So wie es Wahnsinnige

giebt, deren Krankheit sich nur in Ansehung eines gewissen Punktes zeigt, und die in allen übrigen ganz bey Sinnen sind; so giebt es auch Menschen, die im übrigen Herr aller ihrer Begierden sind; aber dabey unvermögend sind, der Herrschaft dieser oder jener Begierde sich zu entziehen. Sie wollen anders handeln, als wir sie handeln sehen, werden aber durch den gewaltsamen unwiderstehlichen Drang ihrer Begierden, unter welchen die Vernunft erliegt, hingerissen. Die Sprache giebt hierüber mehrere Winke. Wir sagen z. B. dafs Jemand wie toll auf etwas erpicht sey, wenn er eine Begierde darnach hat, die er durch nichts scheint mäfsigen zu können. Den Furor uterinus nennt die Sprache des gemeinen Lebens Mantollheit.

Es sey, dafs in vielen Fällen die Tollheit in dem vorhin angegebenen Sinne nicht vorhanden ist, wo die Sprache sie andeutet; so würde dieses wenig gegen die obige Bestimmung des Begriffs beweisen. Denn der Punkt, mit welchem die Tollheit anfängt, ist in einzelnen Fällen nicht so sichtbar, als er sich leicht im Allgemeinen angeben läfst. Und so ist es nicht allein hier, sondern überhaupt nur zu oft der Fall, wo von der Anwendung eines allgemeinen Begriffs die Rede ist. Was es z. B. heisse, zwey Dinge sind gleich, weifs jeder, ob aber diese oder jene

zwey Dinge einander gleich find, fordert oft eine mühsame Unterfuchung, die doch nicht immer zum Ziele führt. Hierzu kommt noch, dafs wir, um uns für den Augenblick zu verständigen, den Namen einer Sache auf andere ihr ähnliche übertragen, und also eine heftige Begierde toll nennen, wenn wir keineswegs dem Menschen, bey dem wir sie finden, das Vermögen abprechen wollen, diese Begierde bey sich zu bändigen.

Die Tollheit in ihren heftigen Ausbrüchen des Zorns ist die Raserey, und diese Tollheit im Zorn, Wuth. Manie scheint diese Tollheit als einen fortwährenden Zustand, er äufserte sich jetzt in seiner Raserey oder nicht, zu bezeichnen.

Warum diese Art der Tollheit leichter als jede andere entsteht, habe ich schon an einem andern Orte gezeigt. Pinel ist meines Wissens der erste, der behauptet, diese Tollheit könne ohne Wahnsinn bestehen *). Wenn gleich sein Beweis, den er davon aus Thatfachen führen will, nicht vor gegründeten Einwürfen gesichert ist **); so ist es doch an sich nicht unbegreiflicher, wie Manie ohne Wahn-

*) Mémoire sur les aliénés, S. 12.

***) Unterf. über die Krankheiten der Seele, 2 Th. S. 256. fg.

finn, als wie Wahnsinn ohne Manie bestehen, und wie überhaupt ein Wahnsinn ohne Tollheit statt finden könne.

Wie indess Wahnsinn leicht eine Manie zur Folge haben, und Manie wiederum Wahnsinn hervorbringen könne, ist sehr leicht einzusehen. Allein nicht überall, wo mit dem Wahnsinn eine Manie verbunden zu seyn scheint, ist sie wirklich vorhanden. Man findet bey Wahnsinnigen oft Ausbrüche einer grossen Heftigkeit; sie eifern sich, lassen sich zu Thätlichkeiten hinreissen; und doch beweisen diese Handlungen nichts für eine Manie. Perfect z. B. erzählt, ein Kaufman habe sich bald eingebildet, er sey König von Spanien, bald, er sey der Lord Kanzler, und habe sich dann immer bis zur Wuth erbofst, wenn man ihm nicht die dem Stande dieser Personen gebührende Ehrerbietung erwiesen, und Befehl gegeben, den Frevler zu bestrafen*). Ein so unleugbarer Beweis von Narrheit hierin lag; so wenig bewies er für die Manie. Hätte der Mann in seiner Einbildung Recht gehabt; so hätte man seine Entrüstung über eine so auffallende Hintansetzung aller Verhältnisse, die ein-

*) Perfect, auserlesene Fälle des Wahnsinns, aus dem Englischen von C. F. Michaelis. Leipzig 1789. S. 70. 71.

mal in der Gesellschaft wie geheiligt sind, ihm nicht zum Vorwurf machen können.

Eben so hat Haslam uns mehr Fälle von Wahnsinnigen mitgetheilt, die in ihren Reden und Handlungen die äußerste Hefigkeit bewiesen, in welcher sich die Manie so natürlich äußert. Ein ehemaliger Trommelschläger z. B., der sich immer noch bey seinem Regiment zu seyn glaubte, bildete sich ein, seine Trommel sey ihm gestohlen, ängstigte sich deshalb, und befand sich in einem rasenden Zustande, wie Haslam sagt *). Allein vielleicht ereiferte sich dieser Mensch über nichts anders, als was er sich in seinem Wahnsinn erträumte; und da hätte sein Rasen, wie es Haslam nennt, vielleicht nichts für eine Manie bewiesen. Ein Anderer, der gleichfalls im Bethlem-Hospitale war, bildete sich ein, in den verschiedenen Theilen des Hauses seyen Leute ange stellt, ihn zu quälen. Drohungen, Flüche und eine sinnlose Hefigkeit, zeichneten diesen Menschen gleichfalls aus **). Gleichwohl würde dieses unter den angegebenen Umständen eben so wenig etwas für eine eigentliche Manie beweisen, wenn nicht vielleicht andere Umstände hinzu kamen.

*) Haslam III. Fall.

***) Ebend. XVI. Fall.

Die scheinbare Manie scheint aber von der wahren deshalb unterschieden werden zu müssen, weil sie in den meisten Fällen eine ganz andere Behandlung als die wahre erfordert. Ist die Manie nicht mit Wahnsinn versflochten; so kann nichts wirksamer gegen sie angewandt werden, als eine Behandlung, wodurch der Kranke gleichsam einer zweyten Erziehung unterworfen wird. Durch diese bändigt und zähmt man ihn am wirksamsten, und dieses mögte wohl alles seyn, worauf man zur Heilung eines Maniacus hinzuwirken hätte. Denn man bändigt den Tollen, in sofern man ihn physisch von allen Handlungen, in welche seine Tollheit fortreißen könnte, durch Zwang abhält; man zähmt ihn, indem man es dahin bringt, daß er gleichsam seine Wildheit ablegt, und zu dem Besitz seiner Vernunft, um sich selbst zu beherrschen, wieder gelangt. Ist die Manie nicht mit einem Wahnsinn verwebt; so findet die Anwendung einer solchen Methode, über welche ich anderwärts meine Gedanken ausführlicher mitgetheilt habe*), weniger Schwierigkeit. Wo hingegen mit dem Wahnsinn entweder eine Manie verwebt ist, oder eine scheinbare Manie aus ihm entsteht, könnte in vielen Fällen eine solche Behandlung derselben mehr schädlich als nützlich werden.

*) Untersuchungen über den Wahnsinn, XXXII.

Der Wahnsinnige lebt immer wie in einer ihm eigenen Welt, die mehr oder weniger von unserer aller Welt verschieden ist. Alles, was er sieht und hört, paßt er seiner Welt an, und sieht es mit ganz andern Augen, als wir dasjenige, was uns in der unfrigen aufstößt. Er sieht vielleicht da, wo alles zu seiner Heilung aufgeboten wird, nichts als Unrecht, und ein nicht zu verschmerzendes Unrecht, das ihn immer mehr aufbringt und empört. Zu seiner Besserung kann das nicht leicht wirken, da in der Behandlung einer jeden Manie wohl nichts mehr zu vermeiden ist, als was den Maniacus nur auf irgend eine Weise reizen kann.

Hier scheinen also nur diejenigen Mittel zu wirken, die gegen die Manie sowohl als gegen den Wahnsinn wirksam sind. Man weiß, daß Verrückte, die in der Raserey sich ins Wasser gestürzt, wieder hergestellt wurden, und am meisten, wenn man sie mehr todt als lebendig aus dem Wasser zog. Ein Verrückter, der Gespenster sahe, und dessen Wildheit nur durch Banden im Zaum gehalten werden mußte, wurde wenigstens so geheilt *). Das Mittel, wenn man so das nennen kann, was ohne eine dabey beabsichtigte Wirkung sich wirksam bewies, wirkte

*) Van Helmont demens idea. S. 49. Opp. Amsterd. 1648. p. 287.

gegen den Wahnsinn durch einen erschütternden Eindruck, oder eine gewaltfame Hemmung des gegenwärtigen Gemüthszustandes; gegen die Raserrey durch den plötzlichen Schreck *).

Die Manie wird durch nichts mehr unterhalten, als durch das Gefühl der Kräfte, die in derselben ungewöhulich erhöht sind, und die ungewöhnlich gefühlt werden. Es kann wohl keine Frage seyn, das zu diesem Ende es zweckmäßiger ist, den Kranken durch angreifende und starke Arbeiten des Uebermasses seiner Kräfte sich entledigen zu lassen, als ihn, wenn es auch nur durch die sogenannte Zwangs-Weste ist, von allen Ausbrüchen seiner Krankheit abzuhalten.

*) Nachdem van Helmont den vorangeführten Fall erzählt und bemerkt, das er sich hieraus die Regel abstrahirt, Rasende durch Untertauchen im Wasser zu heilen, und davon Gebrauch gemacht habe, fährt er fort: „Nec me fessilit eventus, nisi quoties formidine praecociter amentes ex aqua extraherem,“ und zeigt hernach (§. 50.) in vielen Beyspielen, das es mit dem Ertrinken hier keine so grosse Gefahr habe. Im Wasser mußte der Kranke lange genug bleiben, weil er sich sonst bald ganz von seinem Schrecken erholt, und auch sein Gemüthszustand nicht gänzlich dadurch gehemmt, sondern nur auf einen Augenblick aufgehalten wird.

ten. „Man lasse den Kranken, wie Reil sagt *) auf einem freyen Platze laufen, schreyen, toben, und zähme ihn nur so weit, als es seine und Anderer Sicherheit erfordert,“ ist daher ein unstreitig weiser Rath. — Doch hier würde es vielleicht unschicklich scheinen, irgend ein Wort des Lobes auszusprechen, da es an diesem Orte sich dem Selbstlobe näherte. Eine Einwendung gegen einen Vorschlag meines Freundes, brauche ich weniger zu verantworten. „In manchen Fällen, sagt er, kann es gar dienlich seyn, durch äußerlich scheinbare zufällige Ursachen zu heftigen Anstrengungen, z. B. zum Laufen, Ringen und Kämpfen zu nöthigen.“ Nur gegen das Ringen und Kämpfen scheint eine psychologische Bedenklichkeit statt zu finden. — Bey dem Kranken nämlich, der hier wie ein Kind ist, kann leicht aus Scherz Ernst werden, und die argloseste Balgerey leicht einen rasenden Zorn aufregen. Zieht er den Kürzern, so wird sein Zorn vielleicht durch einen kindischen Ehrgeiz aufgeregt; ist er Meister seines Gegners, so kann er vielleicht durch einen empfindlichen Schlag, von welchem das Glück auch den Sieger in diesen Gefechten nicht immer verschont, gereizt werden. Ich würde selbst eine Bedenklichkeit ge-

*) Rhapsodien, S. 384.

gen das Laufen haben, wenn dieses nicht bis zur Ermüdung fortgesetzt, und auf eine zufällig scheinende Veranlassung angefangen werden sollte. Denn zu allen heftig geschwinden körperlichen Bewegungen, gefellt sich leicht ein eben so heftig-lebhafter Fluß der Vorstellungen, als mit Anfällen der Manie verbunden ist, und der zu diesen also selbst in einem höhern Grade disponirt. Allein die Ermüdung, die darauf folgt, hebt die Disposition so fort wieder auf, und die zufällige Veranlassung, die immer auch unerwartet kommt, unterhält zu der Zeit angelegentlichere Gedanken, welche Anfällen der Manie zuvorkommen.

Am zweckmäfsigsten scheinen zu dem angegebenen Zwecke die Arbeiten zu seyn, die den Kranken mehr durch einen gleichmäfsig fortfließenden Stroh, als durch heftigere, aber nicht so lange anhaltende Bewegungen des Uebermasses seiner Kräfte entledigen. Vielleicht läßt darin auch die Wirksamkeit der Kuren des Schottischen Pächters, der, nach dem Berichte des Doktors Gregory, sich einen großen Namen in der Kunst, Wahnsinnige zu heilen, erworben hatte. Denn er brauchte seine Patienten zum Ackerbau und legte ihnen nach den Umständen, selbst die Arbeiten eines Lastthiers auf, oder spannte sie selbst vor die Egge, und den Pflug *). Zu hef-

*) „Die Idee, Narren (worunter hier wohl Wahnsinnige, Tolle und alle ähnliche Kranke ver-

tigen Bewegungen des Körpers oder im Körper kann es dabey nicht kommen, und mit dem Körper muß die Seele schon gleichen Schritt halten. Im schnellen Laufe, oder wilden Galopp kann die Seele nicht drückenden traurigen Ge-

U 2

standen werden), auf diese Art zu heilen, ist nicht neu. Doktor Gregory erzählt, daß ein Pächter im nördlichen Schottland sich einen großen Namen in der Kunst, die Narren heilen zu können, erworben hat. Er verstand nichts von Medicin; aber er war ein Mann von gesundem Verstande, sehr stark und ziemlich brutal. Seine Methode bestand bloß darin, daß er die Kranken zum Ackerbau verwendete. Einige dienten ihm als Domestiken auf dem Lande, andere als Lasthieré. Er spannte sie vor die Egge und den Pflug, nachdem er sie zu einem vollkommenen Gehorsam durch eine Tracht Schläge, mit denen er sie bey der ersten Widerspenstigkeit bediente, gebracht hatte.“ Dieses wird in einem in der Bibliothéque Britannique, Tom. VIII. p 377. seq. befindlichen Aufsatze, den Herr Wagner in den Zusätzen zu seiner Uebersetzung von Pinel's Schrift: Ueber die Manie mittheilt, gesagt. Ich enthalte mich hier aller Anmerkungen über die Curmethode des Pächters. Nur die so angreifenden körperlichen Arbeiten waren wohl nur bey einem Maniacus, der immer ein Uebermaafs an körperlichen Kräften hat, und von diesen so auf die für ihn wohlthätigste Art befreyt wird, angewandt.

danken nachhängen. Furcht, Angst und ein kühner Muth hingegen vertragen sich nicht allein mit demselben, sondern werden auch selbst dadurch verstärkt. In der lebhaft-aufwallenden Freude müssen wir uns immer eine gewisse Gewalt anthun, wenn wir einen bedächtig-langsamem Schritt gehen müssen; und wenn dieses lange anhält, wird das Feuer unserer Freude dadurch wie gedämpft, so wie es immer mehr angefacht wird, wo wir uns den lebhaften Bewegungen, zu welchen es antreibt, überlassen können.

Aus diesem Grunde hat man gegen die Manie schon viel gewonnen, wenn man die wilden Bewegungen, in welche sie so gern ausbricht, wenn der Kranke durch sie unmittelbar auch so wenig sich als Andern schadet *), hemmen kann.

*) „Die Zwangs-Weste ist von einem großen Nutzen, sagt der Verf. des in der vorigen Anmerkung angezogenen Aufsatzes in der Wagner'schen Uebersetzung von Pinel (S. 398.) indem sie den Kranken hindert, die Bewegungen vorzunehmen, die ihm die Raserey eingiebt. Jederman weiß, daß eine nur wenig gereizte Person in Gemüthsbewegung und zuletzt wirklich in Zorn gerathen kann, indem sie sich zersarbeitet, flucht und sich heftig hin und herbewegt. Als der berühmte Burke versucht hatte, die Gesichtszüge und Gebärden eines zornigen Menschen nachzuahmen, fühlte er sich selbst von dieser Leidenschaft ergriffen. Diese

Nur kann hiervon im Ganzen wohl nur alsdann ein reeller Nutzen erwartet werden, wenn der

Thatfache ist vom Prof. Stewart, in seinen philosophischen Vorlesungen, wo er von diesem besondern physiologischen Phänomen spricht, angeführt worden.“ — Mich wundert, daß Stewart, der unstreitig einer der feinsten Psychologen ist, es der Mühe werth halten konnte, sich hierbey auf Burke's Beyspiel zu berufen. Denn dieses ist eine von den Bemerkungen, die man vielleicht deshalb nicht macht, weil man sie immerfort zu machen Gelegenheit hat. Unter mehrern meiner Bekannten, wo davon die Rede war, berief ich mich auf eine Erfahrung, die jeder schon aus seiner Jugend haben könnte. Ein Knabe nämlich, sagte ich, darf sich nur gegen den andern im Spiel erzürnt stellen: und nun kann bey der geringsten Veranlassung aus Spaafs Ernst werden. — Ein jovialer Mann, der keineswegs ein Gelehrter, aber von sehr gesundem Verstande ist, nahm das Wort. „Das sehe ich selbst, sagte er, wenn ich mit meinen Kindern scherze und mich erzürnt stelle. Nun darf nur das geringste passiren, und gleich schlage ich darein; hernach ist es mir oftmals leid.“ — Diese Bemerkung gilt allgemein, und ist auch schon längst verallgemeinert. Denn jeder weiß, daß nicht allein jeder Gemüthszustand seinen eigenthümlichen natürlichen Ausdruck am Körper hat, sondern daß auch umgekehrt, wenn man die Zeichen eines Gemüthszustandes annimmt, zu diesem Gemüths-

Kranke auf eine andere Art sich des Ueberrestes seiner Kräfte entledigen kann. Aus diesem

zustande selbst auf eine gewisse Art gestimmt wird. Eben daher verräth sich, wenigstens dem geübtern Auge, die Verstellung so leicht, besonders wenn sie nicht bloß etwas verbergen, sondern das Gegentheil davon vorspiegeln will. Entweder fällt der Mensch alsdann, und am meisten sein Körper sehr oft aus seiner Rolle, oder der gewaltsame Zwang ist ihm in allen Mienen zu lesen. Man darf, um sich von dem Letzten zu überzeugen, nur die gleisnerische Freundlichkeit des Falschen beobachten. Das Wohlwollen, das seiner schlechten eigensüchtigen Seele fremd ist, kann auf sein Gesicht nur durch eine Anstrengung kommen, die sich in seinem Gesicht im Hintergrunde abmahlt. Herzlich wohlwollend kann er nicht scheinen, ohne es wenigstens in dem Augenblicke zu seyn. Das Letzte ist ihm unmöglich, daher mißlingt ihm auch das Erste. Man könnte diese Bemerkung sich durch ein Experiment bestätigen. Menschen nämlich, welche Andern bis zur Täuschung in ihren Reden, Gestikulationen u. s. w. nachahmen können, gelingt dieses nur dadurch, daß sie die Person, die sie kopiren wollen, für die Zeit gleichsam annehmen, oder sich ganz in sie versetzen. Nun ist es ihnen leicht, die ganze Person in ihren Reden, die Gehenden in dem Gange, kurz alles an derselben zu treffen. Allein man gebe dem geübtesten Nachahmer auf, z. B. einer solchen Person nachzu-

Grunde ist in dem Falle, wo dieses nicht wäre, und dem Kranken nicht die Zwangs-Weste, um ihn oder Andere vor seinen Gewaltthätigkeiten zu schützen, angelegt werden müßte, von ihrer Anwendung kein Nutzen zu erwarten, ob man sie gleich auch zu diesem Behufe hat unbedingt empfehlen wollen. Ich würde diese Bemerkung, die längst schon gemacht ist, nicht wiederholen, wenn nicht wenigstens in gewissen Fällen der Gebrauch der Zwangs-Weste, zu jenem oder diesem Behufe eingeschränkt werden könnte.

Wo nämlich die Anfälle der Manie periodisch wiederkehren, könnte man gerade gegen die Zeit ihrer Wiederkehr den Kranken auch durch angreifende Arbeiten abkräften, das dadurch die Ausbrüche der Manie, wenn auch nicht ganz unterdrückt, doch so weit gehemmt

sprechen, und seinen eignen Gang und seine eignen Mienen dabey bezubehalten. Es ist darauf zu wetten, das dieses über seine Kunst gehen wird. Wenigstens wollte dieses einem Meister in dieser Kunst, der selbst den Wortwechsel eines polternden Hitzkopfs mit einem schleichenden Schlaukopf, bey dem er zugegen gewesen war, bis zu dem Grade nachzumachen wußte, das man jedesmal die Person, die er redend darstellte, zu hören und zu sehen glaubte, nicht gelingen.

würden, daß immer der Versuch gewagt werden könnte, ihn mit der Zwangs-Weste zu verschonen. Vielleicht könnte man dieses um so sicherer, wenn man den Kranken wissen liesse, daß man ihn, wofern er sich irgend Ausschweifungen zu Schulden kommen liesse, nicht mit der Zwangs Weste verschonen könnte. Denn dem Rasenden ist die Zwangs Weste furchtbarer als alle Ketten und Bänden, ob sie ihn gleich nicht so sehr empört; und nichts wirkt auf ihn mehr, und führt ihn leichter zu der Beherrschung seiner selbst zurück, als eine weise-erregte Furcht, die ihn die Kunst lehrt, sich selbst zu zwingen; und dieses ist doch das Einzige, was die ganze Cur desselben bewerkstelligen soll.

Wenn der Kranke aus dem vorher angegebenen Grunde nur unter der daselbst angegebenen Einschränkung durch Laufen sich ermüden soll; so können ihm Bewegungen zu Pferde noch weniger nützlich seyn. Es ist allerdings wahr, daß diese Bewegung einen herrlichen Nutzen hat, den ich selbst an einem andern Orte gerühmt habe*), aber diesen gewährt sie nur dem wenigstens mittelmäßigen Reiter**), indem sie ihn auf alle Weise durch Zerstreung erheitert, und

*) Unterl. über die Krankheiten der Seele, 1 Th. S. 227 — 228.

**) Ebend. S. 330 — 331.

ihm einen heilsamen, belebenden Genuß seiner Kräfte giebt. So heilsam diese Bewegung dem Hypochondristen und dem Schwermüthigen, unter der angegebenen Voraussetzung ist, so wenig ist sie bey dem Kranken dieser Art angebracht; ja sie ist ihm auf alle Fälle schädlich. Ist er ein schlechter Reiter; so kann ihn die Bewegung zu Pferde zwar hinlänglich ermüden, allein was auf dieser Seite gewonnen wird, geht durch den Aerger und Verdruss, der mit dem schlechten Reiter zu Pferde sitzt, wieder verlohren. Weis er mit dem Pferde umzugehen; so hat es mit der Abmüdung, worauf es doch abgesehen ist, nicht viel auf sich, und was das schlimmste ist, er wird gern wild reiten, und eben daher der wild-lebhaften Gemüthsstimmung, von der man ihn doch abhalten will, entgegen sprengen *).

*) Schon die erschütternde Bewegung des Reitens hat die Wirkung, daß sie zur Munterkeit und zu einer Lebhaftigkeit stimmt, die in Wildheit ausarten kann. Einige Erinnerungen aus meinen akademischen Jahren machen dieses mir so anschaulich, daß ich sie als hieher gehörige Erfahrungen mittheile. Ich machte nämlich mit mehrern meiner Freunde öfter Spatziergänge über Land, zuweilen auch einen Spatzierritt. Gingen wir, so kam das Gespräch zuweilen auf gelehrte Gegenstände; der junge Theologe redete mit seinen Theologen von *Dic-tis probantibus*, der Jurist mit dem Juristen von

Man wundert sich vielleicht, daß ich von dem Reiten, als einem Mittel, das man dem Maniacus rather mögte, rede. Ich antworte mit

Servituten, Lehnen, und was es sonst seyn mogte. An Ort und Stelle kamen diese Discurse noch mehr auf. Dieses waren wenigstens mitunter Gegenstände der Unterhaltung, wenn wir gingen oder gegangen waren; und ganz natürlich, da sie uns neu waren. Allein wenn wir geritten waren, erinnere ich mich nicht eines einzigen Falles, wo wir uns zu so ernsthaften Gesprächen verirrt hätten. Unsere Lebhaftigkeit ließ sie nicht aufkommen. Wie diese Lebhaftigkeit, wo sie einmal aufgereizt war, wirkte, bestätigt auch folgender Vorfall. Ich hatte mit mehrern Andern einen unserer Freunde zu seiner ersten Predigt auf ein Dorf begleitet. Wir alle, und selbst der junge Prediger waren zu Pferde, und hatten bey dem Pfarrer des Orts eine gütige Aufnahme gefunden. Der Abend war schon nahe, als wir uns auf den Rückweg machten. Einer von der Gesellschaft hatte etwas vergessen, und mußte deshalb umkehren. Es war natürlich, daß wir, bis wir unsern Freund wieder bey uns hatten, Schritt vor Schritt ritten. Es war ein schöner Herbstabend, und die eben untergehende Sonne schien sich mit ungewohnter Pracht allmählig unter den Horizont zu senken. Das schöne Naturschauspiel ergriff uns alle. Sachte! hier müssen wir langsam reiten, sagte einer und sagten alle, wenn irgend ein Pferd eine lebhafte Bewegung machte. Jeder wollte das schöne Naturschau-

einer Bemerkung, die ich schon vorher hätte machen sollen.

Redet man von der Manie, Melancholie u. s. w. so denkt man sich gemeinlich diese Uebel in dem fürchterlichen Grade, wo alle Mittel vergebens ge-

spiel ganz genießen, und schien es vergessen zu haben, daß wir noch unsern Freund erwarten mußten. Allein in einem Nu wurde uns das herrliche Schauspiel entrückt. Denn um unsere Gefälligkeit nicht zu mißbrauchen, hatte unser Freund sein Pferd mehr, als es nöthig gewesen war, in Bewegung gesetzt, und hohlte uns bald im gesprengten Galopp ein. Sein Pferd ermunterte die unfrigen, und wir ließen es uns nicht sonderlich angelegen seyn, sie aufzuhalten. Alle die, die wenig Sekunden vorher in einem schönen Naturschauspiele verlohren waren, schienen jetzt ein Wettrennen zu halten. Das schöne Schauspiel zeigte sich nur noch in seinen letzten Spuren, als die Müdigkeit unserer schraubenden Pferde uns zu dem bedächtigen Schritte nöthigte, in dem wir sie vorher halten wollten. Wer hat nicht, wird man fragen, etwas diesem ähnliches in seinem Jünglingsalter erfahren? — Desto besser, antwortete ich, um den Satz, den ich damit beweisen wollte, außer Zweifel zu setzen: daß es nämlich da, wo in der Seele eine an Heftigkeit gränzende Lebhaftigkeit schlummert, nur des kleinsten Anstoßes bedarf, sie wieder zu wecken; daß die lebhaftesten Bewegungen uns dann die willkommensten sind, weil sie jene Stimmung unterhalten.

gen sie angewandt werden, oder wo sie sich wenigstens in der gräßlichen Gestalt zeigen, in welcher sie diesem nahe kommen, da man sie doch so allgemein betrachten sollte, dafs man den geringsten kaum merklichen Grad derselben eben so wenig als den höchsten aus der Acht liesse. In diesem Grade der Manie könnten Mittel zur Anwendung gebracht werden, an welche bey dem höchsten Grade der Krankheit auch nur zu denken eine Ungereimtheit seyn würde. Man nehme folgenden Fall, den Pinel *) erzählt.

Ein Mann, der als der einzige Sohn einer ihn verzärtelnden Mutter aufgewachsen war, war von Jugend auf gewöhnt, allen seinen Launen nachzugehen, und in allem seinen Willen zu haben. Wo man sich ihm entgensetzte, wurde er bis zur Tollkühnheit gereizt. Machte ihm ein Thier, ein Hund, ein Schaaf oder Pferd Verdrufs; so tödtete er es auf der Stelle. Seine Heftigkeit konnte er selbst in Gesellschaften oder feyerlichern Versammlungen nicht mäfsigen. Denn auch da brach er bey der geringsten Veranlassung los, gab Schläge, bekam Schläge, und ging dann blutig zu Hause. Zur Zeit der Ruhe war er indess sehr vernünftig. In reiferem Alter wo er eine Herrschaft (Seigneurie) besafs, zeigte er sich in der Regierung derselben vernünftig, übte dabey alle gesellschaftliche Pflichten aus, und zeichnete sich sogar durch Werke der Wohlthätigkeit gegen Unglückliche aus. Wunden, Prozesse und Geldstrafen, waren die unglücklichen Folgen seiner Heftigkeit, bis eine Handlung, die bald notorisch wurde, seinen

*) Ueber die Manie, S. 160. der deutschen Uebers.

tolien Gewaltthätigkeiten ein Ende machte. Er hatte nämlich eine Frau, mit welcher er in Wortwechsel gerathen war, und die gegen ihn Schmähereden ausgestossen hatte, in einen Brunnen geworfen, und wurde, nachdem mehrere Zeugen über seine Ausschweifungen abgehört waren, auf den Ausspruch des Richters auf Lebenszeit im Bicêtre eingesperrt. Gelezt, dieser Mann hätte gegen seine zu grosse Reizbarkeit, oder wie er sonst seine Krankheit selbst hätte nennen mögen, die Hülfe eines Arztes gesucht; hätte ihn dieser nicht eben so sehr vor Bewegungen zu Pferde, als dem Genuß des Weins u. s. w. zu warnen Urfach gehabt? Und bedarf es wohl eines Beweises, daß die Manie noch in einem ungleich geringern Grade vorhanden seyn kann, wo die Gesetze den Kranken gegen jede Einsperrung in ein Irrenhaus schützen würden, und wo er vielleicht durch übel angebrachte Bewegungen zu Pferde sein Uebel vergrößern könnte?

So nützlich es ist, den Kranken, wenn es seyn kann, vor allen heftigen und hastigen körperlichen Bewegungen zu bewahren, eben so nützlich ist es auch, wenn man seinen oft heftig-reissenden Ideenstrom in einen gehaltenen Fluß bringen kann. Denn so lange man dieses erlangt, ist von selbst den Anfällen seiner Manie vorgebaut, da diese immer mit dem gewaltsamsten Ideenstrom verbunden sind. Ich will statt aller allgemeinen Erläuterungen mit einem besondern Falle anfangen.

In seiner eignen Lebensbeschreibung erzählt der Herr v. Schlözer, nachdem er bemerkt, daß in einem grossen Hause, worin er zu St. Pe-

tersburg gelebt, nach einer damaligen Mode, auch deutsche Domestiken gehalten wurden, folgendes: „Der eine von diesen Deutschen hatte das „Unglück — die Veranlassung dazu weiß ich „nicht — seinen Verstand zu verlieren. Man „musste ihn binden. Dieses thaten die Leute auf „eine wilde Art, und nun ging sein Wahnsinn in „Wuth über. Durch Zureden konnte ihn niemand „bändigen. Ich wurde daher oft zu dem armen „Landsmann gerufen. Hatte ich nun einige „Minuten mit ihm deutsch gesprochen; „so wurde er zwar nicht ganz vernünftig, aber „er tobte doch nicht mehr, und ich wagte es je- „desmal auf meine Gefahr, ihn durch die Leute los- „binden zu lassen. Nur kaum hatte ich mich wie- „der entfernt, so fing er wieder zu wüthen an, „und wurde aufs neue grausam gefesselt.“

Es kommt hier zu meinem Zwecke nicht in Betrachtung, ob der Mensch an einer wahren oder nur an einer scheinbaren Manie litt; sondern nur, was der Heftigkeit desselben Einhalt that, und das war unter mehrern andern Umständen unstreitig der, daß er mit Herrn v. Schlözer sich unterreden konnte. Denn erst wenn Herr v. Schlözer einige Minuten mit ihm gesprochen hatte, wurde er vernünftiger. Russisch verstand der deutsche Domestik vielleicht zu wenig, um mit den Leuten, die ihn umgaben, sprechen zu können, und diese verstanden ohnedies auch die Kunst der Unterredung wohl zu wenig, als daß von ihnen viel zur Befänstigung des Kranken zu hoffen gewesen wäre. Ein Hauptpunkt in dieser Kunst ist, Andern mehr zu reden, als

*) Schlözer's öffentl. und Privatleben, S. 122.

ihnen zu hören geben, nicht allein, um sich ihnen in den meisten Fällen gefällig zu machen, da die meisten Menschen lieber sich selbst als Andere hören, sondern auch, um wenigstens ihre heftigern Leidenschaften zu befänstigen. Es ist eine gemeine und leicht zu erklärende Bemerkung, daß der Zorn eines Menschen, der auf dem Punkte steht, loszubrechen, sich sehr abkühlt, wenn man demselben nur Veranlassung giebt, dasjenige, worüber er sich entrüthet, recht deutlich und Umstand vor Umstand zu erzählen. Denn dieses nöthigt ihn, seine Gedanken zu ordnen. Das erfordert dann eine gewisse Weile, und er muß den ungestümen Stroh seiner Gedanken aufhalten, der mehr, als alles Andere, die heftigen Ausbrüche seines Zorns befördert. Ein anderer Grund, der zu seiner Befänstigung jezt auch mitwirken kann, daß er nämlich jezt alles Einzelne, was seinen Zorn zu rechtfertigen scheint, hier genauer in das Auge nehmen muß, kommt mir hierbey noch nicht in Betrachtung. Ich bleibe nur bey dem ersten stehen, weil dieser wirkt, der Gegenstand der Unterredung mag auch seyn, welcher er wolle. Und dieses zeigt sich in der vorliegenden Geschichte. Sobald Herr v. Schlözer seinen unglücklichen Landsmann wieder verlassen hatte, fing derselbe wieder zu toben an, daß man ihn wieder binden mußte, ob er dieses gleich nicht zu besorgen gehabt hätte, wenn er sich ruhiger verhalten hätte.

Willis will die Beobachtung gemacht haben, daß Ausländer, die er in der Cur gehabt, ün- ter gleichen Umständen leichter hergestellt wurden, als Engländer. Der Verf., dem wir die Nachricht von des D. Willis Anstalt verdan-

ken, scheint den Grund hiervon darin zu finden, daß diese noch mehr, so zu sagen, isolirt als jene Engländer waren, da sie auch nicht einmal die Sprache derjenigen verstanden, die sie zunächst umgaben *).

Es ist nämlich ein von den englischen Aerzten, wenigstens von Haslam, Perfect und Willis, wenn man diesen zu den Aerzten zählen darf, angenommener Grundsatz, daß man die Heilung des Wahnsinns und der Manie durch eine gänzliche Absonderung des Kranken von den Personen, die er gewöhnlich um sich hat, und besonders denjenigen, die auf irgend eine Art von ihm abhängen, befördere. So richtig dieser Grundsatz ist, so würde man ihn doch zu weit ausdehnen, wenn man ihn von einer gänzlichen Isolirung von aller Gesellschaft verstehen wollte. Die Gemeinschaft mit Andern, kann nicht allein den Ideen des Kranken eine andre Richtung geben, oder dazu beytragen, sondern kann auch, abgesehen von der Richtung seiner Gedanken, dahin wirken, den Gang derselben zu modificiren und dem Stroh ein gehaltenen Fluß zu geben. Dieses erhellet zu deutlich aus dem vorhin Gesagten, als daß es noch eines weitläufigern Beweises bedürfte.

J. C. Hoffbauer.

*) Pinel über die Manie, S. 373.

V e r b e s s e r u n g .

S. 285. in der letzten Zeile ist statt: Wahnsinnig zu lesen: Wahnwitzig.



I.

Marlow's
Schwärmerey und Anfälle vom Wahnsinn,
und
Wiederherstellung,
meistens nach seiner eigenen glaubwürdigen
Beschreibung derselben *).

„Den 17ten Aug. d. J.“ (1782.) sagt Herr Barkhausen, „besahe ich in Gesellschaft des Justizraths und Polizeydirectors Herrn Fredersdorf zu Braunschweig das dasige Werk oder Arbeitshaus, in welchem, aufser den zur Strafe ein-

*) Diese Beschreibung habe ich durch die gütige Mittheilung des Herrn Geheimenraths Barkhausen, durch dessen so menschenfreundliche als unermüdete Thätigkeit, der Unglückliche aus einem Irrenhause, dem man ihn zuletzt hatte übergeben müssen, nach seiner Wiederherstellung befreyet wurde.

„gesperrten, auch einige wahnsinnige Personen
 „verwahrt, und gegen mäßige Kosten verpflegt
 „werden.“

„Als wir uns unten und im zweyten Stock-
 „werk überall umgesehen hatten, wurde uns
 „oben ein großes stark verriegeltes Zimmer ge-
 „öffnet, welches zu einem Besaale eingerichtet
 „war. An einem der mit eisernen Gittern ver-
 „sehenen Fenster stand ein Mann im Schlafrock,
 „der uns mit Fleiß den Rücken zuzukehren schien.
 „Ich fragte meinen Begleiter, wer die Person sey,
 „und erhielt zur Antwort: Ein gewisser Kanz-
 „leyrath Marlow aus H., welcher närrisch ge-
 „worden ist, und von seinen hier im Lande be-
 „findlichen Verwandten auf dem Werkhaufe un-
 „terhalten wird. Da ich nun diesen Marlow vor
 „einigen Jahren in Westphalen, auch einige Jahre
 „vorher auf der Universität zu Helmstädt, wo
 „er die Stelle eines Hofmeisters bey einem gewis-
 „sen Herrn von P. vertrat, gekannt hatte; so bat
 „ich meinen Freund, ihn anzureden. Er that
 „es folgendermaassen:“

F. „Wie befinden Sie sich Herr Kanzleyrath?“

M. (drehte sich um und gab mit einiger an-
 „scheinenden Bitterkeit zur Antwort:) „Dem Körper
 „nach recht wohl, wenn ich nur meinen Ver-
 „stand wieder hätte.“

F. „Ey nun, ich dünkte, Sie wären ja jetzt
 „wiederhergestellt.“

M. „Wie soll ich das verstehen? Entweder „die Obrigkeit handelt ungerecht, die mich nun „schon seit sieben Jahren hier eingesperrt hielt, „oder ich muß den Gebrauch meines Verstandes „nicht haben.“

F. „Hier ist ein alter Bekannter, welcher „Sie besuchen will.“

M. (mich erst starr ansehend) „Mein Gott! „Herr Kriegsrath Barkhausen.“ (Er reichte mir „sogleich die Hand.)

Ich. „Ja. Wie kommen Sie hier her?“

M. „Das will ich Ihnen kurz sagen.“

Bisher habe ich Herrn Barkhausen's Worte nur mit wenigen Auslassungen mitgetheilt. In Marlow's jetzt folgender Erzählung werde ich mehreres auslassen, weil sie nicht durchaus wahr ist, obgleich der ehrliche Mann vielleicht kein Wort gelogen hat. Das Wesentlichste aus seiner Erzählung ist folgendes: „Er, Marlow, sey als „Advocat in H. mit dem dortigen Oberbürgermeister Müller und dem Bürgermeister Mayer bey „Gelegenheit eines Processes in allerley Streitigkeiten verwickelt worden. Dieses habe sein „Gemüth dergestalt angegriffen, das sein Verstand dadurch geschwächt worden. Seine Feinde, „unter welche er besonders seine noch lebende „Frau rechnen müsse, hätten sich diesen Umstand zu Nutze gemacht und ihn eingesperrt.“ (Hier ist noch nicht die Rede von seinem jetzigen

Aufenthalte.) „Der Gebrauch heißer Bäder, und
 „vielleicht auch anderer verkehrter Mittel, die
 „ihm von einem gewissen Dr. P. verordnet wären,
 „hätten ihn vollends närrisch gemacht. Beson-
 „ders habe er sich in den Kopf gesetzt, daß man
 „den unrechten Sonntag feyere. In seinem Ar-
 „reste habe er Handarbeiten vornehmen müssen;
 „sey aber auch durch die härtesten Schläge nicht
 „dahin zu bringen gewesen, an dem Tage, wel-
 „chen er für den eigentlichen Sonntag gehalten
 „hätte, zu arbeiten.“

„Nach einiger Zeit habe er sich aus seinem
 „Arreste befreyet, das Bad in Meyenberg ge-
 „braucht, und sey nun völlig wiederhergestellt
 „worden. Seine Verwandten hätten indessen Mit-
 „tel gefunden, seiner wieder habhaft zu werden
 „und ihn auf dem Werkhause einzusperren. Am
 „härtesten falle ihm der Gedanke, daß er seine
 „Kinder, von welchen das älteste zwölf Jahr
 „alt wäre, nicht selbst erziehen solle.“

Man erwartet nach dem Bisherigen viel-
 leicht, daß die Krankheit des Mannes nicht viel
 auffich gehabt habe, mißt auch wohl seinem Vorge-
 ben Glauben bey, daß er durch eine Mißhandlung
 von seinen Verwandten höchst ungerechter Weise
 an den Ort seines damaligen Aufenthalts gebracht
 sey; allein seine Krankheit gab nur zu sehr zu
 Sicherheitsmaafsregeln der Art Anlaß, wenn
 gleich diese vielleicht schon seit einiger Zeit hät-
 ten eingestellt werden können und eingestellt

werden sollen. Denn mehrere Hausoffizianten, welche neben dem Verwalter des Werkhauses bey dem oben beschriebenen Auftritt zugegen waren, gaben Marlow'n das Zeugniß, während seiner Anwesenheit keine Spuren von Narrheit an ihm bemerkt zu haben. Hierzu kommt noch, daß auch Herr Fredersdorf, dem derselbe mehrere Gedichte und andere Aufsätze überschickt haben wollte, dergleichen in denselben nicht bemerkt hatte. Marlow war indeffen vor seiner Aufbewahrung in dem Irrenhause anfänglich in einem hohen Grade hypochondrisch gewesen, dann in eine mystische Schwärmerey verfallen, zu der sich nur zu bald ein Wahnsinn, und wenigstens ein Analogon von Manie gesellt hatte, bey welchem der unglückliche Mann sich ohne Gefahr für ihn selbst, die Seinigen und für die öffentliche Sicherheit, nicht ferner überlassen bleiben durfte.

Es sey, daß Marlow damals nicht ganz wiederhergestellt gewesen; so wurde seine Wiederherstellung durch den Menschenfreund, den die Vorsehung zu seiner Befreyung zu ihm gesandt hatte, vollendet und befestigt. Herr Barkhausen war die Noth des unglücklichen Mannes, der schon sieben Jahr seiner Freyheit auf die demüthigendste Art beraubt war, zu sehr zu Herzen gegangen, als daß er nicht seine Befreyung zu bewirken, sich auf das angelegentlichste vorgesetzt hätte. Der Sache standen fast

unübersteigliche Schwierigkeiten entgegen. Obgleich alle Hausofficianten Marlow's Aufführung das Zeugniß gaben, daß sie auch nicht eine Spur von Unvernunft verrathe; so wollte doch der Arzt, von dem man über ihn ein Gutachten verlangt hatte, ihn keineswegs für wiederhergestellt erklären. Seine Verwandten waren eben so wenig geneigt, seine Freylassung zu bewirken. Sie glaubten immer noch Rückfälle seiner Krankheit besorgen, und wenn er alsdann seine Freyheit hätte, seine Rache befürchten zu müssen. Marlow's vorhergehendes Betragen rechtfertigte oder entschuldigte auch wenigstens jene Besorgnisse. Herrn Barkhausen's eben so erleuchteter als warmer Eifer für alles, was gut und recht ist, übereilte sich nicht. Denn indem er für die Befreyung des Mannes mehr als unthätige Wünsche hegte, suchte er sich selbst von seiner vorgefaßten Meinung gründlich zu überzeugen, um alsdann, wenn er sie hinlänglich bestätigt fände, um so sicherer für die Befreyung des Unglücklichen wirken zu können. Er hatte Marlow'n als einen Mann von gutem Verstande und als einen guten Juristen gekannt. Er forderte ihn daher auf, selbst Vorschläge darüber zu thun, wie seine Befreyung zu bewirken seyn mögte, und veranlaßte ihn, in dieser Absicht die Geschichte seiner Verirrungen zu beschreiben.

Diese Geschichtserzählung wurde Herrn Barkhausen durch einen von Marlow's Schwägern

der bey demselben lange gewohnt hatte, und Zeuge seiner meisten Verirrungen gewesen war, zugestellt. Bis auf wenige Umstände, die von Marlow nicht richtig dargestellt waren, bestätigte jener rechtschaffene Mann die Erzählung desselben, und führte noch einige andere an, die Marlow'n entweder entfallen, oder klüglich von ihm absichtlich übergangen waren.

Jene Vorschläge und diese Geschichtserzählung gaben Herrn Barkhausen die gegründetste Ueberzeugung, das der arme Mann, dessen Schicksal ihn so sehr gerührt hatte, von seiner vorigen Verirrung zurückgekommen sey. Am Ende gelang es ihm auch, Marlow's Verwandten zu bestimmen, seiner Entlassung keine Hindernisse entgegen zu setzen, und der Erfolg hat gezeigt, das sie am wenigsten Ursach hätten, dawider zu seyn. Denn nachdem Marlow im Julius des folgenden Jahrs (1783) entlassen war, wurde er bald darauf als Justizcommissarius in M. angestellt, und war nach einem Jahre durch seinen Fleiß und seine Treue in den ihm anvertrauten Geschäften in die glückliche Lage zurück versetzt, das er sein hinlängliches Auskommen erwerben konnte.

Herrn Barkhausen's beynabe ein Jahr durch mit Marlow'n geführte Correspondenz und Marlow's Geschichtserzählung seiner Geistes-zerrüttung, geben die lehrreichsten und, wie aus dem Vorhergehenden erhellet, hinlänglich beglaubigte Data zu einer Krankheitsgeschichte,

die schon durch ihren Gegenstand interessant seyn müßte. Denn dafs ein Mann, der Jahr und Tag in Anfällen des wildesten Wahnsinns verlebt, nach einem mehr als achtjährigen Aufenthalte in einem Irrenhause, sich wenigstens ein Jahr hindurch bey seinen Geschäften, als seines Verstandes mächtig zeigt, ist gewifs ein sehr seltener Fall*). Zudem haben wir, wenn nicht jede summarische Erzählung eines Falles, und wenn in ihr auch kein einziger falscher Umstand vorkömmt, eine Krankheitsgeschichte heissen soll, wie schon an einem andern Ort dieser Blätter**) bemerkt ist, der Krankengeschichten dieser Art zu wenig, als dafs ich nicht jene Data, wenigstens als Materialien zu einer solchen Geschichte mittheilen sollte.

Um gewisse individuelle psychologische Erscheinungen auf eine einigermaassen befriedigende Art erklären zu können, müßten wir den Menschen, der sie uns darbietet, in alle seine Verhältnisse begleiten, und in allen seinen Schicksalen verfolgen können. Je seltener wir hierzu Gelegenheit haben, um so mehr müssen wir die wenigen Fälle, wo uns dieses einigermaassen möglich ist, benutzen. Aus diesem Grunde werde ich zum Behuf mehrerer Bemerkungen, zu wel-

*) So weit gehen die Akten. Da ich nur an diese mich halten kann; so weifs ich Marlow's fernere Schicksale nicht.

**) 1. St. S. 154 — 155.

chen ich mich veranlaßt sehen könnte, selbst vieles nicht übergehen, was Marlow in seinem mehr erwähnten Aufsatze zur Unzeit sagte. Man wundere sich also nicht, wenn der Anfang der folgenden Erzählung einer Biographie ähnlicher als einer Krankengeschichte scheinen sollte. Dem Psychologen wird die Verkettung aller Verirrungen des unglücklichen Mannes kaum entgehen können. Eine erfolgt aus der andern unter den erzählten Umständen so natürlich, daß in einem Drama die einzelnen Begebenheiten nicht mehr motivirt seyn können. Aber der Zusammenhang, in welchem wir hier jene Verirrungen sehen, würde vor unsern Augen verschwinden, wenn ihnen jene Umstände entzogen würden. Wo ich konnte, habe ich den Mann selbst redend eingeführt. Denn oft lernen wir ihn mehr daraus kennen, wie er etwas sagt, als aus demjenigen, was er sagt.

Marlow wurde in den Jahren zwischen 1730 — 1740, wahrscheinlich zu Minden geboren, und lebte eben so wahrscheinlich in seiner Jugend in sehr eingeschränkten Vermögensumständen. Er sagt nämlich in einem seiner Briefe, daß er von Minden aus die Schule zu Bielefeld mit 15 Groschen bezogen, und fünf Jahr nachher von da zur Univerlität nach Helmstädt mit nicht mehr als 24 Thaler abgegangen sey, ohne zu wissen, woher er sonst einen Hel-

ler nehmen solle. Die Schule zu Bielefeld stand damals in der dortigen Gegend in grossem Rufe, und wurde vielleicht um so fleissiger von Auswärtigen besucht, weil die Aermern von den Einwohnern der Stadt leicht durch Freytische unterstützt wurden, auch durch Unterricht, den sie in Häusern gaben, vielfältig etwas verdienten. Ihren Ruf verdankte sie ihrem damaligen Rector, dem M. Hoffmann, der nicht allein ein thätiger Schulmann war, sondern auch für einen Gelehrten und schönen Geist galt. In Helmstädt auf der Universität konnte Marlow, seiner eingeschränkten Vermögensumstände ungeachtet, fünf- und halb Jahre bleiben, und wahrscheinlich weil er dort, wie schon vorhin bemerkt ist, zu einer Hofmeister-Stelle kam. Marlow nutzte seinen Aufenthalt auf der Universität nicht allein dazu, sich in der Jurisprudenz, als seinem Hauptstudium, fest zu setzen, sondern suchte sich auch in andern Fächern, wie in der Mathematik, Physik, Geschichte u. s. w. mehr Kenntnisse zu erwerben, als gewöhnlich diejenigen thun, die nur des Brodts wegen studiren. Hierzu trieb ihn eine von Schulen mitgebrachte Liebe zu Kenntnissen, und noch mehr wohl seine Eitelkeit, bey der er sich überall geltend und bemerkt machen wollte. Ganz ohne Erfolg war auch wohl sein Fleiss nicht. Wenigstens war er schon in seinen Universitätsjahren zu Helmstädt Mitglied der dortigen deutschen Gesellschaft, und wurde von dem

damaligen geheimen Justizrath Häberlin zum Lehrer seiner beiden ältesten Söhne, welche er drey Jahr unterrichtete, angenommen.

Nach zurückgelegten Universitätsjahren war Marlow als Advocat in Herford aufgetreten. Mehrere glücklich geführte Proceffe und eine glückliche Defension für einen Lieutenant v. H., der den Unterthanen eines Königlichen Amts einige vierzig Pferde, unter dem Namen von Ordonanzpferden, weggeritten haben sollte, machten Marlow'n auf die vortheilhafteste Art einem seiner ältern Collegen, dem schon oben erwähnten Bürgermeister Mayer, der aufer seinem Amte, auch als Advocat Proceffe führte, bekannt. Dieser bestimmte Marlow'n, zu ihm in das Haus zu ziehen, um, wie Marlow sagt, ihn als Mitarbeiter, besonders in zwey wichtigen Proceffen zu nutzen. Wenigstens sagt dieses Marlow, der sich auch rühmt, in dem einen derselben alles bis auf die Klagschrift, wiewohl unter des Bürgermeisters Mayer Namen, ausgearbeitet zu haben. Dieser Proceß betraf Lieferungsverhältnisse aus dem siebenjährigen Kriege, und war eben so verwickelt, als sein Gegenstand bedeutend, da der Gegenstand der Klage und der Widerklage die Summe von dreymal hundert tausend Reichsthalern, wiewohl in verschiedenen Münzsorten, überschritt. Marlow nahm sich dieser Sache, sowohl ihres Gegenstandes wegen, als auch aus Eitelkeit sehr an, da er einen Clienten

hatte, vor dem er recht mit seiner Geschicklichkeit leuchten konnte. Dieser lebte jetzt zwar auf dem Lande als ein Krämer, oder, wie es in der dortigen Gegend heist, Commercial, war aber vorher bey einem Amtmann als Schreiber gewesen, und hatte sich bey den Rechtsfachen, die ihn als Schreiber beschäftigt hatten, oder unter seinen Augen verhandelt waren, dieses und jenes abgesehen, was der Erfindsamkeit eines Advocaten vielleicht nicht zur Unehre gereichen könnte. Wenigstens giebt ihm Marlow ein Zeugniß, das dieses erwarten läßt. Denn: „Ich muß gestehen, sagt er, ich fand einen capablen Clienten zur Instruction seines samösen und intricaten Streithandels an ihm.“ Marlow hatte an sich schon die Neigung, alles, was er zu thun hatte, mehr als recht, es gut zu machen, und bey seiner Eitelkeit wollte er auch in den Augen dieses seines Clienten alle Ehre einlegen, und um so mehr, da derselbe ihm diese und noch mehr andere Sachen, unter welchen einige sehr wichtig waren, jetzt allein übertragen hatte. Der Bürgermeister Mayer, der, wie gesagt, auch Advocat war, und jene Sache wenigstens zuerst geführt, und hernach, bis sie Marlow'n ganz zugeschoben war, dem Namen nach alles in ihr gethan hatte, war, nach Marlow's Meinung und Versicherung, hiermit auch um so mehr zufrieden, da ihm der Client auf den Fall eines glücklichen Ausganges seiner Sache einige hundert

Reichsthaler zugesichert hatte. Marlow'n war ein solches Versprechen nicht gethan. Er arbeitete indess, wie er sagt, Schriften von mehr als dreyßig Bogen für die ordentliche Taxe aus, und liefs sich die Sache so angelegen seyn, daß es ihm gelang, seinem Clienten gegen die Gegenparthey, die Gebrüder Blum, funfzig tausend Thaler liquide zu stellen, und diese, um seinen triumphirenden Ausdruck zu gebrauchen, auf die Executions-Bank zu strecken.

Der glückliche Ausgang, den diese Sache genommen hatte, machte Marlow'n zwar vergnügt; indessen hatte sie sehr dazu beygetragen, seine Gesundheit zu zerrütten, weil er, wie er sagt, in mehreren nachfolgenden Jahren, wo dieser verwickelte Handel ihn, nebst mehreren andern schweren Sachen, beschäftigte, sich stark genug geglaubt hatte, nach einer früh am Morgen gebrauchten Brunnenkur später am Tage mit aller möglichen Anstrengung zu arbeiten. Hierzu kamen bald andere Unfälle. Denn wie die Hauptarbeit in jener Sache gethan war, verlor Marlow Schlag auf Schlag erst seinen einzigen Bruder, dann seinen achtzigjährigen Vater, den er zur Verpflegung zu sich genommen hatte, und hierauf noch eine Tochter durch den Tod. Er empfand sich hierauf von einem Magenkrampfe beschwert, fühlte im Unterleibe ein heftiges Pressen, Drängen und ein Würgen, das bis zur Brust aufstieß und ihn zu einem Erbrechen

brachte, wobey ihm der Angstschweiß ausbrach. Gegen Mittag trat das Uebel gewöhnlich ein. Er brauchte dagegen ein Glas alten Franzwein, als dabey aber schlecht. Da dieses Uebel drey Monat ununterbrochen anhielt, fühlte er eine Abnahme seiner körperlichen und Geistes Kräfte, unterließ aber dennoch nicht nach wie vor, wie er sagt, scharf zu arbeiten. Jetzt war seine vorige Lebhaftigkeit ganz verloren, und an die Stelle derselben war, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, eine Tristesse getreten. Diese führte mit seinem Charakter, in dem etwas zu viel Selbstgefühl und eine Eitelkeit, die überall glänzen will, ein Hauptzug war, seine Verirrungen herbey, an deren Anfang wir jetzt erst gekommen sind *).

Es hatte um die Zeit, wo das bisher Erzählte vorgefallen, in Herford und in der umliegenden Gegend ein gewisser Mylticismus, oder, wie Marlow ihn nennt, Pietismus allmählig Eingang, und zuletzt einen immer wachsenden Anhang gefunden. Unter den Anhängern desselben befand sich auch der Bürgermeister Mayer, den Marlow bis jetzt immer für sei-

*) Ausser den bisher erwähnten Ursachen, hatten auch andere, als die von Marlow angeführten Fehler in der Diät Antheil an seiner Krankheit. Er arbeitete und las, wie sein oben erwähnter Schwager sagt, spät in die Nacht hinein, stand sehr spät auf, liebte den Wein, und genoss ihn nicht selten im Uebermaafse.

nen Freund gehalten, und mit ihm in genauern Umgange gestanden hatte. Dieser sah des Kranken Traurigkeit, und glaubte darin eine Anzeige zu finden, daß derselbe sich zu seiner Parthey neige. Er fing also an, denselben mit pietistifchen Gesprächen zu unterhalten. Marlo liefs sich in diese, um seinem Freunde nicht mißfällig zu werden, ein, ob er gleich an den Religionsmeinungen desselben, und besonders daran, daß demselben der Hollaz und das Spruchkästlein, über das, wie er sagt, über alles so heilige und trostreiche Wort Gottes ging, ein großes Aergerniß fand. Allein so sehr er auch in seinem Herzen dagegen eiferte, so glaubte er doch dem christlichen Bestreben seines Freundes Gerechtigkeit wiederfahren lassen zu müssen. Um seinen Freund nicht zu beleidigen nahm er, auf dessen Zureden den Hollaz mit sich zu Hause. Hier las er indessen einige Seiten in demselben, fand aber, wie er sagt, darin einen Irrgeist. Allein, wie sein nunmehriger körperlicher Zustand, oder die Religionsgespräche auf ihn gewirkt haben müssen, beweiset ein Vorfall, der sich bald nachher zutrug. Eine seiner Verwandten, die zufälliger Weise bey ihm jenes Buch fand, gerieth darüber in Schrecken, und stellte ihn darüber mit den Worten: „Sie sind doch wohl kein Pietist?“ zur Rede. „Dieses, sagt er, erschütterte meine ganze Seele, und weil ich weit von der Sektirerey entfernt war, falsete ich sie bey der

„Hand und fragte, ob es wohl nicht Zeit sey
 „ein Christ zu werden, besonders, da sie mich
 „in der Ab-, und nicht in der Zunahme der Welt
 „sähe.“ Ob Marlow gleich, wie er sich aus-
 drückt, sich mit der Sekte nicht abgab, so wurde
 er doch durch den genauen Umgang mit dem
 Bürgermeister Mayer allmählig am Gemüthe
 so krank wie er es am Leibe war. Hierüber kann
 man sich nicht wundern. Denn obgleich Mar-
 low von den Religionsmeinungen desselben wenig
 erbauet war, so war er doch, wie aus dem Vor-
 hergehenden erhellet, gegen Religion keineswegs
 gleichgültig. Sein Religionsystem ging nur mehr
 von dem Buchstaben der Bibel aus, von welcher
 die Parthey, an der er ein Aergerniß nahm,
 sich vielleicht zu willkürlich, nach der Einge-
 bung dunkler Gefühle, entfernte. Zu Gefühlen
 dieser Art war er durch seine körperliche Schwä-
 che, mehrere Unfälle, die, wenn sie uns treffen,
 dem Trübfinn gegen alle Gründe der kalt über-
 legenden Vernunft Eingang verschaffen, zu sehr
 gestimmt, als dafs sie ihn nicht hätten ergrei-
 fen, und sich seiner bemächtigen sollen. Stimmt-
 en seine Ueberzeugungen gleich mit den Ueber-
 zeugungen der Parthey nicht zusammen, so setzte
 ihn das vielleicht doch in ein um so empfindli-
 cheres Gedränge, da in denselben noch manche
 Lücke und manche Dunkelheit seyn mogte, die
 ihn nicht anders als beunruhigen konnte. In
 ihr

ihr Christenthum stimmte er nicht ein, und wollte sich also sein eignes machen. Seine Ueberzeugungen gewissenhaft zu prüfen, hatte er nicht Zeit, und war auch zu einer kalten ruhigen Prüfung nicht gestimmt. Er fing also den Bau von oben an, und vergafs für den Grund, auf dem er zu seiner Beruhigung fest stehen sollte, zu sorgen.

Zum Glück wurde er indess in seiner Arbeit gestört, und wäre dadurch vielleicht vor seinen nachfolgenden Verirrungen, wovon das bisher Gesagte nur ein kleiner Anfang war, bewahrt worden, wenn nicht ein unglückliches Zusammentreffen mehrerer Umstände ihn in den Strudel fortgezogen hätte.

Denn er selbst fühlte, dafs er mit Ernst an die Wiederherstellung der Gesundheit seines Körpers und seiner Seelenkräfte zu denken hätte, und begleitete aus diesem Grunde seine vorhin erwähnte Schwägerinn, die sich bis jetzt bey ihm aufgehalten hatte, nach Celle in ihre Heimath; besuchte alsdann seinen nicht in H. wohnenden Schwiegervater, und brauchte daselbst, fern von allen Geschäften, seine gewöhnliche alljährliche Pyrmonter Brunnenkur. Nach vier Wochen kam er auch zu jedermanns Verwunderung beynahe ganz wiederhergestellt zurück. Er war von seinen Beschwerden, die er in dem Magen und in der Brust empfunden hatte, fast ganz befreyet. Hierzu kam

noch, daß seine Erheiterung dadurch einen Zuwachs erhielt, daß er, wie er sagt, um diese Zeit zu seiner Ehrenstelle eines Kanzleyraths gelangte. Da er hierdurch in neue, seiner Gesundheit an Leib und Seele keineswegs zuträgliche Verhältnisse kam; so muß ich über diesen Punkt einiges sagen.

In Herford, wo Marlow bis dahin als Advocat und Königl. Preussischer Hoffiskal gelebt hatte, befand sich eine reichs-unmittelbare Abtey, deren Gebiet aus einem Theile der Stadt und einem Dorf unfern derselben bestand. In den Dienst derselben als Kanzleyrath trat Marlow, behielt aber seine bisherige Advocatur bey, weil, wie er sich ausdrückt, der Kanzleyrath bey dem Advocaten zu Tische gehen mußte. Seine Stelle als Königl. Hoffiskal, die mit seiner neuen Ehrenstelle, wie er sie selbst nennt, nicht vereinbar war, legte er indess ihr zu gefallen nieder. Schon hieraus ist zu erwarten, daß er jenes Amt mehr aus Ehrgeitz und Eitelkeit, von der in der Folge noch mehrere Beweise vorkommen werden, als aus reellern Gründen angenommen hatte. Er war indess durch sein neues Amt in mehrere verwickelte Geschäfte gekommen, die auf ihn gleichsam gewartet hatten. Noch vor der Einführung in dasselbe mußte er in Sachen der Abtey eine Schrift an das Reichs-Kammergericht, die dreyßig Bogen einnahm, anfertigen, und hatte bald mehrere andere Geschäfte, wel-

che ihn mit andern gleichfalls bey der Abtey angestellten Beamten in ein Mißverhältniß brachten. Schon jene unzeitige Anstrengung seiner sich kaum erholenden Kräfte der Seele und des Körpers, hätte seine allmählig beginnende Genesung bald wieder hintertreiben müssen, wenn auch nicht die oben erwähnten Mißverhältnisse und seine Eitelkeit zusammengekommen wären, seinen Wahnsinn herbeyzuführen. Denn so erfahren und geübt er auch in Rechtshändeln aller Art seyn mogte, so wenig schien er durch seine genossene Erziehung die Bildung erhalten zu haben, ohne welche niemand in der feinern Gesellschaft sein Glück machen kann. Die Gewandheit der Sitten, die hierzu das erste Erforderniß ist, schien ihm ganz zu fehlen; gleichwohl schien er auch durch die Sitten des Hofmanns an dem kleinen Hofe, an dem er seines Amts wegen Zutritt hatte, und zu Zeiten zur Tafel der Fürstin Aebtissinn gezogen wurde, wie überall, glänzen zu wollen, ob gleich seine Hofsitzen nicht über eine steife und linkische Beobachtung des Cerimoniels hinausgehen mogten. Unter diesen Umständen konnte es nicht fehlen, daß er bald aufiel, auf eine mehr oder minder feine Art aufgezogen und der Beluttigung der Gesellschaft Preis gegeben wurde. Die Perißlage, wenn man darunter den Spott versteht, dem jemand, ihm selbst unmerklich in seiner Gegenwart, Preis gegeben wird,

kann sich, wenn sie fortdaurend gegen eine und eben dieselbe Person gerichtet wird, selten in den Gränzen halten, über welche hinaus sie ihren Charakter verliert. So mogte es auch hier gehen. Man zog hie und da den Mann auf, so dafs es ihm gar nicht entgehen konnte, dafs man ihn zum Besten habe. Alsdann erlaubte ihm sein Ehrgeitz und seine Eitelkeit nicht die Antwort schuldig zu bleiben, die, so sehr sie auch auf seine Unkosten jeden Dritten belustigen mogte, doch seinen Gegner nicht erbauen konnte, besonders wenn sie bey diesem eine Blöfse aufdeckte. Der Mann wurde lächerlich in einer, und zugleich gefürchtet in der andern Rücksicht *). So kam es dahin, dafs niemand, der

*) Statt mehrerer andern Vorfälle, die in den Verlauf der Geschichte verflochten sind, und an ihrem Ort vorkommen werden, will ich nur einen anführen. Um die Zeit, als Marlow Kanzleyrath geworden, war auch der Dr. P., als Leibarzt, bey der Aebtissinn angestellt. Mit diesem Manne speisete er einmal bey der Fürstinn am Hofe, als folgendes vorfiel, das Marlow selbst erzählen mag: „Ihro Königl. Hoheit fragten mich über Tafel, ob ich auch Vieh halte. „Ich antwortete: eine Kuh und eine Ziege. „Jener Raifonneur vom Kerl war darauf so frech, „mir ins Gesicht zu sagen: Ey, wer redet bey „Tafel wohl von Kühen und Ziegen? Ich versetzte darauf: Herr Dr., IHRO Königl. Hoheit „haben es befohlen. Uebrigens sagen Sie mir, „hat nicht Gott der Herr in den Kasten Noah

sich sonst versucht gefühlt hätte, seinen Witz an ihm spielen zu lassen, sich an ihn wagte, und deshalb seine Gesellschaft mied, die von andern, die nicht etwa in Rechtsfachen seinen Rath suchten, auch nicht aufgesucht wurde. Denn selbst wie er schon in den entschiedensten Wahnsinn gefallen war und bey aller Welt für verrückt galt, war, nach dem Zeugnisse eines seiner Verwandten, in seinen juristischen Arbeiten nicht die geringste Spur von Verstandesverwirrung zu sehen, obgleich sein Wahnsinn von dem auffallendsten Wahnwitze begleitet wurde.

Dieser sein Wahnsinn wurde indess nicht so sehr durch seine eben erwähnten Verhältnisse, in die er durch seine Stelle an dem abteylichen Hofe, als durch seine schon oben erwähnte religiöse Verirrung herbeygeführt, von der er unter andern Umständen vielleicht zurückgekommen wäre.

Es hatte nämlich der obenerwähnte Mysticismus in H. und der umliegenden Gegend immer mehr Anhang gefunden. Was anfangs bloß Verirrung einiger guten Seelen gewesen war, war bald eine allgemeine um sich greifende Schwärmerey, an deren Verirrungen Eitelkeit und Stolz, von welchen der Fanatismus immer

„Ochsen und Esel und von allem Vieh eine Art
„gehen heißen?“ — Was man sich gegen den
Mann hie und da erlaubte, und sein Beneh-
men dabey, sieht man hieraus.

am meisten belebt wird, bey der großen Menge den vornehmsten Antheil hatten, zu welchen bey vielen auch Bewegungsgründe eines im besondern Sinne sogenannten Eigennutzes kommen mogten. Denn der fromme Schuster und Schneider arbeiteten für den frommen Kaufmann. Der Handwerker, der seine bekehrten Kunden nicht verlieren wollte, mußte sich gleichfalls bekehren; die unbekehrten nicht zu verlieren, war er sicher, da diese, wenn sie gleich in ihrem Unglauben über ihn lachen mogten, nur auf seine Arbeit und die Preise sahen, die sie dafür zu entrichten hatten. Allein auch diese, die nur durch Heucheleÿ in ihre Verirrungen gezogen wurden, abgerechnet, war der Haufe groß genug und die Verirrungen so vieler auffallend genug, ein allgemeines Aufsehen zu erregen. „Alles, sagt Marlow in seinem Aufsatze, rannte täglich in die Kirche und in Betwinkel, der Bürger und der Bauer, große und kleine Seelen. Man sahe lauter neugebackene Frommsichter; man hörte nichts als die Seufzersprache, und der Befehl des Herrn von sechstägiger Arbeit war ganz hintangesetzt. Eines Brauers Sohn ging selbst so weit, daß er, anstatt in sein Kämmerlein zu gehen und zu beten, auf öffentlicher Straße auf seinen Knien mit Bauern betete.“ In der Stadt selbst standen unter allen, die sich mit dem Herzen oder nur mit dem Munde zu dieser Parthey bekannten, zwey Pre-

diger in dem größten Ansehen. Das größte Ansehen und die Verehrung eines Heiligen genoß der Prediger W. zu G., einem benachbarten etwa zwey Meilen von H. gelegenen Dorfe. Dieser Mann, der nicht zufrieden war, seiner Gemeinde als Seelforger beyzustehen, predigte außser derselben wöchentlich bald hie bald da. Kam er nach H., sagt Marlow, so gingen und ritten sie ihm eine halbe Meile Weges, wie einem neuen Messias und Erlöser, entgegen. Zu denen, die sich an diese Religionsparthey angeschlossen, gehörte auch der Oberbürgermeister Müller und Bürgermeister Mayer, mit welchem letztern Marlow einen täglichen Umgang gehabt hatte. Beide machten, wie er sagt, manchen Versuch, ihn zu bekehren; allein seine Gattian hielt ihn aufrecht.

Wanken mußte er also schon, und hierüber darf man sich nach dem, was schon oben gesagt ist, um so weniger wundern, da seine jetzige Lage keineswegs dazu geeignet war, ihm die Ruhe und Unbefangenheit des Gemüths zu geben, die das wirkksamste Gegengift gegen alle Schwärmerey ist. Er mußte also endlich, wie er sagt, wider seinen Willen ein Pietist werden und heißen. Die entscheidende Veranlassung dazu will ich mit seinen eignen Worten angeben, da diese uns unsern Mann auf eine gewisse Art kenntlich machen. „Der ehemalige Feldprediger L. zu B. erhielt die damals vacante Pre-

„digerstelle zu B., (einem zu der Abtey gehörigen Dorfe) und ich erhielt die Commission, ihn im Namen ihrer Königl. Hoheit daselbst zu introduciren. Dieser Actus war mir um so viel rührender, weil er von Bielefeld her mein ehemaliger Schulfreund war. Meine wenige Oratione fügte sich zu dieser Rührung dergestalt, das ich ihn in predigermässigen Worten von dem Altar, wo er stand, zur Kanzel, von da zur Taufe (zum Taufstein) und zum Beichtstuhl führte. Wiewohl nur wenige Zuhörer in der Kirche waren; so hatten doch diese ausgepresngt, sie mögten lieber mich als jenen L., wenn es seyn könnte, zum Pfarrer haben. Denn sie hatten mit Thränen meine Anrede gehört.“ Dieses waren indessen nicht blofs Thränen einer religiösen Rührung, sondern eines sehr weltlichen Danks. — Denn: „Weil ich,“ setzt Marlow hinzu, „zu Anfange meiner Praxis einen Procefs für sie ausgewonnen hatte, so erhöheten sie die Sache um so mehr.“ — Nunmehr glaubten die Mystiker an Marlow einen neubekehrten Anhänger zu haben; ihre Gegner aber, um seinen Ausdruck beyzubehalten, machten sich über ihn als einen neuen Apostel des Pietismus insgeheim lustig. Vielleicht würde er auch, da er die Aussicht hatte, unter ihnen die Rolle eines Apostels zu spielen, zu ihnen sofort übergegangen seyn, wenn nicht ein Vorfall, der seine väterliche Zärtlichkeit gegen eine verstorbené drey-

jährige Tochter, empfindlich gekränkt hatte, ihn gegen die Lehre jener Parthey eingenommen hätte, und auf der andern Seite nicht auch seine Eitelkeit in ein unangenehmes Gedränge gekommen wäre. Wie jenes Kind nämlich kurz nach der oben erwähnten Introductionsrede gestorben war, hatte Marlow es kurz nach seinem Hinscheiden in die Arme genommen, und es dabey einen Engel Gottes im Himmel genannt. Dieses erzählte die Wärterinn des Kindes einem Grobschmidt, der auch zu jener Parthey übergegangen war. Der Schmidt fand jene Seeligpreisung zu voreilig, weil es so geschwind nicht mit der Bekehrung gehe, und das Kind noch nicht wiedergeboren sey. Die Magd erzählt dieses ihrer Frau, von der Frau erfährt es der Mann, der dadurch in den heftigsten Eifer gegen den Unverstand des Schmidts verletzt wird, jenen Schmidt einen irreligiösen Kerl nennt, den er bey dem ersten Male, wo er sein Haus betreten würde, aus demselben prügeln wolle. Dieser Zorn bewies indess schon zu deutlich, welche Anlage zum Schwärmer in dem ehrlichen Marlow sich entwickelt hatte, wenn es anders mit der Bemerkung seine Richtigkeit hat, daß der Schwärmer gegen niemanden heftiger ist als gegen den andern Schwärmer, dessen Schwärmerey mit der seinigen im Widerspruche ist. Er sagt selbst, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, daß dieser Vorfall ihm wider die Pietisterey die Waffen in die Hand gegeben

habe. Indefs würde er selbst wohl bald eingesehen haben, daß der Unverstand jenes Mannes nicht der ganzen Parthey, für deren Anhänger derselbe galt, zur Last gelegt werden könne, und sich daher entschiedener zu ihr gefellt haben, wenn er nicht eben so viel am Hofe als unter jenen Heiligen hätte gelten wollen. Der Fürstinn könnte niemand den Vorwurf der Gleichgültigkeit gegen die Religion machen; ihre Religiosität war vielmehr von anderer Art, und von allem Mysticismus ganz entfernt. Wie die Fürstinn dachte, wollte auch der Hof denken oder wenigstens zu denken scheinen. Hier war des guten Mannes Eitelkeit in der Klemme, und kurz nach dem vorhin erzählten Vorfalle, sah er hiervon einen Beweis.

Es hatte sich nämlich um diese Zeit ein Vorfall ereignet, der in der ganzen Gegend Aufsehen machen mußte. Der vorhin schon genannte Prediger W. zu G., der nicht allein an seinem Orte, sondern weit und breit unter allen, die seines Glaubens waren, in dem allergrößten Ansehen stand, hatte in L., einer einige Meilen von H. belegenen Stadt, einen Besuch bey denjenigen gemacht, die seiner Lehre anhängen. Dieses hatte einen Aufrast veranlaßt, bey dem der Mann gröblich insultirt, und selbst genöthigt war, die Stadt zu verlassen. Diese Sache kam bey der fürstlichen Tafel, zu der Marlow gerade gezogen war, zur Sprache, und

er wurde um seine Meinung gefragt, und wohl aus keinem andern Grunde, als zu sehen, woran man mit ihm wäre. Seine Antwort fand auch im Ganzen den Beyfall der Fürsinn. „Der Mann, sagte ich frey — sind seine Worte — handelt wider sein Gewissen, dafs er seinen eignen Schaafen die Weide entzieht, und seine heilige Andächteley in fremde Länder hineindrängen will, wie er dieses nicht nur in allen hier herumliegenden Gegenden, sondern auch in Holland gethan hat. Indefs, däucht mir, sind die L—r. auch darin ein bischen zu weit gegangen, dafs sie seine geistliche Würde anderer rechtschaffenen Lehrer wegen, und zur Vermeidung des öffentlichen Aergernisses nicht in Erwägung gezogen haben.“ *) „Wie man mich

*) Hiergegen liefse sich doch noch zweyerley sagen. Erstens, wenn der Prediger gleich darin Unrecht thun mogte, dafs er aus übergroßem Eifer Gutes zu stiften, wo es seines Amtes nicht war, sich verleiten ließ, sein Amt zu vernachlässigen; so handelte er deshalb noch nicht wider sein Gewissen. That er gleich vielleicht etwas, was mit der bürgerlichen Ordnung nicht vereinbar ist; so rechtfertigt dieses doch die Bürger zu L. wegen ihres Aufstandes nicht. Dieses würde höchst überflüssig zu bemerken seyn, wenn wir in Marlow's Urtheile nicht einen Widerwillen gegen jenen Mann sehen, dem ein Hang zur Schwärmerey zum Grunde liegt. Denn der Schwärmer, der selbst glaubt,

„so reden hörte, setzt er hinzu, schien ich bey
 „den Höflingen wieder Gunst und Beyfall zu er-
 „halten, wie sie aber wahrnahmen, das Ihre
 „Königl. Hoheit mir mit einer gracieusen Miene
 „Beyfall gaben, so entzündete sich dagegen ein
 „heimliches Feuer des Neides *). Von Seiten
 „der Quäker aber, die, weil sie mit lauter Be-
 „geisterung zu thun haben, und mir seit jener
 „Introductionsrede schon einen Prediger- und Bet-
 „geist zugeschrieben hatten, entzündete sich ein
 „frommes Gallenfeuer wider mich.“

In dem Gedränge, in welchem sich Mar-
 low's Eitelkeit fand, nahm er einen eignen Aus-
 weg, der ihn aber noch weiter in seine Verir-
 rungen zog. Er vermied, wie er sagt, die Bahn
 der Pietisterey, hielt aber mit seiner Frau und ei-
 ner Schwester, die er bey sich hatte, seine eigh-
 nen christlichen Hausandachten, besonders am
 Sonntage, und weil dieses nun, wie er fort-
 fährt, den Pietisten so wenig als den Nonpieti-
 sten, unbekannt blieb; so galt er bey dem Ei-
 nen für dieses und bey dem Andern für jenes.
 Der Bürgermeister Mayer, der dem Mysticis-

glänzen zu können, ist gegen das Ansehen an-
 derer, die ihn ausstechen können, immer nei-
 disch.

*) Wie sehr hier die Eigenliebe des Mannes ihn
 täuscht und auch sichtbar hervorguckt, bedarf
 kaum einer Bemerkung.

mus anhing, suchte unter diesen Umständen Marlow'n für denselben zu gewinnen, betete öfter auf den Knieen mit ihm, überreichte ihm dabey den Hollaz, ein quäkerisches Buch, wie Marlow es nennt, welches voll neuer besonderer Lehren ist, und ein künftiges Zion prophzeit.

Marlow hatte schon längst gegen den Bürgermeister einen Haß und ein Mißtrauen gefaßt. Er glaubte für ihn wichtige Arbeiten gethan zu haben, und dafür nicht so, wie er es wenigstens wegen seines Ehrgeitzes wünschte, belohnt zu seyn, und um diese Zeit war demselben auf einem benachbarten Königl. Amte ein Justitiariat übertragen, auf welches Marlow sich Rechnung gemacht hatte, und wovon er glaubte, daß es ihm durch unrechtmäßige Mittel zu Gunsten, und auf Betrieb des Bürgermeisters entzogen sey. Marlow's heimlicher Haß und sein Widerwille gegen den Bürgermeister mußte hierdurch noch vermehrt werden. War das, was er dem Manne zur Last legte, vielleicht auch ungegründet*), so mußte sein Haß und heimlicher Widerwille gegen den Mann, doch nichts desto weniger dazu wirken, ihn immer weiter in seine Verirrungen zu reißen. Denn

*) Nach dem Berichte von Marlow's Schwager, der sich als einen durchaus rechtschaffenen Mann zeigt, war jener Bürgermeister ein treuer wohlmeinender Freund von Marlow.

Marlow konnte und wollte sich dem genauern Umgange dieses Mannes nicht entziehen, er betete sogar mit demselben auf den Knien, ohne, wie er selbst sagt, das mindeste bey jenen Gebeten zu empfinden. Indessen las er fleißig in dem Hollaz und ähnlichen Büchern, wurde durch dieselben, wie er sich ausdrückt, bethört, und liefs sich nach und nach an die giftige Schleichpforte des Pietismus führen. Er wurde immer schwermüthiger, vermehrte seinen Umgang mit einem Prediger, der mit ihm beten mußte, fühlte aber dabey nicht das, was er oft, bey dessen Gebeten auf der Kanzel, empfunden hatte. Er hatte gehört, daß der und der für die frommen Bürgermeister beteten und: „Nunmehr,“ sagt er, „verdüsterte sich meine Seele und angeflammt von dem Gebetseifer fing ich nun auch an, für mich auf meinen Knien gegen die Wand meiner Studierstube, und Gott weiß was, und für wen zu beten; so viel weiß ich aber noch, daß ich unter dem Beten auf einmal vermeinte, ich sey zum Engel geworden, habe eine Posaunenstimme vom Himmel erhalten, mit welcher ich bald Hosianna, bald Hallelujah schrie. Da bey diesem Geschrey die Leute auf der Strasse still standen; eilt meine Frau zu mir herauf und fragte ganz bestürzt, was ich anfinge. Die Leute, setzte sie hinzu, redeten von mir, daß ich rase. Ich umarmte sie in heiligem Eifer und sagte: Lotte! Laß sie reden was sie wollen, du aber freue

„dich mit mir, denn ich habe mir eine Posaune vom Himmel erbeten. Und, wo ist die? fragte sie“ (eine sehr vernünftige Frage). „Hier sagte ich, indem ich auf meine Brutt wies. Nun, antwortete sie, Gott sey mit mir und meinen Kindern. Ich sehe, was ich von dem Pflichten-Wege befürchtet habe, und so verließ sie mich mit Thränen. Dieses wirkte so viel bey mir, daß ich einige Tage meine vermeinte Posaune nicht wieder probirte.“

Hier sehen wir den Mann in einer Ueberspannung der Einbildungskraft, die an Wahnsinn gränzt, oder schon in Wahnsinn übergegangen zu seyn scheint. Ehe ich weiter gehe, glaube ich zweckmäßiger Weise auf einige Punkte in der bisherigen Geschichte seiner Verirrungen aufmerksam machen zu müssen. Dem ehrlichen und ehrliebenden Manne ist nichts peinlicher, als wenn er, auch nur stillschweigend, seine Ueberzeugung verleugnen soll. In diesem Falle war Marlow, dessen Eitelkeit und Ehrgeitz nach dem Bisherigen wohl keinem Zweifel ausgesetzt seyn kann, und der dabey ein grundehrlicher Mann war, als er mit dem Bürgermeister Mayer, den er heimlich hafte, und gegen welchen er sonst ein Mißtrauen hatte, sich hatte gefallen lassen müssen zu beten, wenn auch solche Gebete nicht sonst gegen seine Ueberzeugung gewesen wären, nach welcher nur das stille im

Verborgenen zu Gott geschickte Gebet der Gottheit wohlgefällig seyn könne. Hieraus erklärt es sich vielleicht, warum diese Gebete ihn ganz ungerührt liessen, und warum er auch in den Gebeten, die weiterhin der Prediger mit ihm anstellen mußte, nicht die Erbauung fand, die desselben Kanzelgebete ihm öfter gewährt hatten. Die Nahrung, die seiner Einbildungskraft um diese Zeit das neue Zion gab, mußte ihm um so willkommner seyn, da sie ihn in seiner Verstimmung zerstreute.

Um sich selbst um so höher achten zu können, verfiel er jetzt in einen ganz sonderbaren Ascetismus, wenn man so die Verirrung nennen soll, die in der Erfüllung selbst-erdachter Pflichten, weil sie Anstrengung oder Aufopferung erfordert, ein Verdienst der Heiligkeit setzt.

Denn Marlow, der den Wein liebte, ohne dem Trunke ergehen zu seyn, fastete, wie er selbst sagt, aus vermeinter Heiligkeit den Entschluß, sich seiner gänzlich zu enthalten, so nöthig er ihm doch zur Stärkung bey seinen vielen Arbeiten gewesen wäre. Dieser Entschluß war schon vor der oben beschriebenen Scene gefaßt und bis dahin auch gehalten, aber kurz nach einem andern Auftritte, von dem jener nur ein kleines Vorspiel war, übertreten.

Einige Tage nämlich nach jenem Vorfalle hatte Marlow sich bereden lassen, mit dem
Bürger-

Bürgermeister Mayer nach E. zu fahren, wo derelbe einen Gerichtstag als Iustitarius abzuwarten hatte. Unterwegs äußert dieser, daß vieles im Geiste wäre, welches dem Menschen im Fleische noch verborgen sey, daß die Kinder des Geistes unverborgene Kräfte schmeckten und fühlten, welche die Kinder des Fleisches aber nicht erkennen oder tragen könnten. Marlow begleitet ihn in E. auf das Gerichtshaus zum Gerichtstage, und was hier vorgefallen; will ich mit seinen eignen Worten erzählen: „Wie wir auf dem Gerichtshause angekommen waren, und er (der Bürgermeister Mayer) eine halbe Stunde Gericht gehalten haben mochte, hatte ich mich eben bey den Ofen gestellt, (teun es war ohngefähr im Monat Martio) als ich zu meiner linken Hand einen alten Bauer und einen Juden aus E. neben einander stehen sahe. Wie ich nun den Kopf davon voll hatte, wie Kinder des Geistes und des Fleisches beschaffen wären; so verwirrte sich meine Imagination so stark, daß ich an dem Haupte des Bauern zwey Kuhhörner zu sehen glaubte, so wie man den bösen Feind in den alten Evangelienbüchern bey der Versuchungsgeschichte Christi gemahlet findet *). Da ich nun den Teufel in

*) Haslam (Beobachtungen über den Wahnsinn) S. 4.) führt von acht Wahnsinnigen, die den Teufel gesehen, etwas ähnliches an.

„einem Kinde des Fleisches hier zu sehen glaubte,
 „gerieth ich in einen (wiewohl rasenden) Geist-
 „Eifer, trat heftig mit dem Fuß an die Erde
 „wider den Bauern und schrie heftig: Drache
 „willst du herunter. Der nicht ohne Grund be-
 „stürzte Bauer verließ kaum die Gerichtsstube,
 „als ich meine vermeintliche Posaunenstimme laut
 „erhob, den Himmel für die Entdeckung des
 „Drachens pries, und demnächst alle Anwesende
 „warnte, sich bald zu bekehren, da der jüngste
 „Tag nahe vor der Thür sey.“

Dafs durch einen Auftritt dieser Art, der Gerichtstag gestört sey, und habe aufgehoben werden müssen, kann man leicht denken. Der Bürgermeister führte nunmehr Marlow'n zu dem Prediger des Orts, bey welchem beide speiseten. Hier war, wie er sagt, sein ermatteter Geist wieder ruhig. Der Bürgermeister überredete ihn hier, ein Glas Wein zu trinken, und Marlow trank, ob er gleich dem Wein seit einigen Monaten entsagt hatte. Bald darauf langt zum Unglück ein Prediger aus H., noch während der Mahlzeit, an. Sein Anblick erregt bey Marlow'n den Gedanken, er habe Unrecht gethan, dafs er Wein getrunken, da er demselben doch gänzlich entsagt habe. Er verfällt darüber in die sinnloseste Furcht, dafs man ihn deshalb in Ketten und Banden legen werde *), und fühlte sich wegen seines Ge-

*) Eine ähnliche Verirrung des Wahnwitzes, wo der Mensch sich in seinem, gleichviel ob richti-

lübdebruchs so gedemüthigt, daß er seinen vorigen Platz im Wagen nicht wie er einnehmen wollte, sondern im Gefühl seiner Unwürdigkeit sich seinen Platz hinter dem Wagenbock auf dem Futterlack nahm.

Noch war der Mann nicht eigentlich wahnsinnig, sondern vielmehr in dem Zwischen Zustande zwischen Wahnsinn und Phantasterey, wenn anders der Unterschied zwischen Wahnsinn und Phantasterey darin besteht, daß die Täuschungen des ersten fortwährend, die Täuschungen der letztern vorübergehend sind. Denn kaum war er wieder zu Haus gekommen, als ihn der Gedanke quälte, was der Bauer, den er einen Drachen geschimpft, von ihm denken, und noch mehr, was man bey Hofe, und was die Aebtissinn dazu sagen werde. Allein war der Mann gleich noch nicht vollkommen wahnsinnig, so war doch schon der vollkommenste Wahnwitz bey ihm eingekehrt. Denn wahnwitzig war die Furcht vor den Ketten und Banden wegen seines gebrochenen Gelübdes, wenn auch nicht schon dieses Gelübde selbst eine Ausgeburt von Wahnwitz gewesen wäre.

Z 2

gen oder irrenden, Gewissen Vorwürfe macht, liefert die Geschichte Bourbier's (1. St. S. 61 und 72.) und auch des Chevalier de Q. (ebend. S. 106.).

Allein so wahnwitzig der Mann auch war, so entging es ihm keineswegs, daß solche Ausschweifungen für ihn die traurigsten Folgen herbey führen würden, und diese Besorgnisse wurden auch durch die geringsten Veranlassungen wieder erweckt und immer mehr bestärkt. So z. B. glaubte er einstmals, als ihn ein Hofcavalier der Aebtissinn besuchte, dieser komme, ihm seine Entlassung bekannt zu machen. Unglücklicher Weise äußerte derselbe, daß man sage, in kurzem werde von zwey Personen des Orts der eine höchst glücklich, der andere höchst unglücklich seyn. Denn diese Reden machten, wie Marlow sagt, und sie gewiß nicht sollten, einen tiefen Eindruck auf ihn. „Der höchst „Unglückliche, sagt er, war nach meiner Meinung niemand als ich. Von der Stunde an „scheute ich Menschen und alles. Das Summen „einer Fliege, und jeder Laut und jeder Ton „schreckte mich. Von dieser Quaal gefoltert, „suchte ich im Bette Ruhe; bald schlief ich in „diesem, bald in jenem Zimmer, bald oben, bald „unten im Hause. So voll von Unruhe war ich.“ Endlich gelang es, wie er sagt, seiner Frau durch ihr Zureden bey ihm Gehör zu finden, und ihn zu beruhigen. Allein anstatt aus dem, was ihm begegnet, eine Warnung zu nehmen, und aufmerkfamer auf sich selbst zu werden, suchte er an dem Gegenstande, der ihn bis jetzt in alle seine Verirrungen gezogen hatte, Zer-

streuung. Konnte er des Nachts nicht schlafen, so dichtete er geistliche Lieder nach Kirchenmelodieen, sang sie laut, und es schien ihm als wenn zwey Nachtigallen dazu accompagnirten. Das erheiterte seine Seele, wiewohl, wie er sagt, die ganze Sache nur auf Einbildung beruhte. Hier ist der Mann schon ein Visionär, es sey nun, das er diese Täufchung schon bald hinterher, oder erst späterhin, wie er wieder zu Sinnen gekommen war, erkannte *).

Die Erheiterung wurde aber bald unterbrochen, und zwar durch einen Besuch des Bürgermeisters Mayer. Denn diesem hatte er es nicht vergeben können, das er ihn verleitet, wider sein vorher gethanes Gelübde Wein zu trinken. Dieser nämlich hatte ihn schon vorher wieder zum Genuffe des Weins ermuntern wollen, und ihm offen gesagt, das er schon wieder Wein trinken werde. Jener Ermunterung lag unstreitig die wohlmeinendste Absicht und eine Sorge für Marlow's Gesundheit zum Grunde, da demselben bey seinen vielen Arbeiten die Entbehrung des Weins um so nachtheiliger werden konnte, je mehr er sich daran gewöhnt hatte. Marlow verkannte diese Absicht vielleicht um so mehr, je mehr ihn ein gewisser Stolz zu seinem Gelübde gebracht, und er aus Ehrgeitz sich die Be-

*) Hoffbauer Untersuchung über den Wahnsinn, S. 408. 409.

obachtung desselben angelegen seyn liefs. Vielleicht glaubte er auch, durch dieses Stück es allen andern, und besonders dem Bürgermeister an Heiligkeit zuvor zu thun. Dem sey indess wie ihm wolle, bey dem Besuch des Bürgermeisters veranlasste dieses einen sonderbaren Auftritt. Der Bürgermeister nämlich fand Marlow'n im Bette, und wollte ihn mit in seinen Garten nehmen und ihn deshalb ermuntern, aufzustehen. Marlow schlug es ihm rund ab, mit zu gehen. Dieser faßt ihn mit der Hand in die linke Seite; vermuthlich um ihn zum Aufstehen um so mehr zu ermuntern. Marlow'n war hiebey, als wenn er einen großen Schmerz empfunden, und ihn jemand in das Herz gestochen hätte. „O Mörder! schrie ich — sind seine eignen Worte — Was willst du mit meinem Herzen? Dabey sprang ich zornig vom Bette auf.“ Er setzt hinzu, daß er dem Bürgermeister von nun an alle Freundschaft und den bisherigen häufigen Umgang aufgesagt habe, da er nicht leugnen könne, daß derselbe ihm wegen seiner übertriebenen Scheinheiligkeit zuwider gewesen sey.

Man thut Marlow'n wohl nicht unrecht, wenn man aus dieser seiner Aeußerung auf die Hauptursach seines Hasses gegen den Bürgermeister schließst. Galt dieser, um mit Marlow zu reden, für einen Heiligen; so wollte Marlow für nichts geringeres gelten, und von ihm

nicht unter den Heiligen' verdunkelt werden. Scheinheiligkeit warf er ihm vor, weil er schon vorher gegen ihn einen Verdacht und einen Haß gefaßt hatte, der ihn glauben liefs, der Mann handle anders als er denke.

Bald darauf fand er zwar in mehreren Familien-Vorfällen Aufheiterung; allein diese war nur von kurzer Dauer. Denn bald darauf verfiel er, wie er selbst sagt, in ein tieferes Elend: Zu schwermüthigen Gedanken einmal gestimmt, erfüllte ihn ein desselben Jahres eingefallenes, und an zwey Monat hindurch anhaltendes Regenwetter mit schweren Sorgen für sich und seine Mitmenschen, die seinen Wahnwitz und Wahnsinn, oder wenigstens Anfälle des letztern rege machten. „Ich hob dabey, sagt „er, meine Augen nach den düstern Wolken, „seufzte für mich und alle Menschen, und wenn „ich dann in meinem Tiefsinn überlegte, welch „eine theure Zeit und Hungersnoth, für die Ar- „muth besonders, daraus entstehen würde; so „wurde mein Herz voll, und drang mich allent- „halben die liebe Sonne aufzusuchen. Endlich „hiel mir der Spruch ein: Rufe mich an in „der Noth, so will ich dich erretten, „und du sollst mich preisen. Nun fing „ich an zu singen, erst etwas laut, und weil „es mir alsdann vorkam, dafs die Sonne schiene, „und durch finstre Wolken zum Vorschein käme,

„es auch aufhöre zu regnen, je gewisser ich es
 „mir einbildete“ [erwartete] „(welches damals
 „Glauben üben bey mir hieß); so fing ich an,
 „immer stärker zu singen, je stärker es regnete
 „und je finstrier es am Horizont wurde. Beides,
 „Freude und die damit abwechselnde Angst, die
 „mich überfiel, wenn es Licht oder Finsterniß
 „war, steht nicht zu beschreiben. Weil es mir
 „nun nicht sonderlich gelingen wollte, daß die
 „Sonne sich nach meinem Singen kehre: so hieß
 „die Sonne einmal bey mir das Gericht; andern
 „Theils fiel ich immer auf das Evangelium am
 „St. Michaelisfeste: Michael und seine Engel srit-
 „ten mit dem Drachen u. s. w. Wer mich bey
 „meinem Singen stören wollte, der hieß bey mir
 „ein Drache. Ich schloß mich daher, bis man
 „mir zu Essen brachte, ein.“ Dieses Elend,
 setzt er hinzu, habe bey ihm so lange gedauert,
 als jene Witterung angehalten habe. Indefs, er
 hatte sich an das Wettergucken und Wetterer-
 beten so sehr gewöhnt, daß er es nicht lassen
 konnte, bis er entweder durch einen glückli-
 chen Zufall, oder die Klugheit und Menschen-
 kenntniß seines Arztes, der seinen Patienten sehr
 gut kannte, davon zurückgebracht wurde.

Bis dahin nämlich war gegen Marlow's Verir-
 rungen noch nicht die Hülfe eines Arztes gesucht.
 Auf Veranlassung seiner Frau wurde er aber der
 Behandlung des Hofraths M—r zu Bielefeld, ei-

ner zwey Meilen von Herford entfernten Stadt, der vor allen andern Aerzten in der ganzen umliegenden Gegend in grossem Rufe stand, übergeben. Dieser besuchte Marlow'n, überredete ihn, nach Bielefeld mit ihm zu reiten, und wahrscheinlich auf seine Veranlassung mußte sich derselbe daselbst einige Zeit hindurch aufhalten. Die Bewegung zu Pferde hatte eine wohlthätige Wirkung auf ihn gehabt, von der Wetterguckerey hatte sie ihn aber nicht befreyen können. Wie er durch den Arzt bey einem Besuche desselben davon geheilt sey, hört man unstreitig lieber mit seinen eignen als meinen Worten: „Der Hofrath M—r, sagt er, „ist ein geschickter, aber heftiger und bey seinen „Patienten nicht zu geduldiger Mann. Er ver- „darb es dadurch mit mir, das er einstens, wie „ich bey Wiederhereinbrechung der düstern Wol- „ken nach dem Himmel hinauf sahe, (woran ich „mich ebenso sehr als die Pietisten an ihre Formu- „lar-Murmelgebete gewöhnt hatte) unbedachtsam „herausfuhr, der Satan müsse mich beses- „sen haben, weil ich meinte, mit mei- „nen Augen die Sonne hervor gucken „zu können. Ich antwortete ihm nur mit „der kurzen Frage: Ist, Herr Hofrath, das Licht „nicht mehr als die Finsternis? Bey meiner Nar- „kerey, erwiederte er, müsse man mir die Augen „im Kopfe umdrehen. — Ohne Gottes Zulassung, „versetzte ich, kann selbst der Satan kein Haar „an meinem Leibe antasten. Hierauf ward er

„verdrießlich und ging fort; ich aber reifete den
 „folgenden Tag zu Hause. So sehr mich die bit-
 „tern Reden des Mannes schmerzten, so sehr
 „nahm ich mir dennoch vor, von nun an, Wet-
 „ter Wetter seyn zu lassen.“ *)

*) Marlow hat sehr unrecht, auf den Hofrath
 M—r wegen seiner bitteren Reden, wie er sie
 nennt, ungehalten zu seyn. Denn die Bitterkeit
 wirkte hier als eine heilsame Arznei. Viel-
 leicht wußte das der kluge Arzt vorher, und
 brach deshalb hier seine Kur dem Anschein nach
 ab, ob sie gleich, wenn jenes Mittel anschlug,
 in der Hauptsache wie geendigt war. Es sey
 nun die Absicht des Arztes, so auf den Kran-
 ken durch sein Ungestüm zu wirken, oder
 nur ein glücklicher Zufall gewesen; so wurde
 der Kranke von seinem Wettergucken und von
 seinen Wetterforgen durch einen psychologisch
 erschütternden Eindruck zurück gebracht. Auf
 die Wirkung eines solchen Eindrucks, war um
 so eher hier zu rechnen, da sie sich schon ein-
 mal und vielleicht zweymal gezeigt hatte. Man
 erinnere sich nur des oben (S. 350.) erzählten
 Posaunengebets. Wie der Mann in demselben
 von seiner Frau mit der Nachricht, daß die
 Leute auf der Straßse stehen bleiben und ihn
 für rasend halten, gestört wurde, rührt ihn
 das wenig, vielleicht mochte es ihm eben recht
 seyn, Aufsehen zu erregen. Allein wie er seine
 Frau bestürzt sieht, und in die Worte ausbrechen
 hört: „Nun sey Gott mit mir und meinen armen
 „Kindern“ wurde er wieder in so weit zu sich
 zurückgebracht, daß er seine vermeinte Posaune
 nicht weiter probirte.

Im Spätherbst war der Mann auch so weit wiederhergestellt, daß er seine Arbeiten, die jetzt eine Zeitlang geruhet hatten, wieder vornehmen konnte. An seiner Praxis, sagt er, habe er nicht wahrgenommen, daß man sich an seine Sinne gestoßen habe, da ihm immer neue und mitunter wichtige Proceſſe in der Zeit aufgetragen seyen. Noch weniger habe er irgend gesehen oder gehört, daß jemand ihn für irre gehalten; nur einige Male habe er neben sich flüſtern gehört: die vielen Arbeiten verderben ihn. Eine sonderbare Auslegung, die der Mann von diesen Worten machte, führte ihn von neuem in seine Verirrungen zurück. Jene Worte legt er nämlich so aus, man halte ihn für einen großen Sünder, weil er zu viele Proceſſe führe. Nunmehr ging er, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, von Stund an damit um, sich als einen gebesserten „Advocaten-Christen“ zu verhalten. „Liebe Lotte,“ erzählt er, sagte ich zu meiner Frau, „ich habe mir etwas vorgenommen, wo-gegen du, als eine vernünftige und christliche Frau, nichts haben wirst. Du weißt, daß man sich durch zu viele Proceſſe leicht verwirren und veründigen kann. Sonst habe ich, wie du weißt, täglich fast zwölf Bogen in die Feder diktiren können; alles dies ist zu viel und sündlich, denn das Christenthum will auch seine Stunden haben. Ich bin daher gesonnen, den halben Tag dem Christenthume mit dir zu wid-

„men, und die andere Hälfte der Praxis. Da
 „arbeite ich zwey kompresse Bogen, die machen
 „2 Thaler den Tag, 300 Tage im Jahre arbeite
 „ich, das bringt 600 Thaler, 200 Thaler kann
 „ich meinen Dienst rechnen, und da habe ich
 „die Aufsicht über das Gut L. dabey. Nicht
 „wahr? davon können wir sehr honett leben? —
 „Die Zinsen deiner Capitalien sind für dich, thue
 „damit was du willst. Meine kluge, aber her-
 „zensbetrübte Frau sagte zu allem Ja.“ — Ge-
 sagt, gethan. Denn Marlow fing nunmehr
 an, ordentlich zu arbeiten, und wenn er mit
 seiner Arbeit fertig war, seiner Frau aus Arend's
 wahrem Christenthum vorzulesen, wobey die Frau
 ihm aufmerksam zuhörte. Er verrichtete dabey
 seine Nebengeschäfte, that z. B. alles, was seine
 Curatelen u. s. w. erforderten, und führte so seine
 Arbeit und sein vermeintes Christenthum auf die
 vorhin bestimmte Art fort. „Wie mir dieses
 „vermeintliche wahre Christenleben zu gefallen
 „schien,“ sagt er ferner, „wollte ich indessen bey
 „einem kleinen Irrthume noch genauer und be-
 „denklicher gehen. Die Contumacial-Recessse, die
 „oft vorkamen, standen nach der Gerichtstaxe zu
 „12 Groschen; das war mir für etwa 4 Linien
 „von Worten zu viel. Sauer und mit Adams-
 „Schweisse verdient der Tagelöhner in mühsel-
 „ligen acht Stunden kaum 8 Mariengroschen
 „(5 Groschen 4 Pfennig) und du willst für jene
 „Zeilen 12 Groschen nehmen? Das ist gottlos,

„sagte ich zu mir selbst. Ich erklärte die Sache „meiner Frau: Ungerecht. Gut komme nicht zu „unserer Hütte! — war meine pathetische Christen-Rede an sie. — Auch werde ich ferner „hin des Tages drey Bogen elaboriren, und statt „der sonstigen Taxe à 1 Thaler nur 24 Mariengroschen (16 Groschen) liquidiren. Alles dieses hiefs die gute Frau schön, und dabey „dachte und wünschte ich je mehr und mehr ein „besserer Christ in ihren Augen zu seyn.“

Aber nicht allein bey seiner Frau, sondern auch bey andern Leuten, wollte der gute Mann, wenn er dieses gleich nicht sagt, als ein besserer Christ mit seiner Tax-Thorheit, wie er es nennt, paradiren, obgleich Richter und Advocaten, wie er in seiner Erzählung sagt, ihn dieser Thorheit wegen als toll ansehen mußten. Hieraus erklärt sich ein Vorfall, der, nach seiner Erzählung in seine nachfolgende Geschichte einen entscheidendern Einfluß hatte, als alle vorhergehenden, und die Wendung, die sie nahm, herbeyführte. — Marlow war nämlich bey einem Liquidations-Termin auf dem Rathhause zu H. als Advocat zugegen, und saß dem Bürgermeister Mayer gegenüber. Dieser hatte immer gegen ihn behauptet, er werde die Sache verlieren, in der dieser Termin angesetzt war, ob Marlow sie gleich ausgewann. Marlow, war einmal gegen den Bürgermeister erbittert, und dieser

Termin konnte ihn wohl nicht günstiger gegen den Bürgermeister stimmen. In einem Buche, welches der Bürgermeister vor die Hände des ihm gegenüber sitzenden Marlow schob, erblickte dieser das Wort *Taxa*, und findet hierin gleich einen höhnischen Spott. „Ich schloß,“ sagt er, sogleich daraus den Vorwurf, daß „er sich über meine neue christliche Advocatur-Taxe höhnisch aufhalte. Ich, vermeintlich in „meinem ächten Christenthum spöttisch von einem Manne, der der größte Christ durch ganz „Westphalen seyn wollte, angegriffen, sprang „auf und schrie laut: Kerl, du sollst verdammt „seyn, oder ich, und so ging ich vom Rath- „hause zu Hause, und ließ Termin Termin „seyn.“

Daß an dieser Ausschweifung mehr ein gekränkter geistlicher Stolz und eine geistliche Ehrfucht, als sonst ein Unwille Theil hatte, liegt am Tage, und Marlow's gleich darauf folgende Verirrungen setzten dieses völlig außer Zweifel. Denn nach diesem Vorgange hielt man es für nöthig, ihn in nähere Obacht zu nehmen. Zu diesem Ende wurde ein abteylicher Kanzleybothe in sein Haus als Wache gelegt *).

*) Nach Marlow's Erzählung, der indessen sein Schwager hier widerspricht. Nach dem Berichte desselben nämlich erhielt Marlow nicht wegen des von ihm erzählten Vorfalls, oder

Dieses hätte man denken sollen, hätte ihm empfindlich fallen und zu Verstande bringen sollen, da er schon mehrmals von seinen Verirrungen, wenn auch nur auf kurze Zeit, wieder zu sich selbst gekommen; allein nichts weniger. Denn: „Ich nahm dies“ (dafs er bewacht wurde) sagt er, „so auf, dafs Ihre Königl. Hoheit mich „für den neuen Menschen, der nach Gott

auf unmittelbare Veranlassung desselben, sondern erst späterhin die Wache, und aus Gründen, die sie höchst nöthig machten. Denn wie jener sagt, schweigt Marlow, entweder aus Vergessenheit oder absichtlich, von mehrern Vorfällen. Unter andern nämlich sahe er, nach seines Schwagers Berichte, in einem wüthenden Aufalle, seine Frau für den Satan an, und begegnete ihr so, wie er diesem glaubte begegnen zu müssen. Einstmals ruft er sie auf die Stube, schließt diese hinter ihr zu, und sagt ihr, Gott habe ihn überzeugt, dafs sie der Satan sey, und von ihr alles sein Unglück komme, und ist im Begriff, eine That zu verüben, vor der sich die Frau nur durch ihre herzhafteste Entschlossenheit rettet. Er stutzt hierüber, und läßt der Frau Zeit, die Thür zu öffnen und ihre Sicherheit in der Flucht, auf der er sie aber bald verfolgt, zu suchen. Auf diese Veranlassung erhielt er die Wache. Um diese Zeit hatte Marlow nach jener Erzählung auch den Gedanken gehabt, so wie Abraham den Isaak opfern wollen, seine Tochter zu opfern.

„geschaffen sey, erklärten, und mich, den neuen
„Adam und meine Frau, die neue Eva, nach je-
„nem Siege wider den Bürgermeister Mayer,
„der eine falsche neue Kirche in Zion gespielet,
„und vergeblich nach jenem Buche, dem Hollaz,
„an einem neuen Jerufalem gebauet, ernannt und
„erwählet hätten, daher auch durch den Kanz-
„leybothen mir ihren gnädigsten Schutz im Hause
„versichern wollten. Und nun fing der Irrgeist
„erst an, recht in mir zu spielen. Als Adam
„glaubte ich, meine Frau Eva wüßte alle meine
„Gedanken, wie ich für mich auch behauptete,
„ich wisse alle ihre Gefinnungen. Ich bauete an
„einem andern Zion, wie in jenem Buche be-
„schrieben. Denn jenes stand mir nicht an, weil
„es pietistifch war. Während des Baues sahe ich
„auf alle Mienen meiner Frau. Bückte sie sich
„von ohngefähr einmal, so hiefs das ja; jagte
„sie mit den Händen die Fliegen weg, so war
„das für mich ihr nein. Während dessen ka-
„men beide Kammerdiener Ihrer Königl. Hoheit
„bald nach einander zu mir (wahrscheinlich von
„Seiten der Prinzessin, um meinen Zustand zu
„erforschen), mich aber bestärkte dieses um so
„mehr in jenem Wahne, daher ich den letztern,
„wie ich mich noch ganz genau besah, mit
„offenen Armen in meiner Stube, als einen neuen
„Zionsbruder und würdigen neuen Menschen zum
„neuen Jerufalem aufnahm, und ihm dazu alles
Heil

„Heil und alles Glück von ganzem Herzen an-
wünschte.“ *)

*) Ist die in der nächst vorhergehenden Note mitgetheilte Berichtigung gegründet; so kommen hier allerdings mehrere Umstände vor, die sich damit nicht gut vereinigen lassen. Dafs Marlow die Wache, die ihm gegeben, auf eine für seine Eitelkeit so schmeichelhafte Art betrachtet, läßt sich zwar leicht erklären. Denn der Vorfall mit dem Bürgermeister Mayer hatte sich nicht lange vorher ereignet, und so konnte er ihn mit seiner Bewachung in den von ihm angegebenen Zusammenhang bringen. Allein schwerer ist es zu begreifen, wie Marlow seine Frau als die neue Eva betrachten konnte, da sie ihm kurz vorher der Satan gewesen war; ferner, wie man sie mit ihm in einem Zimmer lassen konnte; und am wenigsten wie die Frau, wie bald erzählt werden wird, noch mit ihm in einem Zimmer schlafen durfte. Gleichwohl habe ich keinen Grund, in jene Berichtigungen einen Zweifel zu setzen; und Marlow's Erzählung von seinem Bau des neuen Jerusalem's, dem Benehmen seiner Frau, in welchem Gram und Beschämung über das Unglück ihres Mannes so sichtbar ist, hat zu viel psychologische Wahrheit, als dafs es hier an historischer fehlen könnte. Wenn die Phantasie allein den Dichter machte; so wäre freylich Marlow Dichter genug, eine Scene zu erfinden. Allein eine Scene wie diese zu erfinden, die, jemehr wir sie in ihre Individualität verfolgen, uns immer mehr physische

Diese unglückliche Idee führte nun um so mehr Verirrungen herbey, je eifriger und an-

Wahrheit — von der die psychologische nur eine Art ist — uns ungeandete Wahrheit offenbart, das kann nur der Dichter, dessen immer reger Beobachtungsgeist seiner lebendigen Phantasie gleich ist, dessen Phantasie dabey nur das verwirklicht, was der Verstand mit der richtigsten Beurtheilung aus dem Schatze der feinsten Beobachtungen zusammengesetzt hat. Dafs dieses hier nicht voraus zu setzen ist, bedarf wohl keines Beweises. Also ist wohl beides, was Marlow erzählt, und was aus jener Berichtigung damit nicht zu vereinigen zu seyn scheint, wahr, und nur ein oder zwey Umstände, die den anscheinenden Widerspruch entfernen würden, sind uns vorenthalten, weil Marlow so wenig als sein Schwager ihrer zu erwähnen Anlaß hatte. Jener nicht, weil auch ohne dieselben seine Erzählung in sich zusammenhängt; und dieser nicht, weil seine Berichtigungen, nur auf einzelne ihm wichtiger scheinende Punkte gehen. Ich denke mir also folgendes: Vielleicht war Marlow von seiner Verirrung, in welcher er seine Frau für den Satan angesehen hatte, eben so wie von einer ähnlichen in der Gerichtsstube zu E. (S. 353.) bald zu sich selbst gekommen. Man ließ also bey Tage ihn bey seiner Frau, aber nur wenn die Wache zugegen war. Dieses scheint der Umstand zu bestätigen, dafs er bey dem Bau des neuen Jerusalem's mit seiner Frau kein Wort wechselte. Fand man ihn hernach ruhiger; so ließ man ihn mit seiner Frau

haltender sie von ihm verfolgt wurde. „Jener
 „neue Adam, fährt er fort, spukte von dieser
 „Zeit heftig in meinem Irrsinn herum, es mußte
 „daher alles neu, accurat und ganz ordentlich
 „bey mir hergehen. Hiebey fiel mir unter an-
 „dern in einer Nacht, da ich mit meiner Frau
 „im Bette lag, und diese fest schlief, ein, die ge-
 „naue Hausordnung des neuen Adams erfordere
 „auch, dafs der Mann, als Erstgeschaffner und
 „Herr über sein Weib, zur rechten, und sie, die
 „Frau, zur linken Seite schlafen müsse. Dabey
 „fiel mir auch ferner zum gröfsten Unfinn, eine
 „Abhandlung ein, die mein seeliger Bruder (ein
 „Prediger) auf meine Hochzeit gemacht, und
 „darin er angeführt hatte, dafs Gott wahrschein-
 „lich die Eva aus der linken Rippenseite, nahe
 „an dem Herzen des Adam gebauet habe. Nun
 „war ich um so mehr in jener Meinung bestärkt,
 „und hielt dafür, meine Frau müsse durchaus
 „an meiner linken Seite ruhen, um folcher Ge-
 „stalt, nach dem Geist, aus mir, dem neuen Adam,
 „zubereitet zu werden. Um meine Frau im
 „Schlase nicht zu stören, kroch ich so behutsam
 „als möglich hinter sie herum zur rechten Seite
 „hin, und schob sie darauf, so fein ich konnte,
 „an die linke. Sie, indem sie aus einem tiefen

A a 2

in einem Zimmer schlafen, aber, zur Verhü-
 tung alles Unglücks, die Wache nahe genug seyn.

„Schlase erwachet, that einen lauten Schrey, sprang aus dem Bette, und that, nachdem sie sich etwas erholt hatte, und mich zur rechten Seite gekehrt sahe, die ängstliche Frage: „Herr Gott, was ist hier?“

Der Kanzleybothe, der die Hauswache hatte, hatte indess, nachdem er das Geschrey der armen Frau gehört hatte, aus der Nachbarschaft einen Mann eiligst zur Hülfe geholt. Beide kamen mit einem derben Knittel versehen zu Marlow's Bette und fragten ihn drohend, ob er Ruhe halten wolle. „Ich ruhe, erwiederte er ihnen, wenn ihr Elende aber mir, eurem Vorgesetzten, mit Knitteln drohen wollt, so wist, das ihr noch acht solche Geschöpfe, wie ihr seyd, herbeyholen müßt, ehe ihr mich übermannt.“ Der Kanzleybothe ging mit seinem Begleiter indess weg, da Marlow's Frau in einem andern Zimmer sich schlafen gelegt hatte. Am folgenden Morgen kam aber der abteyliche Secretär mit zehn Mann, die Marlow'n mit Gewalt auf seine Studierstube brachten. „Meine Thür und Fenster, sagt er, wurden verriegelt, und ein Kerl blieb einige Wochen vor meiner Thür.“ —

Nunmehr wurde Marlow förmlich der Kur eines Maniacus oder, wie es in den mehr erwähnten Berichtungen heist, eines Melancholicus, und zwar mit Gewalt unterworfen. Denn gleich nach seiner Einsperrung

liefs ihm der Dr. P. die Ader öffnen, und so viel Blut abnehmen, dafs er, wie er sagt, kaum mehr athmen konnte. Dieses wurde den zweyten und dritten Tag wiederholt, bis er nach seinem eignen Ausdrücke so matt als eine hinfallende Winterfliege wurde. Neben Medikamenten, die von Marlow nicht so deutlich beschrieben werden, wurde alle Morgen ein warmes Bad angewandt, und bey demselben eine kalte, ganz durchnässte Serviette, die in einen Kranzgedreht war, ihm auf den Scheitel gelegt. Indem er in dem Bade safs, wurde das Feuer aus dem Ofen genommen, so dafs derselbe, ob er gleich vorher überheizt war, wenn der Patient das Bad verlies, eiskalt war. Dabey war, wie er sagt, ein magerer Tisch, der den medicinischen Namen Diät führte, nebst purem Wasser seine Nahrung. In fünf Monaten erhielt er keinen Bissen Fleisch. Einstmals, als er braunen Kohl mit einigen an den Rand der Schüssel gestreuten Fleischfäferchen erhalten hatte, pocht er an die Thür, und verlangt, man soll ihm ein Stück geräuchertes Fleisch geben. Die dünne Thür, die von Tannenholz war, brach, und nach einer Viertelstunde erschien der Dr. P. mit zwey starken Kerlen, und liefs ihm dergestalt beide Arme lahm prügeln, dafs er dieselben in acht Wochen nicht gebrauchen konnte *). Die Bibel, Arend's wah-

*) Nach den mehr angeführten Berichtigungen schlug Marlow mehrmal mit Gewalt an die

res Christenthum, Rambachs Passionsandachten, deren er sich zu seiner Andacht und zu seiner Unterhaltung bediente, wurden ihm genommen, dagegen wurden ihm Romane und lustige Lesebücher empfohlen, und falls er sie verlangen sollte, angeboten. Am allerempfindlichsten bey dieser Kur war es ihm, das er in der ganzen Zeit von seiner Frau und seinen Kindern getrennt war. Ich überlasse es billig dem Arzt, zu entscheiden, ob diese Kur zweckmäsig angewandt war. Gesetzt aber auch, das dieses gewesen wäre; so hatte man vielleicht zweyerley Punkte übersehen, die eine ernste psychologische Rücksicht verdient hätten. Denn einmal scheint es, das man zu jener Kur zu frühe geschritten. Der Mann hatte sich zu einer rasenden Heftigkeit durch nichts anders hinreißen lassen, als weil er sich von Personen, die ihm untergeben waren, auf eine Art behandelt sahe, die ihn, der dazu durch keine gewaltthätige Handlung Anlaß gegeben hatte, empören mußte. Er hatte nur unvorsichtiger Weise seine Frau im Schlafe gestört. So verzeihlich dieser das hieraus entstandene Mißverständniß war, und so natürlich

Thür, bis er sie eingeschlagen, und machte es nöthig, das man auf der Stelle nach Hülfe gegen ihn rufen mußte. Auch wurde er nicht so zerprügelt, sondern er erhielt nur einige Schläge.

es war, daß die Wache, die er gleich bey sich sahe, ihn zur Ruhe verwies; so hätte man doch nicht sofort auf seine Herausforderung gegen ihn mit zehn Mann zu Felde ziehen sollen. Man hätte erst den ganzen Vorfall untersuchen sollen, und hätte man dann Anlaß gefunden, ihm eine stärkere Wache zu geben; so wären zwey handfeste Männer besser als zehn gewesen. Vielleicht hätte der Mann seiner Thorheit sich auch geschämt, wäre in sich gegangen, und hätte sich einer mit ihm vorzunehmenden Kur freywilliger unterworfen. Hierdurch wäre viel und vielleicht mehr als durch alles übrige gewonnen. Denn die ganze Kur, so wie sie jetzt angewandt wurde, mußte ihn noch mehr reitzen, da sie ihm mehr eine willkührliche despotische Behandlung, die man sich in Ansehung seiner erlaubte, als, was sie wirklich war, die Wirkung einer menschenfreundlichen Vorforge scheinen mußte. Hierzu kam noch, daß der Arzt, der die Kur leitete, ihm gehässig, und vielleicht eben so sehr zuwider war, als der Bürgermeister Mayer. Denn wie er glaubte, daß durch diesen seine Heiligkeit in den Schatten gestellt wurde, so glaubte er, sich von diesem bey Hofe verdunkelt zu sehen *). Er haßte ihn daher, und hielt

*) Es war der fürstliche Leibarzt, der mit ihm den oben (S. 340 Not.) beschriebenen Auftritt gehabt hatte. War der Mann auch vielleicht nichts

ihn für seinen Feind, obgleich dieses nicht seyn mochte.

Nachdem Marlow fünf Monate auf die vorhin angegebene Art behandelt war, hielt man es für nützlich, ihm Leibesbewegung zu machen. Der Arzt und sein Schwager, der indess auf Veranlassung der Frau nach Herford gekommen war, und Marlow's Geschäfte führte, fuhren mit ihm aus. Kaum waren sie vor das Thor gekommen, als sie mit dem Patienten ausstiegen. Allein auch hier ereignete sich ein Vorfall, der wenigstens beweiset, das man nicht in Ansehung seiner Meinungen die gehörige Vorsicht anwandte. „Jene beide, sagt er, trabten „über die eben hochherrlich hervorgekommene „Saat. Ich, der ich meines Nächsten Frucht „nicht verderben wollte, und nirgends das Recht „studirt hatte, solches thun zu dürfen, suchte „die Furche des Ackers, und nahm da meinen „Weg. Nun sperrete sich der Ochsenrache des „vernünftigen Medici, dessen Handlungen Schanden und Verderben waren zu dem Vorwurfe wider „mich auf: was ich nun schon wieder für tolle „Narrenstreiche mache? warum ich nicht wie „sie, über das Land ginge? — Ich habe weder „in der Schrift, noch in meinen juristischen Bü-

weniger als Marlow's Feind; so wurde er doch von demselben dafür gehalten und äußerst gehaßt.

„chern die Erlaubniß oder das Recht aufgefunden, antwortete ich, meinem Nächsten seine schön hervorgekeimte Saat verderben zu dürfen. — Ey, Narrenspoffen, Narrenspoffen! schrie er, dadurch wird nichts verdorben! Das ist eine Bagatelle. — Bey mir nicht, erwiederte ich; denn Gott hat die Saat zum Nutzen der Menschen und nicht, daß sie dieselbe verderben sollen, hervorwachsen lassen. — Ey, Sie müssen Gott nicht immer nennen, fuhr er galgenbitter heraus. — So weit Herr Dr. und nicht weiter, antwortete ich in allem Eifer. Kein Mensch hat mir das je gesagt, und ich lasse mir das von Majestäten und Thronen nicht sagen. So groß und lang Sie über mich hervorragen; so sollen Sie sehen, mit wem Sie zu thun haben. Hier schwieg der irreligiöse Patron still. — Motion und Spatziergang hatten nun, wie leicht zu denken ist, für heute ihr Ende erreicht.“ *) — Nach seiner Zuhausekunft

*) Nach den Berichtigungen existirt die ganze Unterredung mit dem Dr. P. über die schöne Saat, nur in Marlow's Einbildung, und das kann wohl seyn. Auch wird bemerkt, daß Marlow auf dem Spatziergange sehr vergnügt gewesen, und hernach wie der Doctor von ihm gegangen, höflich von demselben Abschied genommen habe. Auch dieses ist sehr begreiflich. Denn Marlow liefs vielleicht jetzt seinen Haß gegen den Arzt fahren, ob'er gleich,

fand er auf seiner Stube Kaffee zubereitet, den er in Gesellschaft seiner Begleiter und seiner Frau trank, die er die fünf Monate seiner Kur hindurch nicht gesehen hatte. So sehr ihn die Zusammenkunft mit seiner Frau wieder erheiterte, einen eben so schmerzlichen Eindruck machte es auf ihn, als er erfuhr, daß er der Gesellschaft seiner Frau noch nicht fortwährend genießen könne und dürfe, und als er, wie die Gesellschaft aus einander ging, wieder in seiner Studierstube eingeschlossen wurde. Jetzt wurde er indess drey Wochen täglich und zu Fusse spazieren geführt auf benachbarte Dörfer und um die Wälle der Stadt. Ueber diese Spatziergänge finde ich von ihm selbst nichts merkwürdiges aufgezeichnet, als daß er sich durch dieselben, obgleich der längste nicht über eine Meile betrug, sehr ermüdet fand, und deshalb in bittere Verwünschungen seines Arztes ausbricht, dem er auch hier die feindfeelige Absicht, ihn zu quälen, zur Last legt *).

wie seine Geschichtserzählung zeigt, wenn er es auch nicht sagte, bald zu demselben zurückkehrte.

*) Bey diesen Spatziergängen betrug sich Marlow nach den Berichtigungen auf eine Art, die bewies, daß nicht allein seine Einbildungskraft über seine Sinne und seinen Verstand den Meister spiele, sondern, daß sein Verstand auch an sich geschwächt sey. „Bey dem Spatzierengehen,

Zu Anfange des Junius mußte er den Eger-
schen Brunnen, und hierauf den Pyrmonter Brun-
nen gebrauchen. Er empfand es sehr bitter,

„heißt es nämlich daselbst, marschirte er bald
„als ein Soldat, bald zog er das eine Bein nach,
„bald stampfte er mit dem Fusse. Dann legte
„er den Kopf in den Nacken, trug den Stock
„auf der Schulter, spie vor den Vorübergohen-
„den aus, daß aller Augen auf ihn gerichtet
„waren.“ — Sein Wahnsinn, der ursprünglich
mehr aus einer freywilligen Anspannung der Ein-
bildungskraft, als einer unwillkührlichen Erhö-
hung derselben rührte, und mehr Narrheit als
Schwerinuth war, hatte an sich schon schwä-
chend auf seinen Körper, und hiedurch auf sei-
nen Verstand wirken, und dadurch die blöd-
sinnige Verstandeschwäche, die sich hier zeigt,
vorbereiten können. Vielleicht hatte die schwä-
chende Kur, die mit ihm vorgenommen war,
hierzu noch mitgewirkt. Wenigstens lassen das
zwey Fälle, davon einen Perfect, und den
andern Chiarugi erzählt, vermuthen. Ich
habe über diese an einem andern Ort (Unterf.
über den Wahnsinn, S. 104—113.) mehrere An-
merkungen gemacht, die vielleicht hier eine
neue Bestätigung finden. Diese Fälle sind dem
gegenwärtigen, wie ich zum Ueberflusß be-
merke, im Zufälligen sehr unähnlich, im We-
sentlichen aber desto ähnlicher. Denn Per-
fect's Narr war in seiner Einbildung bald
Lord Kanzler, bald König von Spanien; Chia-
rugi's Narr bald Papst, bald weltlicher Fürst;
beide fielen bald darauf in einen gänzlichen
Blödsinn.

dafs er bey dem Gebrauche jenes Brunnens weder Magentropfen nehmen, noch Wein trinken sollte. Sechs Tage hatte er dieses ausgehalten, als er von seiner Frau Wein fordern liefs. Wie dieser ihm durch eine Magd gebracht wurde, befahl er derselben, die Thür zu seiner Stube nicht wieder zu verschliessen. Hiermit hatte er den ersten Schritt gethan, sich wieder in Freyheit zu setzen. Den Brunnen trank er meistens in einem Garten, wo ihn sein Arzt dann und wann besuchte. Hier liefs er es dem Arzte, wie dieser ihn einmal besuchte, sehr deutlich merken, dafs seine Gesellschaft ihm nicht die angenehmste sey. Der Arzt, dem dieses nicht entging, sagte: Nun so werde ich nicht wiederkommen; „das ist eben, was ich denke,“ erwiderte der Patient, den sein Arzt jetzt verlies, und der jetzt mit mehrerer Gemüthsruhe als vorher den Brunnen trank. Indefs beging man in seinem neuen Hauswesen den neuen Fehler, wie er es nennt, dafs seine Frau sich von ihm tische, und seine älteste Tochter immer bey ihr seyn mußte, ob dieses gleich die damaligen Umstände der Frau erforderten. Marlow schrieb dieses seiner Frau zu, und hieraus erwuchs für ihn ein neuer Gram. „Um diesen zu vertreiben,“ sagt er, ging ich einstens des Nachmittags „langsam, wie im Spatzierengehen nach S. (eine gute Meile von H.) „um bey G.“ (für welchen er den oben erwähnten Proceß geführt hatte)

„meine noch vierzehntägige Brunnenkur abzuwarten.“ — Er fand hier in den ersten acht Tagen die beste Aufnahme; war aber mit seiner Bewirthung in den letzten unzufrieden; hielt indess die Zeit aus, da er es sich vorgenommen hatte. Vielleicht diente es zu seinem Besten, daß er hier täglich Gelegenheit hatte, sich Bewegung zu Fuß und zu Pferde zu machen, da er jeden Nachmittag ein Pferd von seinem Wirthe gebrauchen konnte. Nachdem er wieder zu Haus angekommen war, fand er alles wie zuvor, und hörte, von wem weiß er nicht anzugeben, daß dieses auf Befehl der Aebtilfenn angeordnet wäre. Vielleicht hatte man diesen Befehl bloß vorgegeben, vielleicht ihn auch veranlaßt, ihn um so eher dabey zu beruhigen. „Denn, sagt er, bey diesem mir unbegreiflichen, aber doch hohen Befehl faßte ich mich die ersten Wochen über in Geduld, zumal mir mein Schwager (ein Bruder seiner Frau) einige Reuter - motiones nach B., I., S. und andern benachbarten Orten machte.“

Dieser sein Schwager, der gleichfalls ein praktischer Jurist war, hatte während der Zeit, daß Marlow krank gewesen war, alle seine Geschäfte und seine Praxis geführt. Anstatt ihm dieses Dank zu wissen, faßte er einen geheimen Argwohn gegen ihn, und entternte sich von demselben immer mehr und mehr. Sein Un-

wille gegen denselben wurde noch durch einen Umstand verstärkt. Marlow nämlich hatte, in dem ersten Unwillen über seine Frau, weil diese ihn während seines Krankenlagers nur einmal auf wenige Minuten besucht hatte, auf eine Ehescheidung angetragen, hatte indessen diesen Antrag nicht weiter verfolgt, vielleicht auch längst wieder vergessen. Ein gegenseitiger Antrag geschah ihm nunmehr von Seiten des abteylichen Kanzleydirektors, und Marlow hielt niemand anders als seinen Schwager für den Urheber desselben. Die Sache war ihm um so empfindlicher, da er seine Gattinn aus wahrer Zuneigung geheirathet, und diese Zuneigung auf immer gegen sie beybehalten hatte. Auch wurde sein Widerwille gegen seinen Schwager noch dadurch vermehrt, daß derselbe, der in den bisherigen Verhältnissen seinem Hauswesen vorgestanden hatte, ihm, weil er ihn noch nicht für wiederhergestellt betrachtete, dasselbe noch nicht wieder hatte übergeben wollen, und ihn selbst unter einer gewissen Aufsicht hielt. Marlow wollte des Hausfriedens wegen jetzt diesen seinen Schwager, und der Prinzessinn und noch Anderer wegen, wie er sagt, auch seine Frau und Kinder bestmöglichst meiden, und zu dem Ende seinem Schwager das ganze Hausregiment nebst seiner bisherigen Praxis in dem Preussischen überlassen. Er hatte um dieselbe Zeit einige Procelle in dem Gräflich-Lippisch-Detmol-

difchen Lande. Mit diesen wollte er den Anfang einer neuen Praxis in demselben machen, um davon das nöthige Auskommen zu haben. Er machte sich in dieser Absicht zu Fufse auf den Weg, nach einem, in jener Graffchaft, ohngefähr eine Meile von H. gelegenen Amte. Kaum war er aber über die um die Stadt gelegenen Gärten hinausgekommen, als er von einem Jungen angehalten und zurückzukehren aufgefordert wurde. Es war eben dieser Junge vorher bey der Zurichtung der oben erwähnten Bäder gebraucht worden; der nämliche, der ihn, wie er sich ausdrückt, mit höllenheifsem Wasser hatte bespülen müssen. Erstaunt über diese Frechheit des Jungen, fragt er denselben, wer ihn zu seinem Weginspektor gesetzt habe, und erfährt, dafs sein Schwager dem Jungen befohlen habe, ihn nicht aus dem Thore zu lassen. Wie genau er beobachtet wurde sahe er nunmehr; den Jungen jagt er indess zurück, und geht ungestört seinen Weg. Allein kaum war er auf dem eben erwähnten Amte eine Stunde angelangt, und hatte sich daselbst, wie er sagt, mit einer Tasse Kaffee und einem Glase Wein, womit er daselbst regalirt wurde, erquickt, als ein dickbelebter Kutscher mit jenem Jungen zu ihm hereintrat, und ihn mit aufgehobener Peitsche fragt: ob er mit wolle? Da er sich nicht in Güte fügen wollte, kam er mit beiden in ein Handgemenge, worin ihm die Perücke von dem Kopfe fiel, und er bald

übermannt wurde. Beide brachten ihn mit Gewalt in das Wirthshaus. Hier fand er die Gattinn eines Predigers aus H., die ihrem Manne, den sie aus Pymont zurück erwartete, entgegen gegangen war. Diese sucht ihn zu besänftigen, stellt die Leute, die sich so seiner bemächtigt hatten, wegen ihrer Brutalität zur Rede, und hört, dafs sie sich mit einem Befehle, den sie von der Aebtissinn haben wollten, Marlow'n allenfalls mit Gewalt zurück zu bringen, entschuldigen *). Ob dieser gleich, wie er sagt, den Aerger und eine öffentliche Prostitution weg hatte, so liefs er sich doch von jener Frau und ihrem Manne, der bald darauf angekommen war, bereden, mit ihnen nach H. zurück zu fah-

*) Nach den Berichtigungen war dieses Marlow's erster Ausgang ohne Begleitung seines Schwagers. Man hatte ihm, wie es daselbst heisst, weil er ganz niedergeschlagen gewesen, seinen ehemaligen Aufwärter nachgeschickt, damit dieser suchen solle, ihn zurück zu bringen, wenn er zu weit gehen wolle, oder, wo er dieses nicht könnte, ihm zu folgen; jenen Aufwärter aber zu keiner Gewalt autorisirt. Dieses scheint aber mit Marlow's Ausflucht nach S., wo er schon vorher vierzehn Tage zugebracht hatte, nicht zu bestehen. Auf der einen oder der andern Seite ist hier also ein Irrthum, entweder in Marlow's Erzählung oder in diesen Berichtigungen.

fahren. Weil Marlow ihnen seinen Widerwillen erklärt hatte, wieder in sein Haus, weil er sich daselbst nicht sicher glaubte, zurück zu gehen, behielt ihn der Prediger die Nacht bey sich, und überredete ihn den folgenden Tag, sich von ihm zu Hause führen zu lassen, nachdem er ihm die Hand darauf gegeben, „dafs ihm „alle gewünschte Ruhe nebst Hausfrieden, Sicher- „heit, und dabey eine competirende Freyheit „menschlich-vernünftiger Handlungen ange- „eihen „solle.“ Der Prediger hielt sein Wort, und Marlow's Gattinn versprach alles, was er für ihn auszuwirken sich anheifschig gemacht hatte.

Acht Tage hindurch ging auch alles gut, bis den unglücklichen Mann die Begierde und Luft, sein eigener Herr zu seyn, zu sehr anwandelte. Er beschlofs nämlich, wie er sagt, weil jener Vorfall und der ihm dadurch verursachte Aerger seine Gesundheit einigermaassen angegriffen hatten, den damals berühmt gewordenen Meyenberger Brunnen zu besuchen, und daselbst das Bad zu brauchen. So sagt er; im Grunde waren es aber wohl ganz andere Bewegungsgründe, die ihn dahin zogen. Zu Hause gefiel es ihm nicht; er suchte aufserhalb desselben Zerstreung, und seine Eitelkeit zog ihn nach jenem Badeorte. Weil er glaubte, man würde ihm dieses nicht so leicht bewilli-

gen, nahm er zu einer List seine Zuflucht. Er ging nach Detmold, einer nicht weit von jenem Badeort entfernten Stadt, und schrieb von da aus nach Haus um zwey Louisd'or und die ihm nöthige Wäsche. Beides erhält er, geht damit nach Meyenberg und nimmt erst ein Quartier, in dem er mit geringen Kosten glaubt leben zu können. In dem ersten Hause der Stadt, bey dem Badearzt, findet er aber mehrere der vornehmsten Personen seines Orts. Man redet ihm zu, sein Quartier auch daselbst zu nehmen, und wie er sagt, plagt ihn ein kleiner Ehrgeitz, diese so honorable Gesellschaft nicht auszuschlagen. Wie er acht bis zehn Tage hier gewesen war, und sich nach seiner Versicherung wohl erholt hatte, erhielt er von dem Badearzte die Nachricht, daß seine Frau entbunden sey, und daß man seine Rückkehr wünsche, und hört auch, daß derselbe ihm zu seiner Abreise einen Bothen und ein Pferd für den folgenden Tag bestellt habe. Marlow's Baarschaft reichte nicht hin, seine Rechnung zu bezahlen; auf seine Frage, ob er Credit habe, erhielt er von dem Arzt die Antwort, daß er ihm sicher genug sey, und reiset ab. Zu Hause findet er aber, anstatt einer guten Aufnahme, seine Gattinn sehr ungehalten. Die Ursach war ihm bekannt, bis er erfuhr, daß der Bothe eine große Rechnung mitgebracht habe. Er seines Theils findet diese auch in seiner Erzählung noch ungerecht, und, um seinen Ausdruck zu gebrau-

chen, gottlos; allein man kann leicht denken, daß der Mann in der honorablen Gesellschaft, in der er sich geschmeichelt sahe, auch honorabel, wenn auch nur aus Eitelkeit, gelebt habe. Alle seine Berufungen auf das Zeugniß dieser Gesellschaft, wegen seiner Eingezogenheit, und des nur geringen Aufwandes, den er im Bade gemacht haben wollte, fanden daher bey seiner Frau und seinem Schwager keinen Glauben *).

Mit in der Absicht, sich durch die dritte Hand zu rechtfertigen, stättet Marlow den folgenden Tag einen Besuch bey dem Kanzleydirektor W. ab. Da dieser eben im Begriff ist, in einer bey der Kanzley anhängigen Sache eine Sentenz, die am folgenden Montage publicirt werden sollte, auszuarbeiten, bittet sich Marlow diese Arbeit aus, faßt die Sentenz ab, und schickt sie mit den Akten gleich den folgenden Mittag zurück. Die Sentenz wurde auch, wie

B b 2

*) Alle, auf die sich Marlow hier berufen haben mogte, gaben ihm, nach den Berichtigungen auch nichts weniger als das Zeugniß der Eingezogenheit. — Dieses läßt sich auch nicht allein aus den schon aus seiner Erzählung unmittelbar hervorgehenden Gründen, sondern auch noch daher erwarten, daß Marlow sich gar zu sehr zu vergessen suchte, als daß er sich zu einem eingezogenen Leben hätte bequemen können,

er versichert, von Wort zu Wort publicirt, da er sie hernach bey einem der beiden streitenden Theile gelesen.

Ein frommer Betrug, den man ihm jetzt spielen wollte, um ihn zu dem Gebrauche einer Arzney zu bestimmen, verdarb alles. „Bey solchen Umständen,“ sagt er, nachdem er erzählt, dafs er die eben erwähnte Sentenz abgefäfst, „stelle man sich das Verfahren des Kanzleydirectors gegen mich in Nachfolgendem vor. Einige Tage nachher sandte dieser Mann mir durch seinen Bedienten ein Glas Mixtur zu, und liefs mir sagen: ich mögte die doch gebrauchen. Mein Schwager kommt damit, und mit dem (einem) besondern Compliment auf die Stube zu mir. Ich, in dem ersten Eifer (weil ich nichts anders daraus schliessen konnte, als man wolle mich mit Gewalt zum Narren declariren) nehme das Glas Medicin in die Hand, gehe damit zu dem Bedienten des Kanzleydirectors zur Stube heraus und frage: Wann ist sein Herr ein privilegirter Medicus, und wenn, wie, und durch wen ist er Doctor geworden? Das wisse er nicht, sagte der Bursche, sein Herr aber liesse mich zu meinem Besten ersuchen, die Medicin, die mir gut und nöthig seyn würde, doch noch zu gebrauchen. Sage er kurz seinem Herrn, versetzte ich, die Narren-Kur hätte ich, wie er vor einigen Tagen selbst gesehen und schrift-

„lich gelesen, Gottlob hinter mir, und wenn er
 „so stark in der Narren-Kur wäre, daß er dar-
 „in Doctor geworden, so würde es Zeit seyn,
 „diesen Narren-Doctor wieder in dem abteyli-
 „chen Kanzleydirektor zu kuriren. — Kaum war
 „der Bediente halbrafend mit dem Bescheide ab-
 „getrollt, so gingen die Vorwürfe meines Schwa-
 „gers über mich her, daß ich eine wahre Freund-
 „schaft für die Beforgung meiner Gesundheit so
 „höchst undankbar erwiederte. Nun, sagte ich
 „kurz, was ich gewesen bin, das weiß ich, wo-
 „zu ihr mich aber von neuem machen wollt, das
 „soll euch mit Gottes Hülfe nicht gelingen.“ *)

Wahrscheinlich hatte man ihm diesen from-
 men Betrug gespielt, um ihn zu dem Gebrauch
 einer von seinem bisherigen Arzt verordneten
 Arzney zu vermögen, weil man wufste, wie sehr
 er gegen ihn aufgebracht, und auch gegen seine
 Geschicklichkeit eingenommen war. Allein wie
 man sieht, war diese gutgemeinte List, nicht gut
 ausgedacht, wenn man gleich nicht voraussehen
 konnte, daß der Kranke zu dem Argwohn, den
 er in seinen Reden geäußert, man wolle ihn mit

*) Ich könnte noch mehrere Stücke anführen,
 wo man Marlow'n so als einen einfältigen dum-
 men Menschen behandelte, und wo er dann
 klüger erschien als diejenigen, die sich in ihm
 geirrt hatten. Ich darf nur bemerken, daß
 dieses von allen das feinste war, und habe als-
 dann nicht nöthig, sie mitzuthellen.

Gewalt zum Narren machen, fortgerissen wurde. Dieser Verdacht, den er aber einmal gefasst hatte, brachte ihn am Ende dahin, ordentlich landflüchtig zu werden.

„Ich marschierte hierauf, sagt er, noch denselben Tag nach S. (zu dem Commercianten „G., dessen schon öfter erwähnt ist) ging den folgenden Tag nach Bielefeld zu dem Hofrath „M., erzählte demselben die bisherigen Brunnen-Bäder und andere Kur und ersuchte ihn, mich zu prüfen, und durchzuforschen, ob er noch sonst etwas an mir fände, was patientisch zu nennen wäre. Ich nicht, war seine Antwort. Darauf erzählte ich ihm des Kanzleydirektors Doctor - Maskerade, worüber er herzlich lachte, und mir den Vorschlag that, mich in Bielefeld niederzulassen, und da meine Advocatur zu treiben. — Indem wollte ich ihn um ein Testimonium meiner Gesundheit ersuchen, als er eben herausgerufen wurde, und weil ich nicht ferner hinderlich seyn wollte, nahm ich zuvörderst Abschied, um jenes den folgenden Tag zu bewirken.“ Er ging hierauf nach S., welches nur eine kleine Stunde von B. entfernt ist, um daselbst zu übernachten, zurück. Kaum war er daselbst angelangt, als ihm die Tochter seines Wirths sagt: „Es ist gut, Herr Kanzleyrath, das Sie heute Mittag nicht hier gewesen sind. Es war der Kanzleybothe

„nebt zwey Mann Vasallen mit Ober- und Untergewehr hier, um Sie nach H. abzuholen.“ —
 „Ich erschrak über ein solches Verfahren der Kanzley zu H. Dies hiefs nun völlig mich als einen Spitzbuben und Gaudieb behandeln, und mir den Rest der Ehre und des Brodtes abschneiden zu wollen. Ich liess mir 18 Groschen, ($\frac{1}{2}$ Thaler) „geben, und damit ging ich, ohne das ich noch selbst wufste wohin; nur wufste ich, das es nicht auf H. ging.“

Hiermit hatte Marlow eine grosse Wanderung angetreten, auf welcher man ihn kaum anders als mit der Karte in der Hand begleiten könnte. Nachdem er mehrere kleinere Orte passirt, wo er Bekannte aufgesucht, wenn auch nicht immer gefunden hatte, kam er nach Osnabrück, ging darauf in das Lingen'sche, von dort nach Holland. Hier besuchte er Amsterdam, besahe dann Leyden, Harlem, Haag, Leuwarden, Utrecht, Ryswik, Rotterdam und andere Oerter,

Mit einem halben Thaler war diese weite Reise angetreten; allein so planlos sie angefangen war, mit so vieler Erfindsamkeit hatte der Mann sich durch seine ehemaligen Clienten, Bekannte und seine Verwandte durchgeholfen. Auch bey dem guten Verstande, den er hatte, wenn dieser nicht durch die Ideen, die sich bey ihm festgesetzt hatten, verwirrt wurde, würde dieses nicht zu begrei-

fen seyn, wenn nicht die Geschichte seiner Jugend- und Jünglingsjahre, in welchen er fast ohne alle Mittel auf Schulen wie auf der Universität war, ihn zu dieser Erfindsamkeit geführt hätte. Einmal — es war zu Osnabrück — brachte ihn ein Vorfall, in dem er mehr als einen Wink der Vorsehung, in dem er eine Art von Eingebung sahe, zu dem Entschlusse, der in seine ganze Reise erst einen Plan brachte. Nach Osnabrück war er gegangen, in der Hoffnung, bey dem dortigen Prof. und Rect. Gymnasii Wagner, den er ehemals in Helmstädt gekannt, bey dem er daselbst, wie er sich ausdrückt, Mathesin studiert hatte, und von welchem er mehrmals eingeladen war, eine gute Aufnahme zu finden, ohne über seine Reise weiter etwas beschloffen zu haben. Der Mann war indess gerade nicht zu Hause; auch fand er einen Advöcaten nicht zu Hause, bey dem er gleichfalls einsprechen wollte. Der Hunger trieb ihn jetzt, wie er sagt, in ein Wirthshaus, welches, wie er unnöthiger Weise hinzusetzt, keines der vornehmsten war. Seine Baarschaft war nicht gröfser als fünf Groschen sechs Pfennig, von welchen er für eine eingenommene Mahlzeit und ein Glas Bier zwey Groschen bezahlen sollte. Das schlimmste hiebey war, dafs er sein Preussisches Geld bey allem Agio, zu dem er sich erbot, bey dem Wirth nicht anbringen konnte. Die Verhandlungen mit dem Wirthle waren bald

in einen Wortwechsel übergegangen, und Marlow befand sich in einer unangenehmen Verlegenheit, aus welcher ihn ein gutherziger Holländer rifs. Denn dieser wechselte ihm sein Preussisches in dortiges Geld ein, ohne dafür das geringste Agio zu verlangen. „Die Menschenliebe dieses Holländers, sagt er, fiel mir so auf das Herz, daß meine Seele bald still stand. Denn es kam mir vor, wie er aus dem Hause ging, als wenn ich noch die Worte, und zwar im Tone meines in Holland verstorbenen Bruders gehört: Mache dich auf, und folge mir nach Holland.“ Ich erholte mich aber in meinem Sinne, und antwortete bey mir selbst: wohin mit drey Groschen sechs Pfennig Preussischem Gelde, welches niemand will?“ Indefs fiel ihm ein, daß ein Bruderssohn seines Vaters in einem zwey Stunden von Lingen befindlichen Ort als Accise-Inspektor wohne. Zu diesem macht er sich sofort auf den Weg, ob er denselben gleich seit dreyßsig Jahren nicht gesehen hatte. Er fand indessen bey demselben eine gute Aufnahme, nachdem er sich ihm durch einen kurzen Finger, den er schon in seiner Jugend gehabt, in das Andenken zurückgebracht hatte. Von hieraus schrieb er an die Abtey, um sich über die Art, wie man mit ihm verfahren, zu beschweren, erhielt aber keine Antwort, indefs sein Vetter auf eine seinetwegen dorthin gethane Anfrage, die Antwort erhalten hatte, daß er durch seinen zu großen Fleiß melancholisch

geworden sey, und übrigens nichts als Gutes und Rühmliches von ihm erfahren hatte. Wie er hier sich nicht länger sicher glaubte, reifete er auf Kosten seines Veters nach Amsterdam, von wo er die schon vorher erwähnte Ausflucht nach Leyden, Leuwarden u. s. w. machte, und dann dahin einstweilen zurückkehrte. Eine Anweisung, die er sich von Westphalen aus, von einem seiner ehemaligen Clienten nach Holland verschrieben, kam nicht an; auch fand er einen seiner Schuldner nicht, an welchen er noch sechzig Thaler zu fordern, und deshalb große Rechnung auf ihn gemacht hatte. Nachdem er nach der eben genannten Ausflucht von Amsterdam dahin zurückgekehrt war, erfuhr er daselbst von einem Kaufmann, dem er in einem Concurse ehemals 1500 Thaler ausgewonnen hatte, das seine Frau an denselben geschrieben, und ihn erfuchen lasse, zurück zu kommen, und das er von allem, was er bis jetzt besorgt habe, nichts weiter zu befürchten habe. Er machte sich also sofort auf seinen Rückweg. Wie er auf demselben bey seinem vorhin erwähnten Vetter bey Lingen angelangt, hörte er, das zwey Tage nach seiner Abreise von da der Kanzleybothe mit zwey Mann Wache angelangt sey, um ihn gefänglich abzuholen. Sein Vetter war eben im Begriff, in dringenden Familienangelegenheiten eine Reise in die Gegend von H. anzutreten. Mit diesem fuhr er bis zu dem Ort, wohin der-

felbe reifen wollte, und setzte von da seine Reise zu Pferde nach H. fort. Unterwegs kehrt er auf einem Gute ein, um daselbst Mittag zu halten, und erfährt daselbst, daß sein ältester Sohn und eine seiner Töchter gestorben, und seine Frau zu ihrem Bruder von Herford nach Helmstädt gezogen sey.

Der arme Mann sahe sich also abermals getäuscht. „Wie mir hier wurde, sagt er, solches kann ich Keinem beschreiben. Wiewohl ich nun sahe, daß ich nicht zu sicher reise; so nahm ich es mir doch aus Eifer gegen alle meine Verfolger vor, nun das Aeußerste gegen denjenigen zu wagen, der mich als einen freyen Menschen attackiren würde. Ich ritt also hin, und trat bey meiner Ankunft in H. in S. Gasthause ab. Ich traf daselbst noch die gewöhnliche Weingefellschaft an, und es mochte durch ihre Neugier, oder in der Meinung des Wirths geschehen, daß ich gespickte Beutel mit holländischen Ducaten anhero gebracht, genug ich wurde von meinem Herrn Wirth lautior mit Speise und Trank bewirthe, als ich es verlangt oder erwartet hatte. Den folgenden Tag war es Sonntag, da ich keinen beunruhigen wollte. Indefs weil es schönes Spätherbst-Wetter war, wollte ich vor Tische über einige Wälle promeniren. Indem kommt die Aebthinn daher gefahren, und als ich ihr meinen tiefsten Re-

„verenz gemacht, beugt sie sich lächelnd höchst
 „gracicus. Nun, sagte ich, hast du deine vorige
 „höchst gnädige Prinzessin wieder, und besorgte
 „von meinen heimlichen Feinden daher um so we-
 „niger etwas.“

Von heimlichen Feinden hatte der Mann freylich nichts zu besorgen, auch nie etwas zu besorgen gehabt, da nur seine Eitelkeit und Einbildung aus Personen, die zum Theil seine Freunde waren, Feinde geschaffen hatte. Allein er fand nach seiner dreymonatlichen Abwesenheit alles anders, als er nach jenen Anzeigen erwarten konnte. Von seinem Gehalt als Kanzleyrath war ihm nicht viel mehr als hundert Reichsthaler nebst freyer Wohnung übrig geblieben. Seine Praxis als Advocat war dahin; auch mußte er bald wahrnehmen, dafs er als Kanzleyrath aufser Aktivität gesetzt war, da ihm von dem Kanzleypedell keine Gerichtstage angefangt wurden, und er also auch auf keinem erscheinen durfte. Hierüber hatte er sich zwar zweymal beschwert, war aber ohne Bescheid geblieben. Er fügte sich indess in die Geduld. Um den Leuten zu zeigen, dafs er nicht, wozu man ihn machen wollte, melancholisch sey, besuchte er zuweilen ein Weinhaus, in welchem sich viele Gesellschaft aus den ersten Ständen der Stadt zusammen fand. Ob seine Gesellschaft den übrigen Gästen unangenehm, oder was sonst die

Ursach war, er hatte hier zu Zeiten Händel mit dem einen oder andern derselben, und zuletzt mit dem Wirthe, der einen Befehl vorschützte, ihm keinen Wein reichen zu dürfen. Bey Händeln dieser Art erschien er oft klüger, als seine Gegner, weil diese den kleinen Fehler begingen, ihm weniger Verstand zuzutrauen, als er wirklich hatte. Hierdurch mußte er ihnen noch unleidlicher, und er selbst immer mehr in der Meinung bestärkt werden, man wolle ihn mit Gewalt für einen Narren declariren, oder man glaube noch immer, daß er seinen Verstand noch nicht wieder erhalten, in dessen Besitz er sich nunmehr wieder zu befinden glaubte, ob er sich gleich bewußt war, ihn vorher verloren zu haben. Auf einem bessern Fusse wie mit dieser Gesellschaft stand er mit keiner andern. Er faßte also den Entschluß, Herford zu verlassen, und zu seiner Frau zu gehen, und machte sich sofort auf den Weg, ob gleich ihr Bruder, bey dem sie sich aufhielt, ihm unter der Drohung, ihn in das Zuchthaus zu schicken, verboten hatte, zu ihm zu kommen. Zum Unglück wurde er aber in Lemgo von einer Krankheit im Gasthose befallen, auf deren Veranlassung der Wirth nach Herford geschrieben, und er sich hatte bequemen müssen, einstweilen dahin zurück zu kehren.

Wahrscheinlich erwartete man hier eine ähnliche Excursion als seine vorhergehende hol-

ländische, oder eine solche Verickwendung, wie zu Meyenberg. Denn bey seiner Zurückkunft wurde er wieder in sein Zimmer eingesperrt*). Seit seiner Rückkehr aus Holland hatte Marlow eine Schwester bey sich gehabt, die seine Wirthschaft geführt, und für seine Bequemlichkeit gesorgt hatte. Diese mußte jetzt von ihm ziehen, und an ihrer Stelle ein Vasall nebst seiner Frau Marlow'n bewachen und ihm aufwarten. So lebte er von Michaelis bis gegen den May des folgenden Jahres. Weil das Haus, in welchem er gewohnt hatte, verkauft war, mußte sein Schwager, bey dem er die letzte Zeit gewohnt hatte, und Marlow mit ihm aus-

*) Nach den Berichtigungen geschah dieses erst mehrere Wochen nach der eben erwähnten Reise, und weil Marlow in der Nacht in der Stadt herumschwärmte, und verschiedentlich mehrere Einwohner beunruhigte. Nach dem bisher Erzählten darf man sich wohl nicht wundern, wenn der Mann mit jedem Tage toller und toller wurde. Vielleicht nahm er auch dergleichen tolle Stücke in der nämlichen Ablicht vor, worin er nach seinem Vorgeben in das Weinhaus ging, um nämlich Andern den Beweis zu geben, daß er nicht melancholisch sey. Diese Vermuthung ist um so weniger ohne Grund, da er einmal glaubte, man wolle ihn mit Gewalt für einen Narren declariren. Auch werden wir unten sehen, daß er in einer ähnlichen Ablicht frivole Romanzen dichtete.

ziehen. Da sein Schwager ihn in seiner neuen Wohnung nicht mit aufnehmen konnte; so wurde er ausgemietet.

Diese Veränderung diente ihm aus mehreren Gründen zur Aufheiterung. Seine neue Wohnung ging nach einem Garten hinaus, der ihm Augenweide und Zerstreuung gewährte; an seinem neuen Wirth, dem er einstens einen Dienst geleistet hatte, fand er einen höflichen und dienstfertigen Mann, und was noch mehr war, dieser Mann, der als Küster an einer H..schen Kirche stand, hatte, wie Marlow sagt, noch ziemliche Schul - Studia im Kopfe. Vor diesem konnte er also sein Licht recht leuchten lassen. Denn des guten Mannes schwache Seite war es einmal, überall brilliren und sich geltend machen zu wollen, und so wollte er auch als ein außer seiner Jurisprudenz gelehrter Mann gelten. Schon gleich nach seiner Rückkunft hatte er die volle Muße, die er nunmehr hatte, da alle seine Clienten von ihm gegangen waren, theils auf das Studium älterer Akten und des Jus, und theils auf schriftstellerische Arbeiten gewandt, die freylich nie im Druck erschienen sind, und deren Vorenthaltung niemand als einen Verlust betrachten wird. So hatte er Dre-lincourt's Sonnets Chrétiens in deutsche Verse, und Davids Psalmen, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, nach üblichen kirchlichen Melodien

transmutirt. Jetzt, da er durch seinen Wirth, bey dem er, wie er sagt, halb wieder aufzuleben anfang, von diesen und jenen Vorfällen, die für den Hof wichtig seyn mogten, Nachricht erhielt, nahm er davon Veranlassung bald zu diesem, bald zu jenem Gedicht, das er dann der Aebtissinn überreichen liefs, und das von dieser auch mit menschenfreundlicher Güte angenommen wurde. „Ich vernahm unter andern, „sagt er, dafs Ihre Königl. Hoheit von dem Lager des Todes erstanden wären. Da ich ehemals in meinem Diensteifer für sie an die Pforten der Hölle gegangen wäre, machten mich Schmerz und Freude wieder zum Dichter. Ich verfasste eine kurze Ode, darin ich den Himmel für ihre Erhaltung pries. Sie sandte mir zwey Bouteillen Wein.“ So machte er auch bey andern Veranlassungen Gedichte, unter andern eins am Michaelisfeste, in welchem er den Krieg Michaels mit dem Drachen besang*); worüber ihm, nach seiner Versicherung, die Fürstinn ihr besonderes Wohlgefallen bezeugen liefs. Diese und ähnliche Gedichte, theils in deutscher und theils in französischer Sprache, brachten ihm wie jenes ein Honorar, bald in Rheinwein, bald in Bourgunder, und bald in Wein und Essen
von

*) Dieses Thema muß ihn sehr angezogen haben. (vergl. S. 360.)

von der fürstlichen Tafel, das seiner Eitelkeit noch mehr als seinem Gaumen schmeckte. Andere Aufsätze, die er um diese Zeit verfertigte, verdienen nur deshalb genannt zu werden, weil sie auf seine Geistesstimmung ein Licht werfen. Dergleichen sind z. B. der Christ wie er seyn soll, aber nicht ist; der Christ in Leiden, eine Tragödie; Diss. de judiciis principum; Tartüffe in Amerika, eine Komödie; zwey morgenländische Geschichten im dichterischen Erzählungs-Ton. Das schlimmste war, das der Mann in der Güte, mit welcher seine Aufsätze, die er zu Zeiten der Fürstinn überreichen liefs, aufgenommen wurden, einen Beweis sehen wollte, das man ihn als einen Menschen betrachte, der seines Verstandes und seiner selbst mächtig sey, und daher in den Einschränkungen, in denen er gehalten wurde, nichts als den Haß seiner Feinde finden konnte.

In dieser Zeit starb sein älterer Schwager, bey dem seine Frau und Kinder sich seit der Zeit wo er nach Holland geflüchtet war, befunden hatten. Ihm fiel jetzt, wie er sagt, die Sorge für ihre künftige Unterhaltung auf das Herz. Er hatte schon vorher Collegienhefte von einem ältern Halbbruder, der bereits schon vor vierzig Jahren als Arzt verstorben war, und dabey dieses und jenes medicinische Buch, während sei-

ner frühern Krankheit gelesen. Dieses brachte ihn, da er seine juristische Praxis doch nicht wieder hergestellt zu sehn hoffen durfte, auf den Einfall, wenn er zu seiner Freyheit wieder gelangt seyn würde, Medicin auf einer Universität zu studiren. Er war zwar seinem vierzigsten Jahre schon nahe; allein das Beyspiel zweyer Aerzte in der dortigen Gegend, welche erst ohngefähr in dem nämlichen Alter die Theologie gegen die Medicin vertauscht hatten, bestärkte ihn in seinem Entschlusse. Er schrieb sofort eine *Dissertatio medica, de mente sana in corpore sano impetranda*, darin er seines Arztes mit ihm vorgenommene Höllen-Kur, wie er sie nennt, beschrieb und verwarf. Dieses hatte er seinem Wirthe gesagt, dabey auch geäußert, das er, wenn er Medicin studirt haben würde, auf der Universität Rinteln, die nur einige Meilen von H. entlegen ist, disputiren, und seinen Arzt zum Opponiren auffordern wolle, damit dieser die an ihm vorgenommene Kur alsdann vertheidigen könne und möge. Der Küster, sein Wirth, hatte dieses, wie er glaubt, jenem Arzt wieder erzählt; der Arzt, wie er gleichfalls meint, sey deshalb um so mehr sein Feind geworden, und habe seinen Transport in ein Irrenhaus befördert. Er glaubt ferner, das er selbst dieses dem Arzt dadurch erleichtert habe, das er sich gegen seinen Wirth verlauten lassen, er wolle, wenn er wieder die Universität bezo-

gen haben würde, Magister Philosophiae, Doctor Theologiae, Juris und Medicinae werden, und alle seine Widersacher und Feinde beschimpfen. Indefs so wenig dieses als jenes hatte wohl an seinem Schicksal einigen Antheil.

Nach dem Tode seines ältern Schwagers nämlich, der im Braunschweigischen eine Amtmannsstelle bekleidet hatte, kam sein jüngerer Schwager, der bisher in Herford gelebt hatte, an die Stelle desselben. Die Verhältnisse seines jüngern Schwagers erlaubten demselben nicht, ihn mit sich zu nehmen. In H. ihn weiter unterzubringen ging auch nicht. Man sahe also kein anderes Mittel, als ihn in ein für Unglückliche seiner Art bestimmtes Haus zu bringen. Man wählte Braunschweig zu seinem Aufenthaltsorte, weil er hier seinen Verwandten am nächsten war. Zur Reise dahin brachte man ihn indeffen durch eine List. Weil Marlow nämlich seinen Wunsch, Medicin auf einer Universität zu studiren, sehr laut und wiederholentlich erklärt hatte, so erkundigte man sich, wo er denn am liebsten studiren würde. Seine Wahl fiel, wie man vermuthlich voraus wufste, auf Helmstädt. Denn hier hatte er, wie er sagt, seine Frau und Kinder, und an dem Ort selbst unter den Professoren viel Gönner und Freunde. Man sagte ihm, daß ihm aufser seinem Gehalt noch 200 Thaler

von der Fürstin zum Studiren bestimmt wären. Er ist damit natürlich dankbar zufrieden. Er entschließt sich, mit der nächsten Post abzureisen, um, da es noch ungefähr zwey Monat vor Michaelis war, sich daselbst gehörig vor dem Anfange der Collegien einzurichten, und zuvor bey den Seinigen einige Zeit zuzubringen. Da er jetzt beynahe zwey und ein halbes Jahr von der menschlichen Gesellschaft abgeschnitten gewesen, läßt er sich bereden, den abteylichen Küchen-schreiber als Reisegefährten mitzunehmen. Wie beide zu Braunschweig, worüber der Weg nach Helmstädt ging, angekommen waren, war die Post nach Helmstädt bereits den Morgen abgefahren. Sie traten also bis zur nächsten Post daselbst im Gasthose zum blauen Engel ab, und speiseten daselbst noch zu Abend. Weil es indessen nach der Mahlzeit noch eine Stunde Tag ist, schlägt sein Begleiter ihm einen Spatziergang in den fürstlichen Garten vor, und wie der Spatziergang geendigt war, mit demselben noch ein Glas Duckstein auf dem Keller zu trinken. Der Vorschlag wurde angenommen. Ehe Marlow es sich versteht, befindet er sich, da er auf dem Keller zu seyn glaubt, in seinem neuen Gefängnis eingeschlossen, und abermals überlistet. An was für einem Orte er sey, sagten ihm bald einige traurige Attribute desselben. Denn kaum hatte er das Zimmer betreten, als er hinter der Thür, in welche er zuerst gekommen war, eine

zweyte, und in der Mitte derselben eine kleine Gitterthür von Eisen bemerkte. Vor mehreren Jahren hatte er das Tollhaus zu Celle besehen, und daselbst erfahren, daß durch diese Gitter den Rasenden ihr Essen gereicht werde. „Bey diesem „Anblick, sind seine Worte, mochte ich erblaffen, „und sagte nur seufzend: Ich sehe, meine Feinde „verfolgen mich auf das äußerste, zog mein Kleid „ab und warf mich entkräftet auf ein vorgefunde- „nes Bette. Ein Hausknecht kam und zog mir die „Stiefeln ab. Man setzte mir für einen Groschen „Bier auf den Tisch, und schloß die Thür hinter „mir zu, indess mein Begleiter als eine Schnecke „zurück gekrochen war.“

Ehe ich Marlow's Geschichte weiter verfolge, sehe ich mich zu einigen Bemerkungen, theils über seine Erzählung, theils über die erzählten Begebenheiten, veranlaßt.

Jene ist aus den gleich im Eingange angeführten Gründen im Ganzen für glaubwürdig zu halten, wenn sie auch nicht durch ihren Zusammenhang eine neue Beglaubigung erhielt. Hie und da hat der Mann freylich etwas, vorsätzlich oder unvorsätzlich, übergangen, zuweilen auch diesen oder jenen Umstand seiner Verirrungen nicht ganz der Wahrheit gemäß erzählt. Es sey, daß jenes nicht bloß aus Vergessenheit, und daß dieses in der Absicht geschehen, die Sache

zu seinem Vorthail zu ändern; so liegt hierin, wie Herr Barkhausen treffend bemerkt, ein Beweis, daß der Mann zu der Zeit, wo er jene Erzählung abfaßte, schon ziemlich müßte zu Verstande gekommen seyn. Daß er deshalb auch von allen seinen Irrthümern, z. B. von seinen Vorurtheilen wider diesen oder jenen, den er als seinen Feind betrachtete, zurück gekommen sey, folgt hieraus keineswegs. Daß dieses nicht geschehen, kann daher nicht als ein Beweis gegen die obige Behauptung gelten.

Diese Behauptung erhält noch durch einen andern Grund eine Bestätigung. Man muß seinen Aufsatz mit der Aufmerksamkeit lesen und wieder lesen, die ich ihm habe widmen müssen, um nichts Erhebliches darin zu übersehen, und das Erhebliche von dem Unerheblichen zu scheiden, um sich diesen Grund nicht entwischen zu lassen. Deshalb erlaube ich mir nur, darauf aufmerksam zu machen.

Marlow also, wie jeder leicht bemerken muß, redet von seinen Verirrungen durchaus ganz ernsthaft, und dazu hatte er nur allzusehr Urfach. Indefs mitten in der Erzählung derselben kommt oft, wenn auch nur ein Wort oder ein Ausdruck vor, der uns bey allem Mitleiden ein Lächeln abnöthigt. Dieses Lächeln nöthigt uns nicht die dargestellte Sache, sondern der aller-einfachste eigentlichste Ausdruck ab, der ohne

alle Wahl da zu stehen scheint, weil der Mann es der Mühe nicht werth hält, das Lächerliche in einer Verirrung, die er gerade darstellt, bemerklich zu machen. So würden wir wenigstens urtheilen, wenn wir seine Erzählung einem Andern in den Mund legen. Wie er z. B. oben S. 350. die Geschichte seines überlauten Gebets und die Bestürzung seiner Frau erzählt, fügt er hinzu: „Dieses wirkte so viel, daß ich einige Tage „meine vermeinte Posaune nicht wieder probirte.“ Ferner, bey der Beschreibung seines Wetter-singens, oben S. 360. sagt er: „Weil es mir nun nicht „sonderlich gelingen wollte, daß die Sonne sich „nach meinem Singen kehre;“ und um nur noch ein Beyspiel anzuführen, wie der Mann seinen S. 362. mitgetheilten Auftritt mit dem Hofrath M. erzählt, schließt er: „So sehr mich die bittern „Reden des Mannes schmerzten, so sehr nahm „ich mir dennoch vor, von nun an Wetter „Wetter seyn zu lassen.“ Man wird leicht mehrere Stellen dieser Art finden, in welchen der Mann in diesem Humor sich über seine Verirrungen vernehmen läßt. Dieser Humor ist aber wohl nichts anders als eine Folge der Selbsterkenntniß und Besonnenheit, zu der ihn vielleicht am meisten die Beschreibung seiner Verirrungen, die er vorher nie so durchdacht haben mogte, gebracht hat.

Uebrigens findet sich noch eine Abweichung zwischen seinem Aufsatze und seiner mündlichen

oben mitgetheilten Erzählung. In dieser führte er an, er habe geglaubt, man feyre den unrechten Sonntag, sey durch Schläge zum Handarbeiten in seinem Arrest angehalten u. s. w. Hiervon sagt er kein Wort in seinem Aufsatze. Jenes war vielleicht ein Irrthum, von dem er bey seiner ausführlichen Erzählung, die ihm Anlaß gab, sich auf alles zu besinnen, zurück kam. Vielleicht war, was er von der Sonntagsfeyer sagte, auch nicht mehr und nicht weniger, als eine Nothlüge, die Verwirrung und Schaam ihm eingab, ob es gleich sehr wohl seyn kann, daß in seinem neuen Jerusalem der Sonntag eine andere Stelle erhalten hatte, und er entweder dieses Umstandes bey seiner schriftlichen Erzählung vergessen, oder seiner absichtlich nicht erwähnt, weil er ihn für zu unbedeutend hielt. — Doch hier ist zwischen beiden Erzählungen nur eine Abweichung; kein Widerspruch, Deshalb kein Wort weiter darüber.

Man sieht, wenn man die Geschichte des Mannes bis auf den Punkt, bis an welchen sie nunmehr erzählt ist, verfolgt, daß er öfter auf dem Wege zu seiner Wiederherstellung war, aber immer in seine Verirrungen zurückfiel. Bald war dieser, bald jener Umstand dazu die unglückliche Hauptveranlassung. Allein nichts hat seiner Wiederherstellung wohl mehr entgegengewirkt, als das, wodurch man sie am meisten zu befördern dachte. Man spielte dem guten Mann ei-

nen frommen Betrug über den andern, hinter welchen er zum Unglück fast jedes Mal kam, und der sein Mißtrauen gegen alle, auch diejenigen, die ihm wohlwollten, vermehren mußte. Denn Betrug ist hier Betrug, der frömmste macht, wenn er entdeckt wird, so kopfscheu als der gottlosette. Oft selbst noch mehr, da er nicht erwartet wurde.

Dieser Punkt führt zu einer andern Bemerkung. Denn man würde zu jenem Mittel nicht seine Zuflucht genommen haben, wenn man nicht dem unglücklichen Mann zu wenig Verstand zugetraut hätte, als daß er der Sache gleich auf den Grund kommen könnte. „Der Mann ist nicht bey Verstande, so schloß man z. B. vielleicht; also wird er auch von der gutgemeinten List nichts ahnden. Er wird die Arznei von seinem Arzt nehmen, ohne zu wissen, daß sie von ihm kommt; und ihm ist geholfen.“ — Allerdings war der Mann nicht bey Verstande, wenn bey Verstande seyn nichts anders heißen soll, als im Stande seyn, von seinem Verstande einen richtigen Gebrauch zu machen. Daraus aber folgt eben so wenig, daß bey einem solchen der Verstand selbst leide, als daß jemand ein schlechter Rechner sey, weil seine Rechnung zu einem falschen Resultat aus falschen Voraussetzungen kommt. Er kann falsch urtheilen und verkehrt handeln, weil ihn falsche Voraussetzungen irre führen, die, wo sie nicht im Spiele

sind, seinen Verstand weder aufhalten noch falsch leiten. Man sollte daher bey jedem Kranken dieser Art immer im Voraus untersuchen, welche Seelen-Vermögen bey ihm in ihren Verrichtungen gestört oder verkehrt sind, besonders wenn man zu Täuschungen bey ihm seine Zuflucht nehmen will.

Mehrere Bemerkungen, zu denen der Erfolg dieser Geschichte führt, werde ich an einem andern Ort zu machen Gelegenheit haben. Die bisherigen mögen hier stehen, wo dem Leser die Umstände, die darauf führen, noch im frischen Andenken sind.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stück.)

J. C. Hoffbauer.

II.

E i n e

K r a n k h e i t s g e s c h i c h t e ,

v o m

Herrn Landchirurgus Harsleben
mitgetheilt.

Ein wohlhabender Bauer F. in B., zwischen dreyszig und vierzig Jahre alt, robuster Constitution, Ehemann und Vater mehrerer unerzogenen Kinder, der ausser einigen Hämorrhoidal-Beschwerden und einer Anlage zur Hypochondrie vollkommen gesund war, bey der feindlichen Invasion nicht sehr gelitten, und überhaupt weder über physische, noch über moralische Uebel sich besonders zu kümmern hatte, fiel am 2ten October 1807 in das zur Zeit herrschende asthenische Gefäßsieber, welches sich in seiner ersten Hälfte noch besonders durch allerhand gastrische Zufälle, belegte Zunge, faulen Geschmack und Drücken in der Herzgrube, und in der zweyten durch Angriffe auf das Hirn- und Nervensystem charakterisirte. In der ersten Periode der Krankheit wurde er mit kühlenden säuerlichen und abführenden Mitteln, in der nachfolgenden mit krampfstillenden Reizmitteln behandelt.

Dem vom Anfang an gegenwärtigen dumpfen und drückenden Kopfschmerz in der Stirngegend gefellte sich am 7ten Tage der Krankheit ein Ziehen im Rücken, Eingenommenheit des Kopfs und eine matte und somnolente Physiognomie, wie sie den asthenischen Fiebern eigen ist, doch ohne besondere Muskelschwäche, hinzu.

Am 9ten Tage fehlte der Schlaf, die Unruhe nahm zu, der Kranke bekam ein Brennen im ganzen Körper, und besonders in den Fußsohlen.

Am 10ten Tage brach unter wachsenden Beängstigungen Friesel aus, und zugleich stellten sich Phantasmen ein. Er sah allerhand schreckende Gestalten, einbrechende Feinde, Menschen, die sich stritten, zankten, zerprügelten, wobey er bald bloßer Zuschauer, bald Theilnehmer war. Die Bilder waren da, sobald er die Augen schloß, und verschwanden, wenn er sie öffnete, es mochte Nacht oder Tag seyn.

Am 11ten Tage dauerten die Erscheinungen fort, doch mit weniger Beängstigung.

Am 12ten Tage Fortdauer der Phantasmen, denen sich aber ein neuer Zufall zugesellte. Es drängten sich nämlich allerhand zum Theil inconsequente Ideen und Projekte in der Seele des

Kranken hervor. Wählte er eins derselben, dem er nachhing, und die Mittel zur Ausführung desselben in seiner Phantasie entwickelte; so spürte er eine allgemeine Erleichterung seines Zustandes, und besonders eine große Abnahme seiner Angst. Wiels er diese Ideen von sich; so erfolgte das Gegentheil, wahrscheinlich von Anhäufung der Lebenskraft in dem verwickelten, jener höchst zusammengesetzten Volta'schen Säulen-Ordnung analogen Apparat des Gehirn-Systems, dessen Getriebe den Ueberfluß abführen, wenn sie sich unter einander verketteten, ihn aber und zugleich die Seele mit fixiren, wenn sie jedes für sich und isolirt sind.

Am 13ten Tage waren alle Phantasmen verschwunden, aber statt dessen hatte sich eine Idee, nämlich sich im Wasser zu erfäufen, fixirt. Der Kranke erzählte diese Begebenheit seiner Frau, dem Arzt und den anwesenden Freunden, bemerkte die Inconsequenz der Schwärmerey, da er jung sey, unerzogne Kinder, die er unglücklich machen, und eine Frau habe, die erst von dem nämlichen Fieber genesen, und seinen Tod nicht überleben würde. Doch fügte er hinzu, daß er bey dem Verfolgen dieses unglücklichen Gedankens die größte Erleichterung aller seiner Beschwerden empfinde, hingegen Mißbehagen, Unruhe und eine unbeschreibliche Angst ihn ergreife, sobald er den-

selben von sich stofse. War hier Metaftase, oder Uebertragung und Wechsel des Lebensprincips?

Der Kranke bekam die angezeigten Arzneyen, ihm wurde zugeredet, Gesellschaft gegeben, die ihm angenehm war. Abends um 5 Uhr sagte er seinem Wärter, dafs ihm hungere, und als sich derselbe entfernte, schleicht er ihm nach, zum Hause hinaus, in den Garten, stürzt sich in ein Wasserloch, drückt den Kopf tief in den Schlamm, und ertrinkt.

III.

Scheinbar freye
 und doch ganz unfreye Handlungen,
 auf Veranlassung
 des vorher erzählten Falls,
 auch in Rücksicht auf die sogenannte
 Medicina forensis*).

Was einem Jeden bey dem vorerzählten Falle am meisten auffallen wird, ist unstreitig der Ausgang desselben, wenn man mit diesem Namen das Ende desselben, auch in sofern es durch außer ihm liegende Ursachen herbeygeführt wurde, verstehen darf. Der Mann endigt sein Leben durch eine That, die er nicht etwa in einer gedankenlosen Sinnlosigkeit vornimmt, oder in einem Augenblick, wo er seines Verstandes und seiner Sinne nicht mächtig war, beschloffen hatte. Zu der Handlung fühlt der Mann freylich einen unglückseligen Trieb; aber diesem Triebe setzt er alles entgegen, was einen

*) Warum auch diese Rücksicht hier genommen ist, ob sie gleich diese Blätter zunächst nicht angeht, wird sich aus dem Aufsatze ergeben.

in dem Augenblicke, wo er seiner nicht mächtig gewesen wäre, gefassten Entschlufs zu jener That hätte niederschlagen müssen. Der Gedanke an seine Frau und seine Kinder, sein Lebensalter, das man mit Recht mit dem Namen der besten Jahre belegt, vergegenwärtigt er sich selbst; er sieht in ihnen selbst die vollgültigsten Gründe gegen eine That, zu der er sich getrieben, wenigstens angereizt fühlt. Dennoch erfolgt die That. Wenn sie nicht frey ist; so ist keine Handlung frey, wenn anders frey eine Handlung ist, zu deren Gegentheil man sich, weil man die Bewegungsgründe dazu wufste und gegenwärtig hatte, hätte bestimmen können.

So würde man vielleicht raisonniren, wenn die That des Mannes nicht ihm selbst, sondern einem Andern das Leben gekostet hätte, und nun die Frage von der Zurechnungsfähigkeit derselben wäre. Sollen die Grundsätze gelten, von welchen jenes Raisonnement ausgeht; so würde die Beredsamkeit und die Dialektik auch des geübtesten Defensors scheitern, der den unglücklichen vor der Strafe des Mordes sichern wollte. Der Richter könnte ihn nicht anders als zum Schwerdt oder Rade, oder was sonst für eine Strafe von dem Gesetze auf die zurechnungsfähige Entleibung eines Andern gesetzt wäre, verurtheilen. Und doch empört sich unsere Empfindung

—

ding bey diesem Gedanken. Ist jene Voraussetzung, daß nämlich eine Handlung unter den angegebenen Umständen frey sey, wahr; so würde uns unsere Empfindung hier, wie so oft, irre führen. Führt unsere Empfindung hier nicht irre; ist sie gleichsam der Nachhall eines richtigen, wenn auch unentwickelten Urtheils der Vernunft; so kann jene Voraussetzung unmöglich wahr seyn.

Aus dem Gefagten erhellet schon, daß die Frage: ob eine Handlung unter der angegebenen Voraussetzung für frey, und also auch für zurechnungsfähig zu halten sey, für die sogenannte medicina forensis von der größten Wichtigkeit ist. Ein Versuch, sie zu erörtern, mag um so mehr hier eine Stelle finden, da die sogenannte medicina forensis in ihrem psychologischen Theile noch sehr wenig bearbeitet ist. — Doch was in dieser Materie zunächst für die medicina forensis gilt, läßt sich, mit geringen Abänderungen so leicht auf die psychiatrische Medicin übertragen, daß nachfolgende Betrachtungen um so weniger hier an einem unrichtigen Orte seyn werden.

Die metaphysischen Streitigkeiten über den Begriff der Freyheit menschlicher Handlungen, und auch über die Frage: ob eine solche Freyheit vorhanden sey oder nicht, gehn, so unge-

reimt dieses auch klingen mag, die Criminalgesetze nichts an; sie gehn also auch die medicina forensis in dieser Rücksicht nicht an, da diese die Fragen nur in dem Sinne, in welchem man sie ihr vorlegt, zu beantworten haben kann. Eben so wenig gehn jene Streitigkeiten die Erfahrungs-Seelenlehre und alle unmittelbare Anwendungen derselben, wie man sie in der psychischen Medicin sucht, etwas an. Nur in dem Sinne, wie die Criminalgesetzgebung zwey Arten von Handlungen unter dem Namen der freyen und unfreyen unterscheiden kann, kann es auch die Psychologie in allen ihren Anwendungen. In welchem Sinne die Criminalgesetze zwischen jenen und diesen Handlungen unterscheiden, ergiebt sich aus folgenden Betrachtungen:

Die Criminalgesetze wollen nur jeden durch die Furcht vor der Strafe von der Handlung, die sie verbieten, abhalten, und jeden zu der Handlung, die sie gebieten, durch die Furcht vor der Strafe, die auf die Unterlassung steht, anhalten. Wenigstens ist dieses ihr wesentlicher Zweck, mit welchem eine erleuchtete Regierung andere nicht minder wichtige Zwecke zugleich zu beabsichtigen weifs. In jenem wie in diesem Falle soll die Furcht vor der Strafe, als ein Antrieb etwas zu thun oder zu unterlassen, oder, wie mehrere Schriftsteller über das Criminalrecht es genannt haben, als ein psychologischer Zwang wirken. Der

Mensch, der dieses Zwanges fähig ist, ist in dem Sinne der Strafgesetze frey, und diese oder jene seiner Handlungen, von der die Frage seyn mag, ist frey, wenn in dem Zustande, wo er sie vorgenommen, die Empfänglichkeit für jenen psychologischen Zwang, in Ansehung ihres Gegentheils nicht aufgehoben ist. Doch dieser Satz muß noch näher bestimmt werden, wenigstens um falschen Anwendungen zuvor zu kommen.

Die Strafen, mit welchen der Gesetzgeber bedrohet, und die er auf den Fall der Uebertretung seiner Gesetze vollzieht, sind Uebel; allein nicht jedes Uebel, vor welchem die Furcht den Menschen hier zu Handlungen antreiben, dort davon abschrecken kann, steht dem Gesetzgeber zu Gebote. Er, der jedem Schutz und Sicherheit gewähren will, kann z. B. die Vergehungen der Aeltern nicht mit dem Tode der Kinder strafen. Hieraus folgt, dafs in dem Sinne der Gesetze nur diejenige Handlung frey seyn könne, von der jemand durch Furcht vor Strafübeln, die in der Macht des Gesetzgebers stehn, abgeschreckt zu werden fähig ist. Wo jemand, um einem Uebel zu entgehen, das ihm fürchterlicher ist als alle Strafen, womit die Gesetze seine Handlung ahnden können, sich zu derselben hinreißen läßt, handelt er nicht frey. Der Mensch z. B. der, um vor dem bevorstehenden

Hungertode sich zu retten, stiehlt, auch wenn auf den Diebstahl die Todesstrafe steht, kann in jenem Sinn nicht frey handeln. Soll die Furcht vor dem Tode ihn von dem Diebstahle abhalten, so muß sie ihn in dem Falle, in welchen wir ihn gesetzt haben, um so mehr antreiben. Jener Tod ist ein entfernter, vielleicht auch ungewisser, dieser ein bevorstehender unvermeidlicher. Der Ausschlag, den die streng moralische Pflicht, nicht zu stehlen geben sollte, kann begreiflich hier nicht in Betrachtung kommen.

Soll eine Handlung in dem angegebenen Sinne frey seyn: so muß, wie in die Augen fällt, der Thäter zur Zeit derselben 1) seiner Sinne mächtig seyn, d. h. er muß sich seines äußern gegenwärtigen Zustandes bewußt, oder hierzu wenigstens im Stande seyn; 2) auch wenigstens in so weit, wie man es nennt, bey sich selbst seyn, daß er die Folgen seiner Handlungen in Betracht ziehen kann. Diese beiden Punkte scheint man auch durchgehends als Erfordernisse zur Freyheit einer Handlung zu betrachten. Allein eben so allgemein scheint man auch zu glauben, daß es außer denselben kein anderes Erforderniß gebe. Man schließt daher, wo keines derselben bey einer Handlung fehlt, daß dieselbe frey sey. Und doch ergibt sich leicht aus dem Vorhergehenden, was der vorerzählte Fall schon ahnden ließ, daß hier noch ein drit-

tes, bisher nicht genug beachtetes Erforderniß stattfindet. Denn 3) wo die Vorstellung eines Uebels, dem jemand durch eine Handlung entgehen will, mächtiger auf ihn wirkt, und psychologisch nothwendiger Weise mächtiger auf ihn wirken muß, als das Uebel, das aus der Handlung für ihn fließt, und das sonst ihn von derselben zurückschrecken müßte, wird er sich zu derselben doch mehr oder weniger unwiderstehlich hingetrieben fühlen*). Bis zu einem gewissen Punkte wird der Mensch sich gegen diesen Drang stemmen können, aber über diesen Punkt hinaus muß er weichen. Selbst indem er schon weicht, wird er noch oft das Gegentheil von demjenigen wollen, was er wirklich zu vollführen sich genöthigt sieht; oft wird alsdann sein vorher gefaßter Entschluß selbst der Gewalt der sinnlichen Antriebe weichen, oft aber auch ohnmächtig sich

*) Man könnte hinzusetzen: Oder, wo der Reiz, den jemand zu einer Handlung hat, stärker auf ihn wirken muß, als die Furcht vor der Strafe; so ist seine Handlung nicht frey. Allein genau genommen, kommt dieser Unterschied hier nicht in Betrachtung, und es ist dieser Fall schon unter dem vorigen enthalten. Denn unterlassen müssen, wozu wir uns gereizt fühlen, empfinden wir immer als ein Uebel, und die Empfindung dieses Uebels ist immer der Größe des Reizes proportionirt.

ihnen entgegenstellen, ohne ihren Wirkungen Einhalt thun zu können.

Es versteht sich, daß dieses nicht immer der Fall ist, wo ein Mensch nach einem verübten Verbrechen darin seine Entschuldigung sucht. Denn viele Verbrechen geschehen, weil der Thäter unentdeckt zu bleiben, oder aus einem andern Grunde der nach den Gesetzen verdienten Strafe zu entgehen, hofft. Daß hierin vielmehr ein Schärfungs als Milderungsgrund, und am wenigsten ein Grund, der die Zurechnung aufhöbe, liege, ist zu deutlich am Tage, als daß es eines Beweises bedürfte. Allein, wo jenes wirklich der Fall ist, fällt eben so unstreitig alle Zurechnungsfähigkeit und alle Strafbarkeit der Handlung weg.

Da, wo der Mensch zu Handlungen fortgerissen wird, die wider einen Instinkt laufen, ist eine solche psychologische Ueberwältigung, wie man es nennen kann, um so mehr zu erwarten, jemehr und lauter jener Instinkt selbst dagegen redet. In der vorhergehenden Geschichtserzählung ist dieses unverkennbar. Nicht allein die Liebe zum Leben, und in einem Alter, wo der Mensch am meisten lebt, wenn leben mehr seyn soll als vegetiren, und sinnlich genießen; sondern auch die Liebe zu seinen Kindern, widerletzet sich bey dem Mann einer That, zu welcher er am Ende doch fortgerissen wird. Jene,

wie diese, wirkt instinkartig. Die Kraft, welche einen solchen starken Trieb unterdrücken kann, muß auch jeden Entschluß, der gegen eine Handlung, zu welcher sie treibt, gefaßt war, entweder lähmen oder vernichten. Ersteres, wenn sie zu jener Handlung den Menschen gegen seinen noch immer wider sie gerichteten Entschluß fortreißt, und letzteres, wenn sie ihn jenen Entschluß mit dem entgegengesetzten vertauschen läßt. In dem einen wie in dem andern Falle thut der Mensch oft etwas auf Antrieb eines Instinkts, was diesem unter andern Umständen schnurstracks entgegen seyn würde. Die Zärtlichkeit einer Mutter verirrt sich, ihrem Kinde den Tod zu geben, vor dem sie es sonst mit Aufopferung ihres eignen Lebens gerettet haben würde; vielleicht um das Kind vor einem elenden schimpflichen Leben, das ihr trauriger als der Tod scheint, zu retten; vielleicht auch in der schwärmerischen Hoffnung, demselben durch einen frühen Tod die ewige Seeligkeit zu retten. Beyspiele der letzten Art geben uns leider Criminalakten genug.*), und wenigstens ein

*) Z. B. Pyl Beobachtungen, VII. Samml. S. 188. Dafs die Frau melancholisch war, thut nichts zur Sache. Denn nur in der Melancholie, oder einem ihr ähnlichen Zustande, kann sich ein Instinkt so verirren.

Fall der ersten Art ist mir auch aus Akten bekannt.

Aus dem bisher Gefagten erhellet freylich die Möglichkeit einer solchen psychologischen Ueberwältigung noch nicht; allein diese darzutun, ist nicht schwer. Wir dürfen nur auf gewisse Gesetze zurückgehen, die uns die Erfahrung offenbart, wenn sie uns von ihnen den Grund auch nicht angiebt. — Doch ich will mich vorerst lieber an den im vorigen Aufsatze erzählten Fall halten, und von demselben zu jenen Gesetzen, die auf ihn ihre Anwendung finden, fortgehen.

Die Phantasmen, die den Mann beschäftigten, ängstigten ihn. Die Erleichterung, die er dagegen fand, wenn er dieses oder jenes Projekt verfolgte, verschwand, wenn er ihm nicht weiter nachhing. Sein voriger angstvoller Zustand trat von neuem und immer wieder ein, sobald er eine solche Idee zu verfolgen aufhörte, und wurde für ihn immer marternder und marternder. Dieses sagt freylich die Erzählung nicht; allein es ist eine bekannte Sache, daß ein Uebel, von dem wir eine Zeitlang frey waren, bey seiner Wiederkehr uns immer empfindlicher fällt, bis die Gewohnheit uns dagegen unempfindlich gemacht hat. Hierdurch konnte das Uebel ihm am Ende unleidlich werden, und um so eher, da die Beängstigung, die das Friesel begleitete, das Be-

unruhigende dieses Zustandes noch vermehren mußte. Der, wenn auch vielleicht flüchtige Gedanke, daß der Tod nur von dieser Quaal ihn befreyen könne, gab ihm Linderung. Der Tod scheint ihm wünschenswerth. Von dem Wunsch zum Entschluß und zu seiner Ausführung wäre sogleich der rasche Schritt gethan, wenn nicht jene Gründe dagegen geredet hätten. — Allein was für Gründe? — Gedanken an die Zukunft, die die Phantasie um so weniger durch Bilder beleben konnte, je mehr sie durch die Empfindung der Gegenwart gelähmt war. Erreicht diese Empfindung einen gewissen Grad der Stärke, so wird sie Meister des Verstandes und des Willens. Wir glauben dasjenige, dessen Gegentheil wir wissen, und woran wir vielleicht auch in dem gegenwärtigen Augenblick zurückdenken, und thun das Gegentheil von demjenigen, was wir wollen. Wir strengen uns gleichsam nur blindlings an, unsers gegenwärtigen Zustandes los zu werden, und in dem Augenblick ist die Handlung gethan, vor der wir sonst zurückbeben würden. Wer von einem hohen Thurme in die Tiefe herabsieht, wird vom Schwindel befallen; die Gefahr, herabzustürzen, beängstigt ihn über allen Ausdruck. Vergebens mag es ihm ein Anderer, vergebens mag er es sich selbst dabey sagen, daß der Gefahr, vor der er zurück bebt, durch ein Geländer vorgebauet ist, und daß das Unglück, vor dem er zittert, physisch unmöglich ist. Er wird unwillkührlich entweder sein

Auge vor dem beunruhigenden Anblick schliessen, oder von dem Geländer zurückweichen. Er würde vielleicht selbst herabstürzen, wenn das Geländer ihn nicht hinderte, vorwärts zu kommen. Sein nächstes Bestreben ist, der Furcht los zu werden, und nicht dem gefürchteten Uebel zu entgehen; und eben daher thut er in einer augenblicklichen Verwirrung gerade das, wovon ihn die Furcht bey einer ununterbrochenen Fassung hätte abhalten sollen. Kann die Furcht als ein gegenwärtig empfundener Gemüthszustand uns so in das gefürchtete Uebel selbst treiben, wie viel mehr kann ein gegenwärtiger Zustand, der uns in der Empfindung schmerzlich fällt, uns gegen einen anderweitigen Entschluss fortreißen? Dafs der Mensch in einem Zustande, der ihm über alles quaalvoll und unleidlich ist, durch einen blinden unwiderstehlichen Antrieb, auch bey dem ernstesten Entschlusse sein Uebel zu tragen, seinem Leben ein Ende machen kann, ist also wohl keinem Zweifel unterworfen. Er handelt alsdann nach einem Triebe, der seinen Entschluss in Vergessenheit bringt, und ihm alle Kraft raubt.

In diesem Falle thut der Mensch nun etwas wider seinen Vorsatz, ohne dafs er diesen Vorsatz aufgegeben, oder ihn einem entgegengesetzten aufgeopfert hätte, er handelt auf Antrieb einer Begierde, ohne eigentlichen Willen, der immer wahren oder falschen Verstandesvorstellungen folgt.

Noch mehr befremden muß es uns, wenn wir eine solche That aus einem Vorsatz hervorgehen, den Menschen alle Ueberlegung zu ihrer Ausführung aufbieten sehen, und doch zweifeln müssen, ob jene That frey sey. Ist es der Vorsatz, so ist es unstreitig auch die That; ist die That nicht frey, so kann es auch der Vorsatz nicht seyn. Alles kommt hier also darauf an, ob ein Vorsatz möglich ist, der nicht frey ist. Vorsatz ist aber jeder Beschluß des Willens, in sofern er auf einen bestimmten Gegenstand geht.

Behaupten, daß so ein Vorsatz unfrey seyn, und unfrey unterhalten werden könne, scheint ungereimt. Ich muß die Ungereintheit noch vermehren und hinzusetzen, daß eine aus einem solchen Vorsatz hervorgehende That, oft in einem Zustande ausgeführt wird, wo der Mensch in dem völligen Besitz seiner Sinne sich befindet; ja daß eben der völlige Gebrauch der Sinne und des Verstandes, den der Mensch bey der Verrichtung einer solchen That zeigt, gerade die Unfreyheit seines Entschlusses beweiset. Denn wer weiß nicht, daß man jede Handlung, die der Mensch bey dem vollen Gebrauche seines Verstandes, und in einem Zustande, wo er seiner Sinne mächtig ist, vornimmt, als frey und zurechnungsfähig zu betrachten, gewohnt ist? Allein unsere Entschliessungen hängen von unsern Vorstellun-

gen ab. Unserer Vorstellungen und auch unserer Ueberlegungen sind wir nicht so ganz Herr, als man es uns gewöhnlich einbilden will. Wie leicht kann hier nun nicht ein einziger, sonst unschuldiger Irrthum, den der Mensch in der kritischen Lage, wo er einen Entschluß fassen muß, am wenigsten der Prüfung zu unterwerfen, Zeit hat, und auch dazu am wenigsten aufgelegt ist, ihn zu einem Entschlusse hinreißen, den die unbefangene Vernunft mißbilligen muß? — Allein es sey, daß jeder Irrthum vermieden werden kann; können deshalb alle, jeder mit jedem andern, vermieden werden? Zu so einem unglücklichen Entschlusse kann die Lage kommen, wo Gefühle den Menschen so unwiderstehlich hinreißen, als sie ihn in dem oben betrachteten Falle zu einer Handlung wider seinen Entschluß bringen können. Alles kann hier gleichsam gegen die Freyheit seines Entschlusses sich verschworen haben. — Gut! wird man antworten, alsdann ist der Mensch in dem Falle des Wahnsinnigen oder des Schwermüthigen, kurz desjenigen, der seiner Geisteskräfte nicht mächtig ist; man wird ihn mit der Schonung eines solchen behandeln, wenn zwischen dem Entschlusse und der That keine Zwischenzeit fällt, wo er zeigt, daß er bey Sinnen und bey Verstande ist. Aber wenn wir ihn hier gar vernünftig und zusammenhängend denken und handeln, wenn wir ihn mit Ueberlegung seinen Vorsatz ausführen sehen — —

„Nicht zu rasch und zu allgemein geschlossen“
 habe ich hier den Muth zu erwiedern.

Ein solcher Entschluß kann, wie ihr sagt, nur in einem Zustande, wo der Mensch seiner selbst nicht mächtig ist; er kann ferner nur in einer den Menschen beängstigenden Lage gefaßt seyn. Alles, was man ihm zur Last legt, ist, daß er von seinem Entschlusse nicht zurückkommt. Hier sind wir bey dem Punkte, auf den alles ankommt.

Wer je in der Lage gewesen ist, wo er einen Entschluß, der ihn große Ueberwindung kostete, fassen mußte, wird es wissen, daß die Unschlüßigkeit ihm schmerzlicher war, als jedes Opfer, das sein Entschluß forderte. Ist so ein Entschluß einmal gefaßt; so fühlen wir uns erleichtert, und nichts als Gründe, die uns mit einer augenscheinlichen Evidenz von einem Irrthum, der ihm zum Grunde liegt, zurückbringen, können ihn überwinden. Ihn einer genauen Prüfung unterwerfen, heißt in den Zustand der Unschlüßigkeit zurückkehren, vor welchem wir mehr oder minder ängstlich zurückbeben. Unser Vorsatz ist hier gebunden; wie wir in dem vorher betrachteten Falle gegen unsern Entschluß handeln mußten, müssen wir hier bey unserm Vorsatze beharren, und um so mehr, je größere Ueberwindung er uns kostete. Je ernstlicher dieser Vorsatz ist, je mehr bieten wir unsere Kräfte

auf, ihn auszuführen. Die Ueberlegung insbesondere, die wir in seiner Ausführung anwenden, zeigt, wie wenig wir unsers Vorsatzes Herr, und wie wenig wir eben deshalb im Stande sind, ihr die gerade entgegengesetzte Richtung zu geben.

Ehe ich weiter gehe, muß ich einer Folgerung vorbeugen, zu der man sich verleitet sehen mögte, weil man meiner Behauptung eine Allgemeinheit geben könnte, in der ich sie nicht aufgestellt haben will. Ich bemerke also ausdrücklich, daß ich keineswegs behaupte, daß die Festigkeit eines Vorsatzes, der auf eine gesetzwidrige Handlung gerichtet ist, die Zurechnungsfähigkeit derselben allgemein aufhebe oder auch nur vermindere. Ich glaube vielmehr, daß sie diese in gewissen weiter unten zu bestimmenden Fällen, und daher auch die Strafbarkeit einer Handlung, da diese unter übrigens gleichen Umständen der Zurechnungsfähigkeit derselben gleich ist, noch erhöhet. Hier ist nur die Frage: ob die Festigkeit des Vorsatzes eben ein Beweis von der Unfreyheit des Willens seyn könne, und ob für diese selbst in der Ueberlegung, die auf die Ausführung eines Vorsatzes gewandt wird, Anzeigen liegen können. Wenn die Frage ist, wo ein solcher Entschluß für unfrey zu achten sey; so würde nach dem Vorhergehenden die Antwort nicht schwer seyn. Da nämlich, würde ich sagen, ist der Entschluß unfrey, wo die

Furcht vor allen Uebeln, die jemand nach den Gesetzen aus der Ausführung desselben zu erwarten hat, ihm nicht so schrecklich ist als das Uebel, welches er durch seinen Entschluß entfernen will. Hier ist der Mensch durch die Furcht vor der Strafe nicht zu zwingen, und nur der Mensch, der dieses Zwanges fähig, ist in dem Sinne frey, in welchem dem Gesetzgeber von der Freyheit der Handlungen die Rede seyn kann. Hingegen wo die Furcht vor dem Strafübel, die mit der Ausführung eines Entschlusses verbunden ist, schrecklicher auf den Menschen wirkt, als das Uebel, das er durch die Ausführung desselben zu entfernen sucht, da ist seine Handlung für frey zu halten, ihm also zuzurechnen, und er deshalb für straffällig zu achten.

Was man hiergegen einwenden wird, ist leicht abzusehen. Man wird nämlich sagen, daß alsdann keine Handlung, die aus einem vorhergefaßten Entschlusse, und mit Ueberlegung ausgeführt ist, strafbar sey. Denn keine solcher Handlungen würde erfolgen, wenn die Furcht vor der Strafe, die darauf gesetzt ist, stärker auf den Menschen wirkte, als die Vorstellung des Uebels, welchem er durch diese Handlung zu entgehen denkt. — Hiergegen würde auch nichts zu sagen seyn, wenn nicht der Gesetzgeber jedem, der wissentlich gegen ein Strafge-

fetz handelt, ein für alle Mal einen Entschuldigungsgrund abschnitte und abschneiden müßte, um durch seine Strafgesetze und die Vollziehung derselben, die Ordnung in der Gesellschaft aufrecht zu erhalten; und hierdurch mit einem Male jene sonst logisch wohl begründete Instanz zu Boden schläge. Denn wenn ein Verbrecher sich damit der Strafe entziehen wollte, daß er gehofft, sein Verbrechen werde unentdeckt, oder er als der Thäter unbekannt bleiben; so würde er hiermit nichts ausrichten, und um so weniger, da nach einer weisen Gesetzgebung ein Verbrechen unter übrigens gleichen Umständen um so härter bestraft werden muß, je weniger der Thäter zu befürchten hat, daß man ihn deshalb werde zur Verantwortung ziehen können, es sey nun, weil jenes Verbrechen leicht unbekannt bleiben kann, oder weil, wer der Thäter sey, dabey schwer auszumitteln ist. Denn die Furcht vor einem Strafübel, wird von einem Verbrechen, worauf es gesetzt ist, um so mehr abschrecken, je größer sie ist. Die Furcht vor einem Uebel ist aber um so größer, je größer dieses Uebel an sich, und je größer uns die Wahrscheinlichkeit ist, daß es uns treffen werde; oder, um es arithmetisch auszudrücken, die Furcht ist das Produkt zweyer Faktoren. Denn sie ist einmal dem Abscheu vor dem gefürchteten Uebel, und dann auch der Wahr-

schein-

scheinlichkeit, mit der wir es erwarten, proportionirt. Aus diesem Grunde vermehrt der Gesetzgeber den einen jener Faktoren in eben dem Verhältnisse, als der andere kleiner ist. Verbrechen, die ihrer Natur nach leichter unentdeckt bleiben, oder deren Thäter, wenn das Verbrechen auch nicht unbekannt bliebe, doch nicht leicht ausgemittelt werden könnte, werden eben deshalb mit einer härtern Strafe belegt.

Aus diesem Grunde verschwindet der Einwurf, welchen man gegen die obige Behauptung machen könnte. Allenfalls kann man ihn durch einen Zusatz zu derselben, der sich nach dem eben Gesagten von selbst versteht, heben. Man könnte nämlich sagen, eine Handlung, die aus einem Entschlusse hervorgeht, sey alsdann für unfrey zu halten, wenn das Uebel, was jemand durch sie zu entfernen denkt, ihm schrecklicher ist, als die Furcht vor der Strafe als einem Uebel, das durch seine gesetzwidrige Handlung unvermeidlich für ihn wird.

Der Mensch handelt aber nicht allein unfrey aus einem solchen längst vorher gefassten Entschlusse, und aus einem blinden Antriebe zu einer Handlung; sondern es scheint noch ein dritter Fall möglich zu seyn, der zwischen jenem und diesem wie in der Mitte liegt. Es kann nämlich seyn, das einem Menschen lange Zeit

hindurch ein Entschluß, so zu sagen nahe liegt, daß er aber dennoch zu demselben nicht kommen kann, weil ihn Gegen Gründe davon abhalten; ja er kann sich dieses Entschlusses aus allen Kräften erwehren, bis mit einem Male der Entschluß zur Reife kommt, und sofort ausgeführt wird. So schien es sich in dem erzählten Falle zu verhalten. Der Mann hängt den Gedanken nach, sein Leben zu endigen. Dennoch ist er dazu noch nicht entschlossen, sondern scheint vielmehr im Gegentheil sich alles vorzuhalten, was jenem Entschlusse am kräftigsten vorbauen kann. Allein in einem Nu ist der Entschluß da und ausgeführt.

Der Fall ist von dem zu allererst betrachteten verschieden, da in diesem gar kein Entschluß vorhanden ist; von dem zweyten, da in diesem zweyten Falle ein vorhergefaßter und mit Ueberlegung ausgeführter Vorsatz ist, hier aber der Entschluß wie in einem Augenblick gefaßt und stracks ausgeführt wird. Hier sind Umstände, die den Menschen eben so überwältigen, wie in dem ersten Falle, obgleich von keiner Gebundenheit des Vorsatzes wie im zweyten die Rede seyn kann. Vielleicht ist in Fällen dieser Art es nur die Gelegenheit, die sich zur Ausführung eines Entschlusses darbietet, was der Unschlüssigkeit eines Menschen mit einem Male ein Ende macht, und ihn auch sofort von dem Wollen zu der

That fortrefst; vielleicht ein anderweitiger Reiz, dem er jetzt nicht widerstehen kann.

Ob eine solche Handlung als unfrey zu betrachten ist; ist nach den vorhin angegebenen Gründen zu beurtheilen. Es ist um so weniger daran zu zweifeln, wenn der anderweitige Gemüthszustand des Thäters ihn der Gewalt gewisser Gefühle aussetzt. Die Schwermuth, auch wenn sie von eigentlichem Wahnsinn frey ist, wird den Menschen leicht in den Zustand eines gebundenen Vorsatzes bringen, weil er in derselben nur für gewisse Gefühle gestimmt, oder vielmehr zu ihnen hin verstimmt ist; hiermit ferner sich leicht ein Wahnwitz verbindet, durch welchen jene Gefühle immer mehr und mehr unterhalten werden, bis ihnen nichts mehr das Gegengewicht hält. Nach vollbrachter That wird der Mensch, der zu ihr wie fortgestossen wurde, diese nach Verschiedenheit der Umstände entweder bitter bereuen, oder von Reue auch nicht die mindeste Anwendung haben. Dieses scheint sich zu widersprechen, und ist doch sehr leicht zu vereinigen.

Empfindet der Mensch keine Reue über eine solche That: so ist dieses ein Beweis, daß die Vorstellung der Folgen, die ihn aus derselben treffen, ihm vorher gegenwärtig gewesen; daß er auf die Gefahr, oder vielleicht in der sichern Erwartung derselben dennoch die Handlung sich

vorgesetzt habe. In soweit er keine moralische Reue und Gewissensbisse empfindet, wird bey ihm entweder eine grössere Gleichgültigkeit gegen Recht und Unrecht, oder vorauszusetzen seyn, daß er nach wie vor seine Handlung als recht und gut betrachte, vielleicht gar durch den Irrthum seines Gewissens dazu getrieben sey. In diesem Falle mag der Entschluß ihm Kampf gekostet haben, in dem Entschlusse selbst und in der Ausführung desselben findet er aber einen Sieg über sich selbst, dem er willig alles, selbst sein Leben aufopfert; für den nichts, was er deshalb leiden soll, ihm zu schmerzlich fällt. Man weise, mit welchem freudigen Heroismus — wenn man es so nennen darf — Schwärmer den Tod und alle Schmach und Schmerzen, mit welchen man ihnen denselben verbittern wollte, erlitten haben. Die Weisheit der Gesetzgebung ist daher längst ihren Ausschweifungen auf eine wirksamere Art zuvorgekommen, indem sie dem Schwärmer die Aussicht auf die Ehre des Heroismus im Martirium abgeschnitten hat. Der Schwärmer wird von einem gebundenen Vorsatz gehalten, und von demselben getrieben. Die Erscheinung, die er uns darbietet, findet sich bey jedem, dessen gebundener Vorsatz aus einer vermeintlichen Ueberzeugung hervorgeht.

Wo der Mensch sogleich nach einer verübten längst beschlossenen That Reue zeigt, scheint

allerdings zu folgen, daß er frey gehandelt habe. Denn Reue empfinden wir nur über Handlungen, die wir als frey betrachten.

In der That folgt dieses aber nicht. Nur so viel folgt, daß der Mensch alsdann seine That als frey betrachten müsse, und das kann seyn; ja, es ist selbst in vielen Fällen natürlich, ohne daß jene Handlung wirklich frey gewesen wäre. Denn den vorhergehenden Zustand betrachtet der Mensch alsdann seinem gegenwärtigen als ähnlich. Weil er jetzt, so schließt er, dasjenige nicht würde gethan haben, wozu er sich hat hinreißen lassen, so habe es vorher in seiner Gewalt gestanden, es zu unterlassen, und schließt falsch, weil er nicht darauf achtet, daß die Ausführung der That in seinem Zustande eine große Veränderung hervorgebracht habe. Zwischen dem Entschlusse und jener That, waren alle seine Seelenkräfte auf die Ausrichtung derselben gerichtet. Sie waren wie gebunden, über seinen Entschlusse konnte er nicht nachdenken, weil die Ausführung desselben ihn zu sehr beschäftigte. Nur wenn dieses Geschäft vorbey ist, ist er wieder Herr seiner Kräfte. Hierzu kommt noch, daß bey der Ausführung eines Entschlusses oft Umstände eintreten, die den Menschen mit einem Male gewaltsam von einem Irrthume zurückführen, der an seinem Entschlusse den größten Antheil hatte. Menschen, die

lange Zeit mit dem Entschlusse umgingen, ihr unglückliches Leben zu endigen, kamen von ihrem Vorsatz zurück, wenn die That, in der sie ihn auszuführen dachten, ihnen mißlang *). Vielleicht fanden sie eine Theilnahme an ihrem Unglück, die sie mit der Welt, die ihnen verhasst war, ausföhnte; vielleicht wurden sie auf einen andern Umstand aufmerksam gemacht, der sie überführte, daß alles nicht so reiflich überlegt war, als sie es vorher glaubten, und in ihrer damaligen Stimmung glauben mußten. Eben so kann es sich auch mit andern und solchen Handlungen verhalten, derentwegen der Mensch, wenn sie einmal frey sind, zur Strafe gezogen werden kann. Bis zu dem Augenblicke, wo er sie verübt, hegt er unfreywillig einen Entschluß; seine Seelenkräfte, die ihn, wenn sie nicht wie gebunden wären, davon zurückbringen würden und zurückbringen müßten, werden erst in der Ausführung desselben wie entbunden.

Die bisherigen Betrachtungen scheinen zwar zunächst nur auf die sogenannte medicina forensis, und nicht auf die pſychische Behandlung von Kranken zu passen. Was in denselben wahr ist, ist immer ein Wort, das noch jetzt zu seiner Zeit ist, wenn es auch in diesen Blättern nicht ganz an sei-

*) Pinel, S. 247., vergl. Hoffbauer Unterf. über den Wahnsinn, S. 275 u. f. Pyl Beobachtungen, IV. Samml. S. 192.

nem Ort seyn sollte. Und doch, warum sollte man von Prämiffen, die eigentlich hieher gehören, Resultate trennen, die so genau an ihnen hängen, und selbst sie zu veranschaulichen dienen? Deshalb mögten sie hier um so mehr stehen.

Erstens also ist es nichts ungewöhnliches, daß Krankheiten einen Menschen ganz verstimmen, und in Gefühlen der Angst, die schwer auf ihm liegen, zu einem Entschlusse hinreissen, der sonst nie in seine Seele kommen würde. Ist der Entschluß einmal gefasst; so empfindet er in demselben eine Erleichterung; nur die Ausführung desselben kann ihm verderblich werden. Oft kann man ihn alles zur Ausführung desselben thun lassen, und dem verderblichen Ausgange seines Entschlusses doch wie vorgreifen.

Ich will mich deutlicher durch die Anwendung auf den Fall machen, der diese Betrachtungen veranlaßt hat. Nur eine kleine Veränderung in demselben erlaube man mir. Gesetzt dem Manne hätte nicht der Vorsatz, sich zu ertränken, sondern vielmehr sich zu erhängen, auf der Seele gelegen, und warum sollte man dieses nicht voraussetzen dürfen? In England wenigstens wäre dieser Gedanke nicht unnatürlicher als jener gewesen. Hätte man nun den Mann seinen Vorsatz, soweit es in seiner Macht stand, ausführen, und ihn sich hängen lassen, wäre aber frühzeitig genug bey der Hand gewesen, seinen

Tod abzuwenden; hätte der Mann bey dieser Veranlassung den Eindruck, den ein so unseeliges Unternehmen auf seine Frau und Kinder machen würde, nicht bloß gedacht, sondern gesehen; so würde der unseelige Gedanke gewiß auf ewig aus seiner Seele verschwunden seyn.

Eben so kann eine Krankheit einen Menschen zu einer unglücklichen That überwältigen, ohne daß er mit dem Gedanken an sie vorher umgegangen wäre. Wo Anzeigen vorhanden sind, daß das eine oder andere zu besorgen sey, ist, wie in die Augen fällt, die wachsamste Aufsicht nöthig. In dem ersten Falle, wo der Mensch schon einen unglückseligen Entschluß gefaßt hat, darf eine solche Aufsicht, sich nur nicht als zu ängstlich verrathen. Denn die Schwierigkeiten, die der Ausführung eines Entschlusses entgegen stehen, reitzen, wenn sie nicht unüberwindlich sind, zur Ausführung desselben um so leichter, und befestigen den Entschluß eben daher auch um so mehr.

Daß auch der dritte vorhin bemerkte Fall, bey welchem ein Entschluß urplötzlich zur Reife kömmt, dieselbe Vorsicht erfordert, liegt am Tage. Hierzu kommt noch ein besonderer Grund. Wir gehen nämlich bey unsern Entschlüssen selten so systematisch zu Werke, daß wir uns erst dann, wenn der Vorsatz gefaßt ist, nach den Mitteln zu seiner Ausführung

umsehen; sondern diese beschäftigen uns oft eher, ehe wir einen eigentlichen Entschluß gefaßt haben. Dieser wird daher übereilt, wenn sich uns mit einem Male die günstige Gelegenheit zu seiner Ausführung darbietet.

Unter den drey bisher betrachteten Fällen der bloßen psychologischen Ueberwältigung zu einer Handlung, wo diese gleichsam ohne allen Entschluß geschieht; des gebundenen Vorsatzes, wo der Mensch einen unfrey unterhaltenen Vorsatz eifrig ausführt; und dem dritten, den ich einstweilen den Zustand des erzwungenen Vorsatzes nennen will, ist der zweyte unstreitig der auffallendste. Den Leser, der die hierüber von mir angestellten Betrachtungen sich noch mehr zu veranschaulichen wünscht, kann ich nur auf Shakespears Othello verweisen, in welchem er das lebendigste Bild dieses Zustandes finden wird.

J. C. Hoffbauer.

IV.

Ueber die
 psychologischen Ausdrücke
 in der Sprache,
 mit Bemerkungen
 über die psychologische Benutzung
 der Sprachen.

(Fortsetzung und Beschluß der S. 140. abgebrochenen Abhandlung.)

Hat man die eigentliche Bedeutung eines Ausdrucks, der metaphorisch, oder sonst figürlich, von der Seele gebraucht wird, richtig gefaßt; so findet man leicht, was er von der Seele sagt. Unter der eigentlichen Bedeutung verstehe ich hier nicht gerade die allererste, die ein Wort haben mag; sondern diejenige, von welcher die figürliche, in der er von der Seele gebraucht wird, zunächst abgeleitet ist. Jeder weiß z. B., daß wir den Himmel heiter nennen, wenn er nicht mit Wolken bezogen ist, und daß wir dem heitern, den trüben Himmel entgegensetzen. Heiter ist das Gemüth, wenn es über keine unangenehme Vorstellungen Unlust empfindet. Die Betrübniß ist der Zustand, der der Heiterkeit entgegengesetzt ist. Wir vertheilen daher immer ei-

nen Zustand gemischter Gefühle darunter, und zwar solcher gemischter Gefühle, die von vorhergehenden Vorstellungen abhängen. Körperlicher Schmerz betrübt uns nicht unmittelbar; allein eine traurige Nachricht betrübt uns in sofern sie die Heiterkeit der Seele aufhebt.

Helle ist im eigentlichen Sinn, was durch sein Licht erleuchtet, und uns in den Stand setzt, etwas bestimmt zu sehen. Unsere Vorstellungen haben daher Helligkeit, wenn wir, was wir in ihrem Gegenstande erkennen, uns bestimmt vorstellen. Mit andern Worten: unsere Vorstellung von einer Sache hat Helligkeit, wenn wir uns das, was wir uns von der Sache vorstellen, intensiv klar vorstellen. Insbesondere brauchen wir diesen Ausdruck von anschaulichen, d. h. solchen Vorstellungen, deren Gegenstand, wenigstens der Art nach, so von uns vorgestellt wird, als würde er empfunden, in sofern sie durch die intensive Klarheit ihrer Theilvorstellungen selbst an Klarheit gewinnen. Bey diesen, den anschaulichen Vorstellungen, unterscheiden wir von der Helligkeit zunächst die Lebhaftigkeit, als eine andere Art der Klarheit. Lebhaft nämlich ist eine Vorstellung, wenn ihre Klarheit das Resultat einer Mannichfaltigkeit von Theilvorstellungen ist, die in ihr enthalten ist. Dieser Mannichfaltigkeit von Theilvorstellungen entspricht im Gegenstande ein Mannichfaltiges von Merkmalen. Werden diese von einander wirklich unterschieden; so ist die Vorstellung

deutlich. Hieraus erhellet, daß deutlich nur eine solche Vorstellung werden kann, die einer Lebhaftigkeit fähig ist. — Doch hier ist nicht der Ort, dieses weiter zu verfolgen; nur die Bemerkung gehört hieher, daß das Metaphorische dieses Ausdrucks uns schon auf seine Bedeutung führt. Der Hauptcharakter, in dem das Leben sich am lautsten verkündigt, ist Bewegung. Bewegung schließt immer eine Mannichfaltigkeit von Zuständen ein. Diese sind immer successiv, verschmelzen sich aber in unserer Vorstellung in ein Continuum, in welchem Coexistenz und Succession, wie in einander zerfließen. Die Bewegung ist uns gegenwärtig, und alles in ihr, Punkt vor Punkt ist entweder nur Vergangenheit oder Zukunft. Nur diese Mannichfaltigkeit der Zustände bringt in die Vorstellung einer Bewegung Lebhaftigkeit, und deshalb legen wir einer anschaulichen Vorstellung überhaupt Lebhaftigkeit bey, wenn sie durch ein Mannichfaltiges, welches sie uns darbietet, Klarheit hat.

Die eben gemachten Bemerkungen bestätigt der Sprachgebrauch, weil er in ihnen seinen Grund hat, auch vollkommen. Die einzelne Farbe sehe ich mehr oder minder hell, ein buntes Farbungemisch macht auf mich einen mehr oder minder lebhaften Eindruck; ein einzelner Ton wird mehr oder minder hell vernommen, eine Succession mehrerer Töne hören wir mehr oder minder lebhaft.

Aus dem Gefagten erhellet schon, daß wir bey solchen figürlichen Ausdrücken, immer wohlthun, auf ihre eigentliche Bedeutung zurück zu gehen. Denn was wir von den Gegenständen, welche sie eigentlich benennen, im eigentlichsten Sinne sagen können, werden wir immer metaphorisch auf die Seele, oder Gegenstände des innern Sinnes anwenden können.

Die abgeleiteten Wörter bezeichnen dasjenige, was sie benennen, im Verhältniß zu etwas anderm, nämlich zu demjenigen, was das Wort, wovon sie abgeleitet sind, sagt. Länge z. B. ist ein abgeleitetes Wort; lang das Wort, wovon es abgeleitet ist. Jenes drückt eine Eigenschaft, dieses die Sache aus, in der wir die Eigenschaft finden. Hierin sind sie den metaphoriſchen, oder überhaupt den figürlichen Ausdrücken ähnlich, obgleich zwischen beiden ein Unterschied eintritt. Der figürliche Ausdruck wird nämlich unverändert, von demjenigen, was er schon vorher bezeichnet, auf etwas anderes übertragen; der Ausdruck bleibt in ſeinem Materiellen unverändert, und erhält zu ſeiner ältern nur eine neue Bedeutung. Hier wird alſo Bedeutung aus Bedeutung abgeleitet. Der abgeleitete Ausdruck hingegen wird aus einem andern gebildet; er iſt von jenem verſchieden, ob er gleich ſeine Abſtammung von demſelben an ſich trägt, und eben hierdurch nach der Sprachanal-

gie, die seiner Bildung zum Grunde liegt, verständlich wird. Ein solcher Ausdruck kann aus einem ganz eigentlichen Ausdrücke gebildet, und so eigentlich als dieser seyn. Bey psychologischen Ausdrücken scheint dieses indessen selten der Fall zu seyn. Meistens ist das Wort, aus welchem ein solcher Ausdruck gebildet ist, schon in einer figurlichen Bedeutung zum Grunde gelegt, wenn seine eigentliche Bedeutung auch nur durch eine Synekdoche erweitert oder verengt wäre. Trunkenheit z. B. bedeutet den Rausch, der aus Trinken entstanden ist. Das Wort, aus welchem jenes gebildet ist, hat hier schon eine engere Bedeutung, es bedeutet hier nicht das Trinken überhaupt, sondern das Trinken berauschender Flüssigkeiten. Die meisten dieser Ausdrücke bezeichnen Veränderungen und Zustände der Seele als Wirkungen körperlicher Handlungen, wie schon das angeführte Byspiel erläutert. Im Russischen z. B. bedeutet Pochmiel die Empfindung, welche man hat, wenn man den Tag zuvor zuviel getrunken hat; der Ausdruck heist buchstäblich so viel als Hopfen *).

Gesetzt auch, daß wir in der Sprache keinen einzigen psychologischen Ausdruck hätten, der abgeleitet, und zugleich ganz eigenthümlich wäre; so würden wir dadurch weniger verlieren als ge-

*) Gmelin's Reise durch Siberien in den Jahren 1733—1743., 1 Theil. S. 183—184.

winnen. Denn alle figürlichen Ausdrücke haben wenigstens den guten Nutzen, daß sie uns auf das Bekanntere und uns Geläufigere hinweisen, und uns das Unbekanntere dadurch erläutern und veranschaulichen helfen. Diesen Vortheil gewähren sie uns wenigstens in logischer Hinsicht, wenn wir nur das, was sie eigentlich bezeichnen, mit demjenigen, was sie uneigentlich ausdrücken, nicht verwechseln. Da alle unsere Erkenntniß von äußern sinnlichen Gegenständen anfängt, und wir von diesen erst späterhin, wie man es bedeutend nennt, zu uns selbst kommen; so ist er uns im Psychologischen um so schätzbarer. Sind wir einmal zu uns selbst gekommen, so werden wir das Psychische nicht mit dem Körperlichen mehr verwechseln, sobald wir es nur als einen Gegenstand des innern Sinnes zu betrachten gewohnt sind. Die Nebenideen, welche einer Metapher anhängen, werden alsdann uns nicht mehr irreführen können, und die Metapher wird in einen eigentlichen Ausdruck von allen falschen Nebenbestimmungen frey übergehen.

Es ist hier nicht der Ort zu bestimmen, wann und wo ein solcher anfänglich metaphorscher Ausdruck sich, wenn ich es so nennen darf, vereigentlicht. Nur eine Bemerkung über unsere deutsche Sprache, die ich wenigstens mich nicht erinnere, anderwärts gefunden zu haben, mag hier als an ihrem Orte stehen. Es

giebt nämlich in unserer Sprache mehrere Wörter, die gleichsam das Gepräge, daß sie sich vereinigen können, an sich tragen. In ihrer ersten und anfänglichen Bedeutung fällt der Wortton bey denselben auf eine andere Sylbe, und auf eine andere, wenn sie in einer Bedeutung, die sie erst später erhalten haben, gebraucht werden. Man sagt übersetzen, wenn von einem Flusse die Rede ist, von dessen einem Ufer jemand zu dem andern durch ein Fahrzeug gebracht werden soll; man sagt übersetzen von einem Buche, das von einer Sprache in die andere gebracht werden soll. Etwas ähnliches gilt von überlegen, und überlegen und von einigen andern Wörtern. Diese, warum es mir hier zunächst zu thun ist, vereinigen die Vortheile der eigentlichen und uneigentlichen Ausdrücke mit einander. In der einen Form ist das Metaphorische ganz in ihnen verwischt; und diese weist doch auf die andere hin, wenn wir uns der Metapher in der Absicht bedienen wollen, unsern Begriff aufzuhellen.

Allein es sey, daß auch alle Ausdrücke, welche wir jetzt von der Seele gebrauchen, anfänglich metaphorisch oder sonst figürlich gebraucht sind; so ist bey vielen derselben das Metaphorische in denselben unsern Augen ganz entschwunden. Der gelehrte Sprachforscher mag uns noch eine ursprüngliche Bedeutung von Wörtern,

tern, wie z. B. Denken, Wollen u. a., auf der ihre gegenwärtige, durch eine Metapher beruhen mag, nachzuweisen im Stande seyn; so ist jene Metapher doch für einen Andern nicht mehr vorhanden, sondern jedem ist das Wort, wenn er sagt, daß er dieses oder das thun wolle, ein eigentlicher Ausdruck, den er vielfältig wiederum metaphorisch gebraucht; z. B. wenn er sagt, daß es regnen wolle. So haben viele, und zum Theil nur Gegenstände der Einbildung Namen, denen im Munde derjenigen, die sie gebrauchen, nichts uneigentliches mehr anhängt. So giebt es auch abgeleitete Wörter, welche aus Wörtern gebildet sind, denen in dem Munde derjenigen, von welchen jene Wörter zuerst gemacht wurden, nichts uneigentliches anklebt. Diese Wörter bezeichnen dasjenige, woyon sie gebraucht wurden, nach den Vorstellungen derjenigen, welchen sie ihr Daseyn verdanken. Die *Δαιμονισμοί*, von welchen in dem neuen Testamente, besonders in den Evangelien, so oft die Rede ist, z. B. waren, nach der Vorstellung derjenigen, welche jenes Ausdrucks sich bedienten, Personen, die von einem Dämon getrieben wurden, die ihrer nicht mächtig waren, und gleichsam in dem Besitz eines ihnen überlegenen Wesens gehalten wurden *). Die Vorstellung mag

*) Hugo Farmer's Versuch über die Dämonischen des neuen Testaments, aus dem Engl. von I. Band, 3s Heft.

so wahr oder irrig seyn als sie wolle; so weist sie doch auf eine Vorstellungsart, die man sich von diesen Personen machte, hin. Dem Irrigen liegt oft etwas Wahres zum Grunde, aus welchem es nur falsch geschlossen ist; oft ist demselben auch etwas Wahres beygemischt, das sich von demselben leicht absondern läßt.

Dieses führt mich auf eine Bemerkung, von welcher meine bisherigen Betrachtungen ausgingen. Denn wenn wir mehrere Ausdrücke dieser Art für dieselbe Sache in verschiedenen Sprachen mit einander vergleichen, so finden wir in jedem derselben eine Hinweisung auf die Beschaffenheit derselben; nur meistens nach der Vorstellungsart eines besondern Volks. In der einen liegt vielleicht dieses, in der andern jenes Wahre; eine drückt vielleicht auch wohl das Wesentliche aus, das uns alles übrige, was an der Sache wahr ist, folgern, und so das Wahre von dem Falschen in den verschiedenen Vorstellungsarten sichten läßt. Der *Δαιμονιζόμενος* ist eigentlich derjenige, in welchem ein Dämon ist. Dämonen waren übermenschliche, aber nicht göttliche Wesen*); theils gute, theils böse. In einem *Δαιμονιζόμενος* sahe man wie übermenschliche Kräfte, diese Kräfte waren aber nicht die feini-

L. F. A. v. Cölln mit D. J. S. Semlers Vorrede, Bremen und Leipzig 1776. S. 56.

*) Siehe die Anmerkung A.

gen; es waren die Kräfte des Dämons, der ihn bewohnte, und nur in ihm und durch ihn wirkte. Man betrachtete diese Personen als krank, schrieb aber ihre Krankheit einer übermenschlichen Ursache zu. Der lateinische Ausdruck, *infanus*, der von eben denselben Personen gebraucht wurde, bezeichnet sie schlechthin als ungesund; und das Mildernde in diesem Ausdrucke, als Ungesunde, die mehr Mitleiden als Haß oder Abscheu verdienen. Von der Ursach dieser Krankheit, die jener Ausdruck andeutet, sagt er nichts. Ein anderer lateinischer Ausdruck, der noch mehr und ausschließender von diesen Kranken gebraucht wurde, giebt die Beschaffenheit derselben näher an; denn jene Kranke hießen *impotentes*, oder Unvermögende. Ich bleibe hier absichtlich bey einer bloß buchstäblichen Uebersetzung, gerade wie einer, der einen Ausdruck, den er nach dem Buchstaben versteht, zum ersten Male hört, und ihn sich aus dem Zusammenhange, in welchem derselbe vorkommt, klar zu machen weiß. Solche *impotentes* oder Ohnmächtige sind auch diejenigen, welche wir Rasende nennen würden. Diese sind meistens mit so außerordentlichen körperlichen Kräften versehen, daß man sie nicht zu bändigen im Stande ist. In welchem Sinne können diese Personen ohnmächtig genannt werden? Hier giebt unsere deutsche Sprache in einem ähnlichen Ausdrucke,

der aber nur eine nähere Bestimmung mit sich führt, mit einem Male — soll ich sagen einen Wink oder allen Aufschluss? den wir nur verlangen können.

Von dem Rasenden nämlich sagen wir in seinen Anfällen, daß er seiner selbst nicht mächtig sey. Diesen Ausdruck brauchen wir nicht allein von dem Rasenden, den wir als fortwährend krank betrachten, sondern auch von dem übrigens gefunden Menschen, wenn er sich in dem einstweiligen Zustande befindet, wo er nicht Herr seiner Handlungen ist, wo er z. B. vom Zorn zu gewissen Handlungen hingerissen wird. Zwischen dem lateinischen und dem deutschen Ausdruck scheint hier noch ein anderer Unterschied zu seyn. Jener nämlich deutet auf einen fortwährenden Mangel an Kraft sich zu beherrschen hin, dieser hingegen bezeichnet sowohl diesen Mangel als einen vorübergehenden Zustand, als er ihn als daurender ausdrückt. Der reichste Mann kann vielleicht in dieser oder jener Lage einer kleinen Summe Geldes nicht mächtig seyn; allein deshalb nennen wir ihn nicht unvermögend, oder sprechen ihm das Vermögen nicht ab.

Nach dem Bisherigen giebt uns der lateinische Ausdruck das Wesen nicht allein der Raserey, sondern der Tollheit überhaupt an. Denn die Tollheit besteht in nichts anderm als in dem Unvermögen, sich selbst zu beherrschen, oder

Herr seiner Begierden zu seyn, und der Handlungen, in welche sie ausbrechen. Der Tolle weiß, daß er nicht so handeln soll; er will vielleicht auch anders handeln; allein sein Wille unterliegt unter der Gewalt ihm widerstrebender Begierden, weil er unvermögend ist, was seine Vernunft ihm sagt, geltend zu machen. *Scio meliora proboque, deteriora sequor*, kann niemand mehr als er sagen. Was von der Tollheit gilt, gilt auch von der Manie als einer Art derselben, deren Raserey *), worin sie ausbricht, nicht nothwendiger Weise mit Wahnsinn, der seiner Natur nach nicht ohne Irrthum seyn kann, verbunden ist. Neuere Beobachtungen haben uns dieses erst einschärfen müssen **), obgleich jenes Wort dieses uns schon hätte sagen, oder wenigstens uns darauf hätte aufmerksam machen können. Ich sage einschärfen. Denn nicht allein die psychische Behandlung der Manie, sondern auch die Rechtspflege selbst ist, wo dieser Punkt aus der Acht gelassen wird, in Gefahr sich zu verirren. Hat ein Mensch bey völligem Verstande, oder in dem Zustande, wo in seinen

*) Raserey ist der heftige Ausbruch einer Tollheit, und auch einer Manie. Wo der Maniacus oder überhaupt der Tolle ruhig ist, wie im Schlafe, ist keine Raserey, obgleich die Tollheit, die darin auf die gräßlichste Art sichtbar wird, fortwährt.

***) Reil Rhapsodien. S. 387.

Urtheilen keine Verwirrung und kein Irrthum anzutreffen war, eine That, die nach den Gesetzen ein Verbrechen, verübt; so betrachtet man sie sofort als zurechnungsfähig. Man straft ihn, weil man schließt, der Mensch, der seines Verstandes mächtig sey, sey auch seiner Handlungen mächtig. Dafs dieser Schluss aber nicht ohne alle Einschränkung gelten könne, ist hier, wenn es anders noch zu beweisen ist, zu beweisen der Ort nicht. Nur das füge ich hinzu, das Cicero auf Veranlassung seiner Sprache eben die Bemerkung gemacht hat, zu der uns die unfrige eben so gut hätte führen können. — „Nil melius, sagt er, quam quod est in consuetudine sermonis Latini, cum exiisse ex potestate dicimus eos, qui effrenati feruntur aut libidine aut iracundia; quamquam ipsa iracundia libidinis est pars: sic enim definitur iracundia, ulciscendi libido. Qui igitur exiisse e potestate dicuntur, idcirco dicuntur, quia non sunt in potestate mentis: cui regnum totius animi a natura tributum est **).“

Allein solche Bemerkungen zu machen, oder sich an Ausdrücke dieser Art zu halten, vernachlässigen wir wegen eines besondern Umstandes. Ausdrücke dieser Art nämlich gebrauchen wir im gemeinen Leben nicht überall, wo sie ihre Anwendung finden; sondern nur da, wo der Fall

*) Tuscul. Quaest. II. 5.

ihrer Anwendung sich auf eine gewisse Art herausnimmt. So wie wir im gemeinen Leben nur von demjenigen sagen, daß er Verstand habe, der durch seinen Verstand sich auszeichnet; so brauchen wir jene Ausdrücke, die dazu noch auf einen gehässigen Fall gehen, nicht anders, als wo er sich in seiner auffallendsten Gestalt zeigt; und so ist es dann natürlich, daß wir nur da eine eigentliche Tollheit sehen wollen, wo sie mit Wahnsinn verbunden ist.

Hieraus scheint für den Psychologen die wichtige Regel zu folgen, daß er bey dergleichen Ausdrücken vorerst nicht den Grad, den sie nach der gemeinen Sprachgewohnheit in den Fällen ihrer Anwendung voraussetzen, nicht in Betrachtung ziehe, sondern nur dann erst darnach frage, wenn dieser Grad wesentlich ist, oder in der Sache selbst, und nicht bloß in den Augen des Redenden eine Gränze macht. Dieses ist da der Fall, wo es auf das Verhältniß einzelner Seelenvermögen ankommt, oder dieses wenigstens in Betrachtung gezogen werden muß. Hier giebt ein Vermögen für das andere den Maassstab ab. Denn die Frage ist alsdann nicht, ob dieses oder jenes Vermögen an sich genommen, in einem niedern oder höhern Grade vorhanden sey; sondern ob die Aeufserungen des einen von beiden nicht durch das andere gehindert oder gestört werden. Bey Wahnsinnigen ist immer

und ohne Ausnahme die Einbildungskraft, wenn auch vielleicht nur in einer gewissen Richtung zu stark für die Sinne. Hieraus folgt aber keineswegs, daß alle Wahnsinnige eine ausnehmende Einbildungskraft haben. Allein wenn die Einbildungskraft über die Sinne bey einem Menschen auch nur in sofern das Uebergewicht erhalten hat, daß er von einem einzigen Irrthum, zu dem sie ihn verleitet hat; nicht zurückkommen kann, ob ihn gleich die tägliche Erfahrung von demselben zurückbringen müßte, wenn seine Einbildungskraft nicht einen unglücklichen Sprung gethan hätte, durch den alle seine übrigen Vermögen, sobald sie gegen ihre Eingebungen reden sollen; zum Schweigen gebracht wären; so ist sein Wahnsinn keinem Zweifel unterworfen. Rousseau; der so allgemein, und mit eben so unstreitigem Recht bewunderte Rousseau ist in seiner festen Einbildung, daß die ganze Welt sich verschworen habe, seinen Stolz zu demüthigen *), eben sowohl wahnsinnig, als Taffo es war, wenn er sich einbildete, mit seinem Genius — oder wie er seinen vermeinten Geist nennen wollte — Umgang zu haben. Sobald von der Beschaffenheit einer Sache und nicht von dem Grade derselben die Rede ist, ist diese Regel so wenig hier, als anderwärts zu vernachlässigen,

*) Rousseau Juge de Jean Jacques. Dialogues p. 307. und Arnold über den Wahnsinn d. Uebers. 1. Th. S. 169 u. f.

wenn wir nicht auf bestimmte Begriffe Verzicht thun wollen. Doch ich kehre nach diesem Abschweif auf meinen Weg zurück.

Oft finden wir in mehrern Sprachen Ausdrücke, die wörtlich, oder nach ihrer Sprachableitung genommen, gleichbedeutend sind, von welchen aber der eine in seiner Sprache ganz etwas anders benennt als der andere in der seinigen. Das deutsche Mondfüchtig sagt nach seiner Sprachableitung nichts anders als das Griechische *σεληνιαζόμενος* oder *σεληνιακός*. Und doch heisst bey uns der Nachtwandler mondfüchtig, bey den Griechen und auch den Schriftstellern des neuen Testaments war der *σεληνιαζόμενος* aber der Epileptische *). Beide, die Griechen und die Deutschen, machten sich von zwey verschiedenen Krankheiten; indess in einem Punkt, dieselbe Vorstellung. Den Nachtwandler nennen wir, oder nannten vielmehr die ersten, die diesen Ausdruck gebrauchten, mondfüchtig, weil man eine Abhängigkeit der Anfälle seiner Krankheit von dem Mondwechsel wahrzunehmen glaubte, und das nämliche glaubten die Griechen bey der fallenden Sucht wahrgenommen zu haben **). Die Richtigkeit dieser Bemerkung, von welcher jene Benennungen ausgegangen sind, geht mich hier nichts an, nur eins, worauf sie zurückfüh-

*) Hugo Farmer. S. 194.

***) Ebend.

ren, liegt meinem Zwecke näher. Diese und ähnliche Benennungen führen auf die Untersuchung, ob die Vorstellungen, die ihnen zum Grunde liegen, gegründet oder ungegründet sind, und, wenn auch das letzte wäre, ob sie nicht vielleicht von einem andern Falle richtiger wäre, als zu dessen Benennung sie Anlaß gegeben. Indem ich hier von der Epilepsie rede, scheine ich mein Thema zu verlassen, da die Epilepsie, wie man mir vielleicht sagen wird, eine Krankheit des Körpers und nicht der Seele sey. Ich würde hierauf antworten, daß sie jenes und nicht weniger dieses sey, da die konvulsivischen Bewegungen der Muskeln, in welchen sie sich am auffallendsten zeigt, unwillkürlich, und selbst wider den Willen der Seele erfolgen, mithin die Gemeinschaft zwischen Seele und Körper hier wie gehemmt ist. Diese Krankheit gehört also zu denjenigen, die man Seelenkrankheiten im engsten Sinne nennen könnte.

Treffen wir in der einen Sprache Ausdrücke, die wir in der andern vergebens suchen; so ist das immer ein Fund, zu dem wir uns Glück wünschen können. Nur Schade, daß nur Wenige einen solchen Fund sich zu eigen zu machen wissen. Die französische Sprache hat z. B. das Wort naïveté, welches der unsrigen fehlt; aber wer ist jener Sprache so mächtig, daß er gleich den Begriff von der Eigen-

schaft, die es ausdrückt, ausheben könnte? Um
 hierzu im Stande zu seyn, müßte er die Fälle, wo
 jenes Wort paßt, und wo es nicht paßt, gleich
 genau zu unterscheiden wissen. Doch auch das
 ist noch nicht genug. Um den Begriff, der je-
 nem Worte anklebt, aus jenen Fällen bestimmt
 auszuheben, wird auch eine Fertigkeit zu abs-
 trahiren erfordert, die nicht jedem gegeben ist,
 auch nicht von jedem erworben werden kann.
 Girard z. B. stellt die Ausdrücke: *Sincérité*,
franchise, *naïveté*, und *ingénuité*, als Sy-
 nonymen oder Sinnverwandte Wörter zusammen*).
 Das giebt uns schon eine Spur, aber eine Spur, wel-
 che nicht unfehlbar zum Ziele führt. Wir sind auf
 der Spur, weil wir nur das ähnliche, das allen je-
 nen Ausdrücken gemein ist, ausheben dürfen, und
 dann nur noch auf ihre Verschiedenheit zu ach-
 ten haben. Jene Aehnlichkeit mögte auch leicht
 auszuheben seyn. Auch mögten wir ferner wohl
 die drey Wörter, mit welchen das *naïveté* zusam-
 mengestellt ist, ziemlich genau überfetzen können.
 Denn *Sincérité* mögte so ziemlich unser Unver-
 stelltheit; *franchise* unser Offenheit; *in-
 génuité* unser Freymüthigkeit seyn, allein
 den Punkt zu finden, worin die *naïveté* von je-
 nen sich insgesammt unterscheidet, und der sie
 hinlänglich charakterisirt, mögte so leicht nicht
 seyn.

*) *Les Synonymes François cet art.*

Hier ist nicht der Ort, diesen oder jenen psychologischen Begriff zu entwickeln. Deshalb brauche ich diesen Begriff nicht zu verfolgen; nur die Regel, die hieraus für einen Fall, wieder gegenwärtig folgt, ist nicht aus der Acht zu lassen. Finden wir nämlich in verschiedenen Sprachen Synonymen für psychologische Gegenstände, so können wir sie eben so behandeln als Synonymen oder Sinnverwandte Wörter einer und eben derselben Sprache. Herr Eberhard hat uns in seinen synonymischen Werken ein Muster dieser Behandlung gegeben, und die Regeln derselben dargelegt. Es kommt nämlich nur darauf an, die Aehnlichkeit oder allgemeinere Uebereinstimmung jener Ausdrücke auszuheben, und dann den Unterschied eines jeden derselben von jedem der übrigen Sinnverwandten anzugeben. Jené Uebereinstimmung aufzufinden, wird vielleicht nicht viel Witz erfordert, allein die Verschiedenheit? — Hier wäre ich in Gefahr, mich in logische Regeln und Lehrsätze, auf welche ich mich beziehen müßte, zu verlieren; deshalb will ich lieber abbrechen, und um so lieber, da das Genie bey einer Aufgabe wie diejenige, wovon hier die Rede ist, doch immer das beste thun muß.

Doch die Hauptschwierigkeit bey der Anwendung dieser Regel liegt darin, daß nur Wenigé mehrerer Sprachen so mächtig sind, und

jede derselben sich so geläufig gemacht haben; um hiervon Gebrauch zu machen. Man kann eine Sprache vielleicht ziemlich fertig verstehen, auch mit ziemlicher Geläufigkeit reden, ohne jene Feinheiten derselben inne zu haben. Allein eben den Vortheil, den hier die Vergleichung mehrere Sprachen gewährt, gewährt auch die Vergleichung mehrerer Dialekte einer und eben derselben Sprache. Jeder hat wenigstens den Mutterdialekt seiner Muttersprache, wenn er nicht durch eine zu ängstliche Verziehung *) vor ihm ganz verwahrt ist, ohne an ihn sklavisch gewöhnt zu seyn, inne. Die Sprache der gebildeten Gesellschaft, wie die Schriftsprache eines Volks ist, ist freylich nicht die Sprache dieser oder jener Provinz, dieses oder jenen Orts, sondern vielmehr aus allen ausgehoben. Das Niedrigere, das feine Gefühl Beleidigende, wird daraus verbannt; auch die Namen derjenigen Gegenstände, welche in der gebildeten Gesellschaft nicht zur Sprache kommen, werden in sie nicht aufgenommen, und bleiben vergessen und verachtet in dem

*) In den vornehmen Ständen habe ich, wenigstens in meinem Vaterlande Westphalen, bemerkt, bewahrt man die Kinder oft mit einer ängstlichen Sorgfalt, davor, das sie die plattdeutsche Mundart lernen. Jedes Wort derselben in ihrem Munde wird ihnen als eine Ungezogenheit verwiesen. Das dieses mehr Verziehung als Erziehung ist, bedarf keines Beweises.

Dialekte liegen, welchem sie eigenthümlich *) angehören. Die Niederdeutsche Mundart in Westphalen hat mehrere Wörter für moralische und psychologische Gegenstände, die der Hochdeutschen Mundart abgehen. Das Wort *awiefig* z. B. wird von Kindern gebraucht, die aus Verzärtelung zu viel Aufmerksamkeit auf sich fordern, schreyen oder klagen, um bemitleidet zu werden; *sich möen* (mühen) heisst sich grämen **); *äsk* bezeichnet das Hässliche, in sofern es unanständig ist; *unêwieten* (ungewissenhaft) drückt so ziemlich das französische *indiscret* aus. Man braucht diesen Ausdruck nämlich nicht von dem Unbescheidenen überhaupt, sondern besonders

*) Mehrere Dialekte einer Sprache sind nichts anders als Variationen derselben, die sich im Ganzen auf allgemeine Regeln zurückführen lassen. Wo z. B. die Hochdeutsche und Oberdeutsche Mundart ein *Pf* hat, hat die Niederdeutsche ein bloßes *P* oder *F*; für die Diphthongen *ei* ein bloßes *i*. Der Niederdeutsche sagt *pipen* für *pfeiffen*. Dieses ist z. B. die Regel, die aber ihre Ausnahmen in Wörtern hat, die einer solchen Mundart ganz eigen sind. Ein Hund heisst wenigstens in mehrern Gegenden in Westphalen ein *Rüe*. Solche, einem Dialekte eigene, Wörter kommen bey der Benutzung derselben, auch in psychologischer Hinsicht, vornehmlich in Betrachtung. Da nämlich, wo andere Dialekte keine gleichbedeutende Worte haben.

***) Siehe die Anmerkung B.

demjenigen, der mit Unbescheidenheit die Güte anderer über die Gränze benutzt. Das Wort Schrülle bezeichnet Anfälle einer Laune, die an Tollheit gränzen.

Ich habe hier nicht allein psychologische, sondern auch moralische Ausdrücke angeführt. Beide gränzen auch (wenigstens ist das bey den moralischen Ausdrücken der Fall, die nicht die allgemeinsten moralischen Begriffe bezeichnen,) zu nahe zusammen, als dafs nicht, wo von den einen die Rede ist, die andern mit zur Sprache kommen sollten. Beide gehen zudem in der Wirklichkeit von gewissen Verhältnissen aus, die man einer besondern Auszeichnung für werth gehalten hat. Die psychologischen Ausdrücke insbesondere, weisen immer auf gewisse Beobachtungen hin, die wir auch in andern Fällen, als auf welche ein solcher Ausdruck geht, anzustellen Gelegenheit haben. Das Wort awiefig z. B. sagt uns, wenn es anders keinen blofs imaginären Begriff bezeichnet, dafs hie und da Menschen nur aus der Sucht zu interessiren Gegenstände des Mitleids werden wollen, und diese Beobachtung finden wir auch bey zu vielen grossen und kleinen, alten und jungen Kindern bestätigt, als dafs wir an der Richtigkeit derselben zweifeln könnten. Allein so leicht es oft ist, eine Beobachtung, wenn wir sie einmal gemacht haben, bestätigt zu finden; so schwer hält es in vielen

Fällen, eine solche Beobachtung selbst zu machen, wenn auch hie und da, nur deswegen, weil die Gelegenheit dazu zu alltäglich ist, als das wir uns die Mühe nehmen sollten, darnach zu greifen. Aus diesem Grunde bedarf es eines solchen Anlasses, wie uns eine Sprache in ihren Mundarten darbietet, darauf aufmerksam gemacht zu werden. Ein solcher Anlass ist auch deshalb für uns oft um so schätzbarer, weil diejenigen, welchen ein solcher Ausdruck seinen Ursprung verdankt, zu der Beobachtung, von der er ausging, eine besondere Veranlassung hatten. Wir verdanken ihnen nicht allein jene Beobachtung, sondern mehr als sie selbst hatten, wenn wir von einer solchen wohlgeprüften Beobachtung Anlass nehmen, sie uns zu erklären, und auf ihre Gründe zurück zu führen.

Oft hat ein und eben dasselbe psychologische Wort in verschiedenen Verbindungen verschiedene, aber doch mit einander verwandte, Bedeutungen, von welchen man die eine leicht aus der andern findet. In den Schriften der neuern Psychologen wird der Ausdruck Lust für jedes angenehme Gefühl genommen. Dieses ist aber nicht seine eigentliche Bedeutung. Ich meines Theils würde der letzte seyn, der den Psychologen daraus einen Vorwurf machte, jenes Wort in einer so allgemeinen Bedeutung zu nehmen.

Denn

Denn wo die Sprache uns kein Wort für einen Begriff darbietet, können wir nur entweder ein neues Wort schaffen, oder wir müssen ein schon vorhandenes in einer andern Bedeutung nehmen; wenn anders unsere wissenschaftliche Kenntniß nicht durch die zufälligen Gränzen der Sprache beengt werden soll; und dieses hiesse alle Wissenschaften zu einem ewigen Stillstande verdammen. Also mögen wir es dem Psychologen immer Dank wissen, daß er dem Worte: Lust jene Bedeutung gegeben; allein der Sprachgebrauch giebt ihm eine engere Bedeutung, und diese finden wir bald, wenn wir zwischen den Ausdrücken Lust an etwas und Lust zu etwas haben, unterscheiden; oder wenn wir den letzten Ausdruck richtig gefaßt haben, so haben wir auch die Bedeutung des ersten. Denn Lust haben wir zu etwas, in sofern wir etwas begehren, weil es für uns unmittelbar einen angenehmen Zustand mit sich führt. Die Lust, die es in sofern mit sich führt, ist die Lust im engern Sinne, oder die Lust an etwas, die wir nunmehr leicht von dem Wohlgefallen und der Freude unterscheiden. Denn Wohlgefallen verursacht uns eine Sache durch ihre Zweckmäßigkeit, Freude durch ihre Zusammenstimmung mit unsern Wünschen.

Ich müßte zu tief in die Psychologie hineingehen, wenn ich diese Betrachtungen weiter

verfolgen wollte. Ich habe auch nichts weiter als Bemerkungen versprochen, und dieser sind schon in dem Vorhergehenden genug gemacht. Der Leser, der sie seiner Prüfung nicht unwerth findet, wird durch sie leicht auf andere, vielleicht wichtigere, geführt.

Zu diesen und ähnlichen Bemerkungen giebt die Betrachtung der Sprachen im Allgemeinen Anlaß. Sie betreffen insgesammt die Sprachen, wie sie einmal vorhanden sind und zeigen, daß wir an denselben eine reiche, noch lange nicht genug benützte Fundgrube für die Psychologie besitzen. In den individuellen Fällen ihres wirklichen Gebrauchs ist die Sprache für uns eine Wünschelruthe, die uns sehr oft, wenn auch nicht einen Schatz entdeckt, doch dasjenige sagt, was wir wissen wollen, oder wenigstens uns demselben auf die Spur bringt. Ein Blinder z. B. höre in einer ihm unbekanntem Sprache, was ein Anderer sagt. Wovon die Rede eigentlich ist, wird er natürlich nicht wissen, es auch nicht einmal errathen können, da er nichts von den Minen und Gebärden des Redenden, die dieses andeuten, vernimmt. Ob dieser aber fragt, zweifelt, etwas behauptet; ob er verwundert, aufgebracht, betrübt, kurz in welchem Gemüthszustande er ist, wird er leicht hören. Die Sprache ist hier ein natürli-

ches Zeichen, Ich sage; ein natürliches Zeichen. Denn hier ist nicht die Rede von der Bedeutung, die diese oder jene Wörter einmal angenommen haben, sondern von Modulationen der Stimme, einem Rhythmus der Rede u. s. w.; kurz von etwas, das schon nach physischen Gesetzen den Zustand des Redenden darlegt. — Worin liegt hier der Zusammenhang zwischen Zeichen und Bezeichnetem?

Die Frage ist psychologisch. Vielleicht nehme ich an einem andern Orte dieser Blätter Veranlassung, das eine oder andere hierüber mitzutheilen. Wann und wo es geschehen mögte, wage ich um so weniger jetzt schon zu bestimmen, da diese Bemerkungen noch wenigstens bey einem Theile unserer Leser eine Vorbereitung zu erfordern scheinen, zu der ich lieber eine schickliche Veranlassung benutzen, als sie ohne dieselbe machen will; besonders da ich einige psychisch - medicinisch - semiotische Betrachtungen über die Sprache, die vielleicht schon in dem folgenden Stücke erscheinen sollen, unabhängig von ihnen anstellen kann.

Nur zwey Worte davon jetzt. Wahnsinnige zeigen oft einen auffallenden Hang mit sich selbst zu reden; dasselbe nimmt man bey dem Blödsinnigen und Stupiden wahr. Was noch

mehr ist, die letzten haben eine eigne Sprache, oder vielmehr eine eigne Grammatik, die aber ganz den Charakter ihrer Verstandeschwäche darlegt. Das psychologisch-medicinisch-fermiotische hierbey geht unsern Zweck zu nahe an, als das ein vielleicht nicht ganz unvollkommener Versuch darüber zu früh kommen könnte.

A n m e r k u n g e n.

A. Nach Farmer (S. 17. a. O.) waren die Dämonen menschliche, vom Aberglauben vergötterte, Geister, und dieses ist auch Semler's Meinung (S. 9. der Vorr.). Allein aus dem Hierokles (Comment. in Carm. aur. Pyth. ad vers. 2 und 3.) erhellet, das dieses wenigstens nicht allgemein wahr sey. Hierokles unterscheidet nämlich die unsterblichen Götter, die Heroen, und die Menschenseelen, die mit Wahrheit und Tugend geschmückt sind (*τὰς ἀνθρωπινὰς ψυχὰς ἀληθείᾳ καὶ ἀρετῇ κοσμηθείσας*), als Gegenstände der menschlichen Verehrung. Diese letzten werden zwar in den sogenannten Pythagorischen Versen irdische Dämonen genannt; allein nach Hierokles Bemerkung wird ihnen jenes Beywort (*καταχθονίος*) nur gegeben, um sie von den eigentlichen Dämonen (*φύσει δαίμονες*) zu unterscheiden. Diese, die eigentlichen Dämonen sind aber mit den Heroen, welche Hierokles zwischen die Götter und Menschen setzt, nach ihm, einerley; wenigstens die guten Dämonen.

B. Nach Adelungs Wörterbuche hat im Hochdeutschen das Wort M ü h e n dieselbe, aber jetzt veraltete, Bedeutung gehabt. Ich weiß nicht, warum man einen so treffenden Ausdruck, der auf die Natur des Grams (s. meine Unterf. über die Seelenkrankheiten, 1. Th. S. 115.) wie mit Fingern zeigt, hernach verschmäh't, oder vielmehr weggeworfen hat.

J. C. Hoffbauer.

Psychische Heilung einer Taubheit.

Zu Paris wurde eine Frau, die ganz taub war, von einem großen Hunde angefallen, ohne übrigens von ihm beschädigt zu werden. Die Frau fällt vor Schreck ohne Bewusstseyn nieder; allein wie sie wieder zu sich selbst kommt, hört sie alles, was um ihr vorging. — Dieses las man im August 1805 in einer der Berliner Zeitungen *) unter den vermischten Nachrichten.

Zu einer Zeit, wo man so viel von der Heilung der Gehörfehler sprach und schrieb, wäre ich um so mehr misstrauisch gegen jene Erzählung gewesen, wenn mir nicht zwey Fälle, die mit jenem wenigstens Aehnlichkeit haben, aus der ersten Hand bekannt gewesen wären. Zudem sollte jene Nachricht aus Paris kommen;

*) In welcher, weifs ich den Augenblick nicht, da ich keiner der Berliner Zeitungen vom August 1805 habhaft werden kann; so viel weifs ich noch, das ich den erzählten Vorfall mir sogleich und ungefähr mit eben den Worten, als er hier wieder gegeben ist, aus der Zeitung aufzeichnete, aber in den Kriegsunruhen um dieses Excerpt gekommen bin.

wo man ohnehin wenig von dem wissen mochte, was in unserm deutschen Vaterlande zum Trost der Tauben und Schwerhörigen geschehen seyn sollte. Ich glaube daher um so weniger die Wahrheit jener Erzählung in Abrede stellen zu dürfen.

Allein wie ging es mit jener Heilung zu? — Ich theile darüber folgendes mit, das wenigstens so lange gelten mag, als eine genüendere Erklärung davon gegeben wird.

Es ist schon in diesen Blättern der gegenseitigen Mittheilung des Zustandes zwischen Seele und Körper, als eines bisher zu wenig beachteten gegenseitigen Einflusses zwischen beiden erwähnt worden *). Es scheint, dafs diese hier eine befriedigende Erklärung darbietet.

Nach jener Mittheilung nämlich sind mit heftigern Bewegungen im Körper, heftigere Veränderungen in der Seele, und mit diesen jene verbunden. Der Schreck ist eine der heftigsten Gemüthsbewegungen, durch welche alle Seelenvermögen, gleichsam nach einer augenblicklichen Erschütterung in Stillstand gesetzt werden. Etwas ähnliches ist uns im eigentlichen Sinne an dem Körper sichtbar. In dem einen Momente sehen wir eine konvulsivische Bewegung in allen Gliedmaßen des Körpers, in dem folgenden ist

*) I. St. S. 18 u. f.

der ganze Körper wie versteinert. Wenn durch jene Erschütterung in dem erzählten Falle die gelähmten Gehörnerven mit einem Male wieder Empfänglichkeit für die eigenthümlichen Eindrücke derselben erhalten hätten; so wäre dieses um nichts unbegreiflicher, als wie ein elektrischer oder galvanischer Schlag diese Wirkung gehabt hätte. Denn die Frage ist hier: nicht, wie es zugehe, daß der Körper und die Seele sich ihre Zustände mittheilen; sondern vorausgesetzt, daß wenn es mit jener Mittheilung seine Richtigkeit habe, ob alsdann ein heftiger Schreck so wirken könne. Dieses ist keinem vernünftigen Zweifel unterworfen und scheint aus folgenden Gründen sich noch mehr zu bestätigen.

Der Erfahrung zu Folge ist es außer Zweifel, daß bey den äußern Empfindungen der Körper auf die Seele vermittelt der Nerven wirke, und daß die Seele auch vermittelt der Nerven die willkührlichen Bewegungen hervorbringt. Dieses läßt schon vermuthen, daß die Nerven gleichsam der Weg sind, durch welchen der Körper und die Seele ihre Zustände sich mittheilen *). Nähere Erfahrungen hat man hier-

*) Der Ausdruck, daß die Nerven der Weg sind u. s. w. ist, gestehe ich, sehr unpräcis und selbst schiekend, eben so sehr als der Ausdruck: die Seele wirke auf den Körper, oder dieser auf jene durch die Nerven. Denn

über noch nicht mitgetheilt, und aus dem ganz natürlichen Grunde, weil man auf diese gegenseitige Einwirkung beider noch nicht aufmerksam gewesen ist. Allein wenn man einmal sein Auge darauf richtet; so stößt man bald auf Erfahrungen, die jene Vermuthung zu bestätigen scheinen. Wir finden z. B. im Schrecken, die Unbeweglichkeit oder Hemmung der Beweglichkeit, nicht etwa in diesem oder jenem Theile des Körpers, sondern in allen. In der Freude sehen wir etwas Aehnliches. Wie nämlich in der Seele der Fluß der Vorstellungen und aller Veränderungen, die alsdann in ihr vorgehen, beschleunigt ist, sind auch alle Bewegungen im Körper, die willkürlichen wie die unwillkürlichen, lebhafter. Es scheint, daß hieraus zu schließen ist, daß die Mittheilung des Zustandes zwischen Seele und Körper nicht durch diesen oder jenen Nerven allein, sondern durch das gesammte Nervensystem geschehe. Ist dieses vorauszusetzen; so ist hier wenigstens keine erweisliche Unmöglichkeit, daß in irgend einem Theile des Nervensystems auf diese Art Veränderungen, wie

er setzt voraus, daß die Nerven nicht Theile des Körpers sind. Allein ich hätte ohne eine verwirrende Weiterschweifigkeit diesen Ausdruck nicht vermeiden können. Deshalb erlaube man ihn mir, wenn ich ihn durch diese Anmerkung von der falschen Nebenidee, die ihm anhängt, gereinigt habe.

die vorhin bemerkte, bewirkt werden. Ich sage, es sey hier keine erweisliche Unmöglichkeit. Denn dafs wir hier keine Wirkung des gesammten Nervenystems, auf den oder den Theil nachweisen können, davon liegt lediglich der Grund in unserer noch so mangelhaften Kenntnifs desselben.

Die hier gegebene Erklärung oder vielmehr ein Grund, von dem sie ausgeht, dafs eine starke Erschütterung oder was sonst für eine Veränderung in den Gehörnerven, die durch das ganze Nervenystem zu demselben gebracht ist, und demselben die zum Empfinden nöthige Reizfähigkeit gegeben, wird noch durch eine andere Erfahrung, welche zwar von einer entgegengesetzten Art zu seyn scheint, aber in einem Punkte mit dem vorerzählten Fall gleichartig ist, bestätigt. Man weifs nämlich, dafs Podagriften, die in Anfällen ihrer Krankheit wie gelähmt, und des Gebrauchs ihrer Füfse beraubt waren, zu demselben wieder gelangten, wenn Angst und Furcht sie in Bewegung setzte *). Die Anstrengungen des Zorns haben Lähmungen gehoben **). Die Veränderungen, die durch diese Gemüthsbewegungen in dem Nervenystem vorgingen, setzten so zu sagen den Nerven, der die beabsichtigte

*) Falconer Abhandlung über den Einflufs der Leidenschaften, a. d. Engl. S. 63 u. f.

***) Reils Rhapsodien. S. 29.

Bewegung hervorbringen sollte, wieder in seine Thätigkeit ein. Können Gemüthsbewegungen vermittelt des Nervensystems, auf einen einzelnen Theil desselben so wirken; warum nicht auch auf die andere Art? Ich komme jetzt auf die schon vorhin erwähnten, in gewisser Rücksicht dem erzählten ähnlichen, Fälle.

Ein sehr schwerhöriger Mann, der zu Zeiten fast ohne alles Gehör war, hatte vor einigen Jahren, als er im Winter bey einem Spatziergange über einen gefrorenen Fluß ging, das Unglück, daß das Eis unter ihm brach, und er mit dem einen Fusse ganz in das Wasser fiel. Das geschahe beynähe eine Viertelmeile weit von seiner Wohnung, zu der er sich, weil er, so weit er in das Wasser gefallen, ganz durchnäßet war, sogleich zurück begab. Zu Hause fand er gleich eine auffallende Verstärkung seines Gehörs, an der er um so weniger zweifeln konnte, da er daselbst einen sehr zuverlässigen Akouometer hatte. Dieses war eine Wanduhr, deren Perpendikelschlag, wenn er schlecht hörte, ihm in einer Entfernung von zwey Schritten unvernemlich war, den er aber jetzt in einer Entfernung von mehr als acht Schritten hörte. So gut hatte er in Jahr und Tag nicht gehört. Nach einigen Tagen ging diese Erhöhung des Gehörs zwar wieder verloren; allein augenscheinlich war von dieser einstweiligen Verstärkung seines Gehörs der Grund entweder in seinem Schreck über seinen Fall,

oder in der Erkältung, oder in beiden zu suchen. Genug der Fall hatte, nach seiner eignen glaubhaften Verücherung, auf ihn eben so, nur in einem ungleich höheren Grade gewirkt, als der Galvanismus bey einzelnen Anwendungen, die er davon versucht hatte. Denn diese hatten oft, aber immer nur auf kurze Zeit, ihm ein leichteres Gehör verschafft.

Sollte dieser Fall mit dem erst erzählten gleich nicht so homogen seyn, so ist es unstreitig folgender um so mehr.

Eben dieser Mann hatte einen kleinen Hund, der beständig in seinem Zimmer war, der ihm um so mehr lieb war, weil seine Treue seiner Wachsamkeit, durch die er sich ihm unentbehrlich gemacht hatte, gleich kam. Einstmals fällt der Hund, der kurz vorher ganz gesund war, wie schlaftrunken von einem Stuhl, auf den er sich gelegt hatte, bekommt gleich darauf Zuckungen, an welchen er in wenig Minuten starb. Der Tod des Hundes betrübte seinen Herrn schon, und der Verdacht, daß das arme Thier vergiftet seyn mögte, brachte bey diesem sehr heftige Gemüthsbewegungen hervor. Um seinen treuen Hund gesteht er, hätte er weinen mögen, der Verdacht, den er auf einen seiner Nachbarn wegen der Vergiftung des Hundes hatte, brachte ihn auf das Aeußerste auf.

In diesem Zustande fand er eine auffallende Erhöhung des Gehörs, an der ihm der vorhin erwähnte Akouometer keinen Zweifel übrig liefs.

Dieser Fall ist dem ersten ähnlich, wenn auch nicht darin, daß hier eine gänzliche Taubheit durch Schreck gehoben wurde; sondern in einer Wirkung, welche Gemüthsbewegungen auf die Gehörwerkzeuge hatten. Eine ähnliche Wirkung werden sie unstreitig auch auf die Werkzeuge der übrigen Sinne äußern können. Die Sache verdient wenigstens der Aufmerksamkeit des Beobachters empfohlen zu werden.

J. C. Hoffbauer.

VI.

A n z e i g e n.

Untersuchungen über (die) Leidenschaften und Gemüthsaffekten, als Ursachen und Heilmittel der (von) Krankheiten, von Michael Lenhoffek, Doctor der Heilkunde, ord. Physicus der löblichen Graner Gespanschaft u. s. w. Pesth 1804. XVI und 380 S. 8.

Obgleich die Erscheinung dieses Buchs drey Jahr über den Anfang dieser Blätter hinausfällt; so können wir uns doch der Anzeige desselben um so weniger überheben, da der Gegenstand desselben recht eigentlich der psychischen Medicin angehört. Der Einfluss der Leidenschaften auf den Körper konnte nicht lange unbemerkt bleiben. Es konnte eben so wenig fehlen, dass man schon in den ältesten Zeiten von diesen Bemerkungen für die Heilkunst Gebrauch zu machen suchte, und oft sehr glücklich machte. Allein alles, was man davon in den Schriften der Aerzte findet, sind mehr Bruchstücke, die

wir dem Genie und unmittelbar der Erfahrung verdanken, als dafs wir in ihnen viel mehr als den Anfang einer Theorie sehen könnten. Dieses gilt selbst von Falconer's berühmten Schrift, in welcher wir mehr eine schätzbare und zum Theil geordnete Sammlung von Thatfachen und Bemerkungen über einzelne Krankheiten, als eine Theorie haben, wenn wir nicht das erste Kapitel dafür nehmen sollen. Allein in diesem erfahren wir nichts mehr, als: 1) dafs es Leidenschaften gebe, welche die Lebenskräfte erregen, und andere, die sie unterdrücken; 2) dafs die an sich erregenden Leidenschaften, in sofern sie eine widernatürliche Anstrengung hervorbringen, schwächend, und die an sich die Lebenskräfte unterdrückenden Leidenschaften auch reizend wirken können. Welche Leidenschaften von der ersten, und welche von der zweyten Art sind, wagt Falconer nicht genau anzugeben. Der vergnügte Gemüthszustand, sagt er zwar, setze die Lebensverrichtungen in Bewegung. Ob dieser es aber allein thue, und nicht auch der traurige, darüber erklärt er sich nicht, auch nicht darüber, worin die erregende oder hemmende Kraft der Leidenschaften liege.

Diese Anmerkungen über Falconer, würden hier am unrechten Ort seyn, wenn des Verf. Theorie, bis auf einige nähere Bestimmungen, Erweiterungen und speciellere Anwendungen nicht

die Falconersche wäre, ob demselben gleich Falconers Schrift, (wie wir wenigstens daraus schließen müssen, daß wir auch nicht einmal S. 67., wo der Verf. die vorzüglichsten Schriften über seinen Gegenstand anführt, und, unsers Erinnerns auch sonst nirgend angeführt gefunden haben) ganz unbekannt geblieben zu seyn scheint.

In der ersten Abtheilung des Buchs nämlich, wo der Verf. von den Leidenschaften und Gemüthsaffekten überhaupt (S. 1 — 113.) redet, sagt er, daß alle Dinge, die auf die lebensfähige Maschine einen Einfluss haben, entweder als positive, die Lebensfähigkeit anfachende, oder als negative, die Lebensfähigkeit deprimirende Potenzen wirken (S. 68.), und theilt darauf (S. 71.) die Leidenschaften in excitirende oder reizende und deprimirende, oder Reitz entziehende ein. Die excitirenden, fügt er hinzu, können unter gewissen Umständen unsere Lebensäußerungen abspannen, da nämlich, wo sie durch Ueberreizung eine indirekte Schwäche hervorbringen. Eben so können, wie der Verf. zwar, so viel wir sehen, nicht allgemein sagt, aber bey mehreren Anwendungen, und dem vorigen ganz consequent voraussetzt, deprimirende Leidenschaften, indirekt wieder die Lebensäußerungen anspannen. In sofern Leidenschaften die Erregung erhöhen, und also die Erregbarkeit ver-

min-

mindern, oder umgekehrt, die Erregbarkeit erhöhen und die Erregung vermindern, können sie unter gewissen Umständen im Organismus Krankheiten hervorbringen, und in andern sie aufheben oder die Gesundheit wieder herstellen. (S. 81.) Ob Leidenschaften excitirend oder depressirend wirken, hängt einmal davon ab, ob sie mit angenehmen oder unangenehmen Empfindungen verbunden sind. Leidenschaften, mit welchen die ersten verbunden sind, kann man als sthenische, die, mit welchen die letzten verbunden sind, als asthenische, und als schädliche (wie der Verf. sich ausdrückt, als Schädlichkeiten) betrachten. (S. 73.) Der Verf. glaubt nämlich, daß wir, wenn wir über die Gesetze unserer Empfindungen nachdenken, finden, daß alle angenehme Empfindungen unsere Maschine erregen, und alle unangenehme sie abspannen, und umgekehrt. (Genau genommen, mögte dieses weder das Nachdenken, und unmittelbar die Erfahrung lehren. Diese zeigt uns zwar, daß z. B. angenehme Gefühle und solche Erregungen mit einander verbunden sind; ob aber diese von jenen, oder ob jene von diesen die Ursach sind, davon sagt sie uns in der Allgemeinheit, worin es hier aufgestellt wird, nichts.) Zweytens wirken Leidenschaften auch incitirend, in sofern sie nicht allein auf das Empfindungs-, sondern auch auf das Begehrungsvermögen wir-

ken. (S. 86.) In sofern ist also, wie auch der Verf. zugiebt, jede Leidenschaft incitirend, ob sie gleich in einer andern Rücksicht deprimirend seyn kann. (Unstreitig hätte dieser Punkt, den der Verf. nur berührt, eine genauere Erörterung verdient. Es ist nämlich eine zwiefache Wirkung der Leidenschaften auf den Körper zu unterscheiden: eine Wirkung, die sie durch unsere Willkühr hat; und eine andere, die von derselben unabhängig ist. Alles, was zwischen den Endpunkten der einen wie der andern, dem Anfangs- und dem Schlufspunkt derselben liegt, ist freylich physiologisch verkettet, das Ganze in seiner Totalität hingegen nicht. Die erste Art der Wirkungen der Leidenschaften kommt aber in psychisch-medicinischer Hinsicht seltner, und in einer ganz andern Art in Betrachtung, über welche wir uns an einem andern Orte vielleicht näher zu erklären, eine Veranlassung haben.) Aufser der bisher betrachteten allgemeinen Einwirkung, der Leidenschaften auf den Organismus, welchen allgemeinen Einfluss der Verf. insbesondere excitirend oder deprimirend nennt, wirken sie zweytens auch, wie der Verf. es nennt, als eindringende Potenzen, oder sie haben Wirkungen, die sie auf besondere Theile der körperlichen Maschine, wie z. B. der Zorn auf die Galle, die Freude und Traurigkeit. (oder eigentlicher wohl ihre Mischung) auf die Thränendrüsen eigenthümlich äußern, und drittens in

sofern gewisse Gemüthsbewegungen auf die Consistenz und Mischung gewisser Säfte, z. B. die Milch der Säugerinnen Einfluss haben. (Hier mögte man wohl einen zwiefachen Mangel an Präcision finden. Denn erstens jene eindringenden Wirkungen, kann eine Leidenschaft doch wohl nicht anders als durch eine Excitation oder Depression gewisser Organe im Körper haben. Die allgemeine Einwirkung auf den Organismus kann also wohl nicht ausschliessend mit jenem Namen bezeichnet werden. Zweytens auch die Wirkung, welche die Leidenschaften auf die Consistenz der Säfte haben, ist entweder unmittelbar schon in jener allgemeinen, oder in einer solchen örtlichen Einwirkung derselben gegründet.)

In der zweyten Abtheilung (S. 115—357.) wendet der Verf. seine allgemeine Theorie auf die besondern Leidenschaften namentlich 1) auf die Freude, von der die Liebe, Freundschaft, Ehrliche, der Ehrgeitz, Stolz und Hochmuth, als Arten betrachtet werden; 2) die Hoffnung; 3) die Traurigkeit und ihre Arten, zu welchen Schrecken, Neid und die Verzweiflung gezählt werden; 4) die Furcht, von welcher Schamhaftigkeit, Geitz und Eifersucht als Arten aufgeführt werden, und 5) auf den Zorn an. In wiefern alle diese ganz allgemein, als Leidenschaften oder als Affekten zu betrachten sind, lassen wir dahin gestellt seyn; nur eine Betracht-

tung; zu der das angeführte Verzeichniß gleich führt, können wir um so weniger übergehen, da sie mit unserm Zwecke so nahe zusammenhängt. Eine vollständige Enumeration aller Leidenschaften kann und wird niemand verlangen; da es der Leidenschaften soviel als der leidenschaftlich begehrten Gegenstände, d. h. unendlich viele giebt. Denn z. B. alle sogenannten Liebhabereyen oder Neigungen zu dem Besitze gewisser Dinge, ohne einen anderweitigen Nutzen davon zu erwarten, wie von Gemälden, Büchern u. d. gl.; wenn sie über einen gewissen Punkt hinausgehen, sind Leidenschaften. Kommt aber jede derselben in psychisch - medicinische Betrachtung? Eben dieselbe Frage läßt sich in Ansehung der von dem Verf. genannten Leidenschaften aufwerfen. Man sieht nämlich leicht, daß einige derselben schon an und für sich eine gewisse bestimmte Wirkung auf den Körper äußern, die nach den Umständen nützlich oder schädlich ist; andere hingegen nur in sofern, als sie unter verschiedenen Umständen, nach psychologischen Gesetzen, Leidenschaften der ersten Art erregen. Das erste gilt z. B. von der Freude, der Traurigkeit und dem Schreck; das letzte vom Geitze, dem Ehrgeitze, Hochmuthe u. a. Der Verf. hat zwar, in einem Vorbericht zu diesem Abschnitt (S. 113—121.) die einzeln zu betrachtenden Leidenschaften aufzuzählen gesucht; allein diesen Punkt gar nicht in Betrachtung gezogen. Da-

her verirrt er sich denn zu oft in Betrachtungen; die er dem Moralisten überlassen sollte. Denn z. B. das ganze Kapitel vom Neide (S. 292—299.), fast das ganze Kapitel vom Geitze (S. 333—345.) sind so reich an hier unnützer Moral als sie an dem, was zur Sache gehört, arm sind. Ueberhaupt ist das eigentlich Psychologische bey dieser Abhandlung nicht mit der gehörigen Genauigkeit behandelt, und vieles ist hieher gezogen, was gar nicht zur Sache gehört. So z. B. (S. 26.) wird behauptet, daß wir alle unsere Vorstellungen oder Ideen von den Sinnen haben. Das mag wahr oder falsch seyn, hier ist diese Behauptung wie jene moralische Betrachtungen eine hohle Nufs. S. 28. heist es: Perceptions-, Imaginations- und Gedächtnis-Ideen bringen in uns ein Gefühl hervor, das bald Vergnügen, bald Schmerz genannt werde. Ohne hier zu untersuchen, ob dem Vergnügen der Schmerz unmittelbar entgegen zu setzen sey, bemerken wir, daß, so consequent es nach einer schon vorhin angeführten Behauptung des Verf. ist; es doch nicht so allgemein wahr sey; als es hier vorausgesetzt wird; daß Gefühle von Vorstellungen abhängen. Dieses gilt wenigstens von allen eigentlich körperlichen Gefühlen. Der Affekt wird S. 31. als eine Ueberraschung des Gemüths durch unangenehme oder angenehme Empfindungen, wodurch die Fassung des Gemüths aufgehoben wird, beschrieben. Diese Beschreibung ist auf der einen

Seite zu allgemein, und auf der andern nicht allgemein genug. Der wüthendste körperliche Schmerz, der den Menschen von Sinnen bringt, setzt ihn nicht in Affekt; in so weit ist die Beschreibung zu allgemein. Der Affekt braucht auch nicht gerade die Fassung aufzuheben; er braucht sie nur zu beschränken. Die gelinden Aufwallungen einer sanften Freude werden von einem Affekte begleitet; allein die Fassung ist bey ihnen nicht aufgehoben. Deshalb ist jene Beschreibung in einer andern Rücksicht nicht allgemein genug. Dieser und mehrerer andern Bemerkungen würden wir uns für überhoben halten können; wenn wir nicht überzeugt wären, das insbesondere für die Behandlung des Gegenstandes der Schrift, in deren Anzeige wir begriffen sind, nichts reelles gewonnen werden kann, wenn nicht die psychologischen und physiologischen Prämissen — wenn wir unter Physiologie die Wissenschaft der eigenthümlichen Naturgesetze des Körpers, nicht bloß der Gesetze, die sich im gesunden Zustande desselben offenbaren, verstehen sollen, — worauf es dabey ankommt, genau von einander abgefordert, und die einen wie die andern mit der nöthigen Genauigkeit aufgestellt werden. Am wenigsten wird dadurch gewonnen; wenn man das Physiologische in das Psychologische, oder dieses in jenes schieben will. Wenn Darwin uns z. B., wie der Verf. (aus welchem Grunde ist nicht abzusehen) S. 28.

sagt, den Willen oder das Begehren als eine Bewegung der mittlern Theile des Sensoriums, die sich in einem der äußern Theile endigt, definiren will; so werden wir hierdurch um nichts klüger, gesetzt auch — was hier zu untersuchen der Ort nicht ist — das Darwin bey jener Definition eine richtige Beobachtung, oder einen richtigen Schluss aus einer solchen Beobachtung im Auge gehabt hätte. Denn nach der Logik wäre dieses gerade hier zur Unzeit; da die Definition mir zunächst nur sagen soll, was die Sache ist, nicht was mit ihr als Grund oder Folge verbunden ist.

Zu diesen Bemerkungen führt dasjenige, was in dem Buche wirklich enthalten ist; zu einer wichtigern sieht man sich durch das, was jeder darin suchen, aber auch vermiffen wird, veranlaßt. In Untersuchungen über die Leidenschaften als Heilmittel, sollten doch die Fragen; in welchem Grade, und wie sind die Leidenschaften als Heilmittel zu erregen? nicht so ganz übergangen seyn. Würde der Verf. hierauf erwiedern, daß er seinen Gegenstand nur theoretisch, nicht auch praktisch habe behandeln wollen; so würden wir fragen, wozu denn der Verf. S. 100 u. f. Regeln für die moralische (psychische) Behandlung der Leidenschaften giebt. Diese Regeln sind zwar alle wahr, allein die nothwendigste Regel, nach welcher ihre Anwen-

ding nur realisirt werden kann, fehlt ganz. Man ist immer noch in Verlegenheit, wie man sie zur Anwendung bringen soll. Nach S. 104. soll man z. B. dem Traurigen aufheiternde Schriften empfehlen. — Allein die Empfehlung würde wohl nicht mehr helfen, als wenn man dem Lustigen traurige, schwermüthige Schriften, oder dem Wüftlinge Erbauungsbücher empfehlen wollte. Mit der Empfehlung ist es hier also nicht gethan. Man müßte den Kranken veranlassen, sie zu lesen; — aber wie? — Wir wissen zwar, daß mit der Anhäufung speciellerer Regeln, da ihre Zahl ins Unendliche geht, nichts gewonnen ist; nur so weit sollte man sie doch verfolgen, als es nöthig ist, um den guten Kopf auf den Weg zu bringen, auf welchem er sich, mit Hülfe einer wenigstens mittelmäßigen Menschenkenntniß, selbst weiter fortzufinden weiß.



I,

Marlow's

Schwärmerey und Anfälle vom Wahnsinn,

und

Wiederherstellung,

meistens nach seiner eigenen glaubwürdigen
Beschreibung derselben.

(Fortsetzung und Beschlufs des im vorigen
Stück S. 410, abgebrochenen Aufsatzes.)

Am folgenden Morgen fragte der Hausvater Marlow'n, wie er ihm sein Frühstück brachte, ob ihm mit Gesellschaft gedient sey. Ein Ingenieur - Officier, der unten in der Stube sitze, setzte er hinzu, wünsche, ihm alsdann Gesellschaft zu leisten. Marlow nahm diesen ersten Gefangenen - Trost, wie er ihn nennt, mit Freuden an. Der Officier kam zu ihm, und war

über ein Jahr bey ihm auf der Stube. — Ob dieser Officier als ein Staatsgefangener, oder ob er aus einem ähnlichen Grunde wie Marlow in dem Haufe aufbewahrt wurde, weifs ich nicht, da Marlow davon nichts sagt, und hier ein Irrenhaus, Staatsgefängniß und Arbeitshaus mit einander verbunden war *). Marlow beruft sich indess auf jenen Mann als einen Zeugen, dafs derselbe an ihm keinen Melancholicus gefunden habe, ob er gleich in den ersten Monaten niedergeschlagenen Gemüths gewesen, und oft, so weit er gekonnt hätte, traurig und niedergeschlagen herum spaziert sey. Ob der unglückliche Mann hier auf sein Zimmer beschränkt gewesen, oder ob ihm mehr Freyheit gestattet sey, erhellet hieraus nicht. Nur erst nach Verlauf mehrerer Monate ging er zu der

*) Ein Fehler, der so groß ist, dafs er kaum bemerkt werden darf. Das Toll- und Irrenhaus ist für den Kranken, das Strafgefängniß für den Verbrecher, und das Zuchthaus für den Menschen, der nur moralisch gebessert werden darf. Den Verbrecher und den Rasenden oder Wahnlinnigen zusammenwerfen, heisst: den ersten von seiner Verschuldung frey sprechen; den zweyten, nach Verschiedenheit der Umstände, noch mehr aufbringen oder kränken. Kommt zu ihnen noch der Züchtling; so ist das Uebel noch gröfser. In dem letzten wird vielleicht der letzte Funke des Ehrgefühls erstickt.

Beschäftigung fort, in der er schon vorher, wenn er seiner Freyheit beraubt war, seine Zerstreung und Unterhaltung suchte. Er arbeitete, wie er sagt, mehrere Scripta aus, deren viele in den Händen der Obrigkeit des Hauses seyen, und, wie er hinzu setzt, zum klaren Beweise der Richtigkeit seines Verstandes. Ob dieses literarische Produkte, oder ob es Schriften waren, die in Rechtsfachen von ihm abgefaßt worden, sagt er nicht; nur so viel erwähnt er, daß unter diesen Schriften sich zwey Defensionen befunden, die in der Geheimenraths-Stube übergeben wären, durch welche er dem Lieutenant S. seine Freyheit ausgewirkt habe. Ob dieses der oben erwähnte Ingenieur-Lieutenant, oder ob es ein anderer sey, kann ich nicht sagen, da Marlow oben den Namen des Ingenieur-Lieutenants nicht nennt, und hier seinen Clienten zwar mit Namen, aber nur als einen Lieutenant, anführt. So viel aber ist gewiß, daß der Lieutenant S. wenigstens auf jene Schriften in Freyheit gesetzt sey. Am sonderbarsten wäre es, wenn dieser Mann sich aus einem ähnlichen Grunde, als Marlow in dem Hause befunden, und also ein Mann, dem man den Verstand absprach, durch denselben einem andern den seinigen vindicirt, und dadurch die Freyheit desselben bewirkt hätte; ob gleich hieraus noch keineswegs, wie Marlow zu

glauben scheint, folgen würde, daß er seines Verstandes mächtig genug sey, daß man ihm selbst seine Freyheit nicht länger vorenthalten dürfe.

Von seinem gefunden Verstande Beweise zu geben, und dadurch seine Freyheit wieder zu erlangen, liefs Marlow sich über alles angelegen feyn. In dieser Absicht hatte er nicht allein die eben erwähnten Schriften abgefaßt, und sich bey einer Revision des Hauses bey der Geheimenraths - Stube darauf berufen; sondern schien auch in dieser Absicht die Bekanntschaft des Predigers vom Hause zu suchen. Zu diesem hatte er geschickt, und ihm den Wunsch zu communiciren eröffnen lassen. Der Prediger besucht ihn, und äussert vielleicht zu hastig seine Vermuthung in den Worten: „Sie wollen doch wohl nicht darum zum Abendmahle gehen, weil Sie denken, dadurch los zu kommen?“ — Marlow, dessen ganze Empfindlichkeit hierdurch von neuen aufgereitzt war, antwortet: „Ich sitze hier weder als ein Landes- noch Leutebetrüger. Man sicht bloß meinen Verstand an, und will diesen nicht für voll erkennen.“ — Nun erfuhr er von dem Prediger, daß seiner Befreyung Hindernisse im Wege ständen, auf die er bisher nicht gerechnet hatte. Er war indess durch diese Unterredung so sehr gegen den Prediger eingenommen, daß er sich von

jetzt an nicht weiter entschliessen konnte, bey demselben zu communiciren; es sey nun, das der Prediger ihn durch seine zu offen geäußerte Vermuthung über die Absicht, in welcher er communiciren wollte, oder, das dieser ihn mit jener Vermuthung selbst beleidigt hatte, oder das Marlow sich von demselben nichts zur Bewirkung seiner Freyheit versprechen konnte.

Nachdem er an drey Jahr an seinem jetzigen Aufenthalt gewesen war, bestimmte ihn der Zustand seiner Kleidungsstücke und Wäsche mit seinem Schwager in Correspondenz zu treten, ob er es diesem gleich nicht vergeben konnte, das derselbe ihn nicht in seinem gegenwärtigen Aufenthalte besucht hatte, obwohl derselbe zweymal im Jahre in die Nähe von Braunschweig kam. Indess hoffte er noch immer, durch denselben in Freyheit zu kommen. Er suchte daher ihn, und durch ihn Andere zu überzeugen, das er zu dem vollen Gebrauch seines Verstandes gekommen sey; aber auf eine Art, die wohl nicht zu seinem Vortheil wirken konnte. Denn nach und nach schickte er seinem Schwager eine Menge von Schriften, die er bey seinem Aufenthalt im Werkhause verfaßt hatte: z. B. einen Messias auf Golgatha in fünf Gesängen; zwey Abhandlungen über das Lehn- und Eigenthumsrecht; Saul der schnaubende, und Paul der glaubende

u. f. w. Schon aus dem Titel dieser Schriften kann man abnehmen, daß sie mit denen, die er zu H. abgefaßt hatte, in Ansehung ihres Inhalts, Werths und des Geschmacks in eine Klasse zu setzen sind. Eben die Bestimmung, die jene hatten, sollten auch diese, wenigstens zum Theil haben. Einige sollten der Aebtissinn zu Herford, und andere einer andern Person vom höchsten Range durch seinen Schwager überreicht werden.

Seine geschmacklose Eitelkeit, und sein von aller Beurtheilungskraft verlassenes Zutrauen zu sich selbst, stand also noch auf eben dem Punkte, wie zu Herford. Von dem letzten hatte er noch einen andern Beweis gegeben. Denn in diesen Jahren hatte eine Amsterdamer Gesellschaft eine Preisfrage: über die Hindernisse der allgemeinen Judenbekehrung aufgegeben. Marlow macht sich an die Aufgabe, schreibt darüber eine Abhandlung, die er seinem Schwager zur weitem Beförderung an ihren Ort zustellt, und in der zuverlässigen Erwartung des Preises schenkt er die Preisprämie von dreißig Dukaten seiner ältesten Tochter. Die Abhandlung blieb indessen, wie kaum gesagt zu werden braucht, wohin Marlow sie geschickt hatte, ohne an den Ort ihrer Bestimmung befördert zu werden.

So unstreitig hieraus ein auffallender Mangel an Urtheilskraft, und insbesondere der Beurtheilung des Schicklichen hervorging, so we-

nig bewies es, daß es dem Manne an dem Grade des Verstandes fehle, ohne welchen er nicht sich selbst überlassen werden konnte. Denn bey diesem Mangel an Urtheilskraft kann selbst ein anderweitig guter, ja selbst großer Verstand um so mehr bestehen, da dieser jener selbst Abbruch thun kann *). Noch weniger konnten jene zum Theil höchst lächerliche Verirrungen des Mannes einen Beweis von Wahnsinn, Manie oder einer andern Krankheit, bey welcher ihm seine Freyheit nicht gelassen werden könnte, abgeben. Marlow's Schwager schien aber hierin um so mehr einen Beweis einer noch fortwährenden

*) Die Urtheilskraft ist nichts als ein Zweig des Verstandes. Sie äußert sich in einer schnellen, richtigen und verhältnißmäßigen Erwägung aller Punkte, auf welche es bey einer Sache ankommt. Man darf sich daher nicht wundern, daß sie mit dem tieffinnigen, alles zergliedernden Verstande, seltener verbunden ist. Die Beispiele von Gelehrten, die in ihrer Wissenschaft groß, in den Anwendungen derselben auf wirkliche Fälle aber weniger als mittelmäßig sind, sind nicht so selten; und dieses erklärt sich aus dem Gesagten, besonders bey denjenigen Gelehrten, deren Wissenschaft mehr den tieffinnigen Verstand als das Beurtheilungsvermögen beschäftigt. — Zu einer vollständigen Erklärung der Bemerkung, auf welche sich diese Anmerkung bezieht, führt vielleicht, was ich (Unterf. über die Seelenkrankheiten, 2. Th. nr. VII.) gesagt habe.

Melancholie, oder wie man sonst Marlow's Krankheit nennen mogte, zu finden, da ihm andere Fälle bekannt waren, in welchen der Mann einen eben so auffallenden Mangel an Beurtheilung des Schicklichen verrathen hatte. Unter andern nämlich hatte Marlow von einem seiner Söhne, die indessen herangewachsen waren, einen Brief erhalten, worin ihm dieser meldete, das ihm sein Informator, den ihm sein Onkel hielt, im Schrittschuhlaufen Anleitung gegeben. Marlow, der seine Kinder zärtlich liebte, wurde durch diese Nachricht um so mehr in Angst gesetzt, da man zur Zeit seiner Jugend jene Uebung nur als halsbrechend und gefährlich betrachtete, und sie daher jungen Leuten, die dazu Lust haben mogten, auf das schärfste verbot. Er verbot daher nicht allein seinen Söhnen das Schrittschuhlaufen auf das nachdrücklichste, sondern verwies auch dem Informator, der sie dazu angeführt hatte, dieses auf eine so unschickliche als beleidigende Art in einem mit dem geschmacklofsten Witze angefüllten Briefe. Allein es bedarf wohl kaum einer Bemerkung, das unter den angegebenen Umständen, dieser Vorfall noch weniger als das Vorhergehende gegen ihn bewies, da wohl niemand zweifelt, das auch ein Mann, in dessen gefunden Verstand niemand ein Mißtrauen setzte, wenn er übrigens noch, wie Marlow, ein Jugend-Vorurtheil gegen jene im Ganzen gewifs

sehr nützliche Leibesübung gehabt hätte, zu einer solchen Vernachlässigung des Schicklichen sich hätte können hinreißen lassen.

Inzwischen hatte Marlow im Werkhause sich so verhalten, dafs, wie schon oben gesagt ist, niemand in demselben etwas an ihm bemerkt hatte, was auf Wahnsinn oder eine ähnliche Krankheit, die man bey dem Bewohner eines Irrenhauses erwarten kann, hinweise. Unstreitig hatte er sich hier um so mehr in Schranken gehalten, da hier nicht der Ort war, wo er mit seinen Ausschweifungen hätte eine Aufmerksamkeit erregen können, die für seine Eitelkeit schmeichelhaft gewesen wäre; und dann hatte ihn auch wohl die Furcht, aus seiner Gefangenschaft, wenn er sich zu Ausschweifungen hinreißen liesse, nie befreyt zu werden, in den für seine Wiederherstellung glücklichsten Schranken gehalten. Denn es ist eine Bemerkung, die von mehreren Aerzten, die mit der Behandlung des Wahnsinnes und der ihm ähnlichen Krankheiten Ehre eingelegt haben, gemacht ist, dafs nichts für die Wiederherstellung von demselben heilsamer wirkt, als ein gewisser Selbstzwang; und wenigstens ist diese Bemerkung da gegründet, wo der Wahnsinn den Kranken zu einer Heftigkeit reizt, die am meisten die Manie charakterisirt. Ausserdem wirken zweckmäfsig gewählte und angeordnete Beschäftigungen

hierzu. Marlow war freylich, wie schon aus dem Vorhergehenden erhellet, in seinem gegenwärtigen Aufenthalt, zwar keineswegs unthätig gewesen. Die meisten seiner Schriften, die sich, nach seiner Angabe auf zwölf Alphabeté, und wie ich — wenn ich nach dem Aufsatze, den ich von seinem Leben in den Händen habe, urtheilen soll, hinzusetzen kann — sehr enge geschrieben, belaufen, hatten für ihn aber wohl keinen andern Nutzen, als dafs sie ihn von etwas schlimmerem abhielten. Allein in den letzten Jahren wurde er zu einer Beschäftigung veranlafst, die für seine Wiederherstellung wenigstens um so nützlicher war.

In der letzten Zeit seiner Gefangenschaft hatte er nämlich den Sohn des Werkhaus - Vaters anderthalb Jahr hindurch, täglich drey bis fünf Stunden unterrichtet. Wie er seinen Unterricht anfang, konnte der damals eilfjährige Knabe kaum lateinisch decliniren. Nach einem Jahre hatte er ihn, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, dahin gebracht, „dafs derselbe den Cornelium exponirte, und Hübners biblische Historien schon zur Hälfte in das Lateinische vertirt hatte, in der Geographie mit Europa bekannt geworden war, und in der Geschichte bald zu den vier Hauptmonarchieen fortgehen konnte.“ Dabey hatte er dem Knaben in der französischen Grammatik, der christlichen Glaubens-

lehre, im Rechnen und Schreiben Unterricht gegeben. Für diesen Unterricht genofs er ein, wenn auch nur unbedeutendes Emolument. Es ist daher vorauszusetzen, dafs er diesem Geschäfte sich mit einer gewissen Regelmässigkeit in festgesetzten Stunden habe widmen müssen; und es ist auch schon seiner Eitelkeit wegen wahrscheinlich, dafs er sich dieses Geschäfts, bey welchem er seine Kenntnisse und Talente glaubte zeigen zu können, mit allem Eifer und der pünktlichsten Ordnung angenommen habe. Alsdann war es um so wohlthätiger für ihn, da er vorher bey seiner sonst übergrossen Thätigkeit, wohl nichts mehr versäumte, als jene pünktliche Ordnung in Geschäften, deren Vernachlässigung am leichtesten eine Verstimmung herbeyführt, aus welcher sich so leicht die Hypochondrie, mit allen ihren Folgen entwickelt.

Man darf sich daher nicht wundern, dafs Herr Barkhausen Marlow'n so, wie wir oben *) gesehen haben, gefunden, und dafs derselbe, nach dem Zeugnisse der Hausofficianten, im Werkhause daselbst keine Spuren von Narrheit gezeigt habe.

Herr Barkhausen, den das Schicksal des Unglücklichen tief gerührt hatte, veranlafste ihn bald darauf zu einer Correspondenz, in welcher

*) 3. Stück, S. 322 u. f.

die Art, wie seine Freyheit zu bewirken wäre, verhandelt werden sollte, und ihm seine Schicksale in einem ausführlichen Aufsatze zu erzählen. Der Aufsatz kostete Marlow'n bey seinem Informationsgeschäfte mehr als einen Monat Arbeit, die wohl nicht anders als sehr heilsam für ihn wirken mußte. Denn, was Zeit und Umstände bis jetzt für seine Wiederherstellung gethan hatten, mußte nun um so mehr befestigt werden. Seine einzelnen Schicksale mogten dem armen Mann vielleicht oft genug wieder in die Gedanken gekommen seyn; allein sie so in ihrer Verkettung zu überdenken, und durchzudenken, hatte er wohl nie Anlaß; wenigstens keine solche Aufforderung gehabt. Sein eignes Interesse forderte hier, die Wahrheit zu sagen, und machte es ihm daher unmöglich, wenigstens absichtlich seine Augen vor ihr zu verschließen. An Warnungen vor allem, was ihn in seine Verirrungen gezogen, konnte es ihm dabey um so weniger fehlen, da er die demüthigendsten Folgen davon schwer empfunden hatte. Da Herr Barkhausen durch Marlow's Autobiographie -- wenn so die Erzählung, welche Marlow von seinen Schicksalen auf seine Veranlassung gemacht hatte, zu nennen ist -- von seiner Wiederherstellung sich versichert glaubte; so zog ihn dieses in eine lange Correspondenz nicht allein mit Marlow, sondern auch mit dem Schwager desselben, der, weil er sich von des Mannes Wiederherstellung

noch nicht überzeugt glaubte, in seine Loslassung nicht willigen wollte und konnte. Die Gründe, aus welchen dieser an derselben zweifeln zu müssen glaubte, sind schon zum Theil oben angeführt. Es war nämlich der Mangel an Beurtheilung, den Marlow bey und mit seinen Schriftstellerischen Arbeiten bewiesen hatte. Ein neues Beyspiel dieser Art hatte Marlow auch Herrn Barkhausen in seinem ersten Schreiben gegeben. Herr Barkhausen hatte nämlich bey seinem oben erwähnten Besuche in dem Werkhause Marlow'n seine Theilnahme bewiesen, und, weil ihm die Verhältnisse desselben damals nicht näher bekannt waren, gerathen, durch seine Frau seine Entlassung aus dem Werkhause zu bewirken, ohne seine Bereitwilligkeit, hierzu mitzuwirken, näher erklärt zu haben. War es Dankbarkeit für eine so wohlthuende Theilnahme, oder Eitelkeit, oder wollte Marlow Herrn Barkhausen noch näher für sich interessieren, oder, was am wahrscheinlichsten ist, alles dieses zusammen; genug einige Monate nach jenem Besuch erhält Herr Barkhausen von Marlow einen Brief mit einer Abhandlung, die Marlow ihm dedicirt hatte, und die, nach seinem Wunsch, entweder in den Magdeburgschen Intelligenzblättern, oder besonders abgedruckt werden sollte. Für den letzten Fall behielt Marlow es sich vor, jener Abhandlung noch ein Dedikations Schreiben beyzufügen. Auch theilte

er in jenem Briefe Herrn Barkhausen gleichfalls Proben von Klosterromanzen mit dem Wunsche mit, sie zum Besten seiner Söhne auf Pränumeration herauszugeben. Herr Barkhausen sollte hiebey hülfreiche Hand leisten. Dieses geschah indess nicht, vielmehr schickte ihm Herr Barkhausen seine Abhandlung zurück, und gab ihm den Rath, sich insbesondere aller poetischen Arbeiten ganz zu entschlagen, da diese seine Einbildungskraft zu sehr in Bewegung setzen könnten. Die Proben von den Klosterromanzen mußte Herr Barkhausen sich indess zu behalten gefallen lassen, da Marlow diese auf die Rückseite seines Briefes geschrieben hatte. Etwas Geschmackloferes als diese poetischen Produkte läßt sich kaum erdenken, und jene Geschmacklosigkeit wurde noch durch eine unzüchtige Ausgelassenheit übertroffen. Diese letztere suchte er bey einem Besuche, den ihm Herr Barkhausen im folgenden Monate, wo er wieder in Geschäften in Braunschweig war, machte, mit der Absicht, daß er damit beweisen wolle, er sey kein Pietist mehr, zu rechtfertigen *). Hieraus ist schon zu vermuthen, daß der Mann bey jenen Aufsätzen keine andere Absicht gehabt habe, als darin auch Herrn Barkhausen einen neuen Beweis seiner Wiederher-

*) Vergl. 3. Stück. S. 398.

stellung zu geben. Was Herr Barkhausen hieraus sehen sollte, sahe er fröylich nicht, und konnte es auch nicht sehen; allein für das Gegentheil konnte es ihm auch kein Beweis seyn, und eben deshalb forderte er ihn auf, die Hauptumstände seines Lebens zu erzählen und Vorschläge zu thun, wie seine Befreyung zu bewirken sey.

Marlow's Schwager hatte indessen, auch nachdem dieser die Geschichte seines Lebens aufgesetzt hatte, noch wichtigere Gründe an seiner Wiederherstellung zu zweifeln. Denn obgleich Marlow in jenem Aufsatze die Hauptumstände seines Lebens und seiner Verirrungen im Ganzen genau und richtig beschrieben hatte, so ging doch aus demselben unwiderleglich hervor, daß er seinen alten Haß gegen mehrere Personen, besonders den Doctor P. und den Bürgermeister Mayer nicht abgelegt hatte, und diese immer noch als seine Feinde, die ihm nur zu schaden, und wehe zu thun getrachtet hätten, betrachtete. Hierzu kam noch, daß alle, die ihn bey seiner Zurückkunft aus Holland gesehen hatten, ihn für ganz wiederhergestellt gehalten hatten, außer seinem Schwager und dem Doctor P., denen seine Wiederherstellung zweifelhaft gewesen war. Da der Erfolg ihre Zweifel nur zu sehr gerechtfertigt zu haben schien; so war es dem Schwager gewiß nicht zu verdenken, daß er jetzt noch

zu Marlow's Wiederherstellung keinen Glauben fassen konnte.

Allein, wenn man in Marlow's frühere Geschichte mit der Unbefangenheit zurückgeht, deren wohl nur derjenige fähig ist, der in sie auf keine Weise mit verflochten ist, so findet man in dem ersten Umfande mehr einen Grund, das es Marlow an einem gewissen Grade des Verstandes nicht gefehlt habe, als von dem Gegentheile. Der Mann war einmal über das andere getäuscht, und oft auf eine Art getäuscht, die ihm selbst den Beweis in die Hände gab, das man ihn entweder für verstandloser hielt, als er wirklich war, oder, das man darauf ausgehe, ihm den Ueberrest seines Verstandes durch Urtheil und Recht abzusprechen*). Hierzu kam noch, das der Doctor P. ihn wenigstens einmal vorher empfindlich beleidigt hatte**), und das Marlow gegen den Bürgermeister schon vorher ein Mißtrauen und einen Haß gefaßt hatte. So ehrlich und gut diese es auch in seiner Krankheit mit ihm meynen mogten, so wenig war er davon unter den angegebenen Umständen zu überzeugen, das sie nicht seine Feinde seyn

*) S. 388 u. f. 394—395.

***) S. 340.

seyn könnten, da man einmal seinen Augen die List, die man gegen ihn so oft unglücklich angewandt hatte, nicht entrücken konnte.

Der zweyte Grund scheint von größerm Gewicht; allein wer weiß, ob der Mann nicht die Hoffnungen derjenigen gerechtfertigt haben würde, die ihn für wiederhergestellt hielten, wenn er alles in der Lage gefunden hätte, in der er es den ihm in Holland gegebenen Zusicherungen zu Folge zu erwarten berechtigt war. Hier sahe sich der Mann abermals betrogen, und auf eine Art, die auch einen gesunden Verstand als den seinigen hätte über den Haufen werfen können. Seine nachfolgenden Verirrungen konnten also wohl keineswegs einen Beweis abgeben, daß er zur Zeit seiner Rückkehr nicht wiederhergestellt gewesen sey.

Unter diesen Umständen wollte Marlow's Schwager in dessen Freylassung nicht anders willigen, als wenn derselbe durch das Zeugniß eines sachverständigen Arztes für völlig hergestellt erklärt wäre, und dieser auch versichert hätte, daß keine Gefahr des Rückfalls zu besorgen sey. Nach dem Zeugnisse des Arztes war Marlow auch nicht für melancholisch oder für toll zu halten; allein dabey wollte der Arzt eine Heftigkeit des Gemüths an ihm bemerkt haben, die eine Verwirrung des Verstandes verriethe, und

darin ihren Grund habe. Seiner Freylassung stand indessen kein Hinderniß entgegen, wenn die Seinigen den Versuch wagen wollten, wie er sich in seiner Freyheit verhalten würde. Unter diesen Umständen übernahm es Herr Barkhausen auf seine Kosten und Gefahr, einen Versuch zu machen, wie Marlow sich in seiner Freyheit verhalten würde, und erhielt hierzu die Einwilligung seines Schwagers *).

Herr Barkhausen glaubte diesen Versuch um so eher wagen zu können, da Marlow bey den ersten Schritten, die zu seiner Befreyung gethan wurden, sich anheischig gemacht hatte, sich Herrn Barkhausen oder der Aufsicht eines Andern so lange zu unterwerfen,

*) Von den Verhandlungen zwischen Herrn Barkhausen und Marlow's Schwager über Marlow's Entlassung aus dem Irrenhause, habe ich aus keinem andern Grunde das eben Beygebrachte mitgetheilt, als weil sie einen neuen und lehrreichen Beweis geben, wie leicht der Zustand eines solchen Unglücklichen falsch beurtheilt wird. Marlow's Schwager urtheilte allerdings ganz consequent über ihn, seinen Urtheilen lagen auch richtige Thatfachen zum Grunde; allein demungeachtet war sein Urtheil falsch, da er mit der Kenntniß jener Thatfachen ganz falsche Principien verband, auch nicht alle hierbey in Betrachtung kommenden Thatfachen in Anschlag nahm.

bis die Fortsetzung derselben für unnöthig befunden würde. Da Marlow'n seine längst erseufzte Freyheit viel zu theuer war, als das er sie durch eine Verletzung dieses Versprechens verschmerzen sollte; so war hierauf viel zu rechnen, und vielleicht hätte man auch Marlow'n in Herford nach seiner Zurückkunft aus Holland nicht in seine vorigen Verirrungen zurückfallen sehen, wenn man mit der Freyheit, welche man ihm anfangs liefs, ihm auch seine vorigen Geschäfte, diese jedoch wie jene nur auf die ausdrückliche Bedingung überlassen hätte, das er nichts thäte, was auch nur die entfernteste Anzeige von einem Rückfalle wäre. Marlow'n war schon damals seine Freyheit zu lieb, auch waren ihm seine Geschäfte zu lieb, als das nicht die Furcht jene zu verlieren, und von diesen ausgeschloffen zu werden, ihn zu einem ihm heilsamen Selbstzwange hätte bringen sollen.

Die Sache von Marlow's Befreyung ging für seine Ungeduld viel zu langsam. Hier, kann man denken, das er zwischen Furcht und Hoffnung schwebte. Die eine wie die andere zeigte sich in seinen zu der Zeit geschriebenen Briefen. Hatte die Hoffnung bey ihm die Oberhand, so waren diese geordnet und deutlich; wenn hingegen die Furcht sich seiner bemächtigt hatte, so sprach aus ihnen Verwirrung und

Schwerimuth, die sich oft in Weglassung des Datums, oft in dieser, oft in jener Kleinigkeit, aufser auffallendern Kennzeichen äußerte, so das man wohl mit Recht schliessen konnte, das der Mann, wenn er seine Hoffnung auf seine Befreyung abermals getäuscht sähe, in seine vorige Verwirrung zurückfallen würde.

Noch in der letzten Zeit seiner Gefangenschaft, da eben die vorerwähnte Untersuchung seines Gemüthszustandes vorgenommen wurde, stand ihm eine harte Prüfung bevor, der man ihn nicht überheben konnte. So lange er nämlich in der Hoffnung, seine Freyheit wieder zu erhalten, gelebt hatte, machte ihm nichts mehr Freude, als das er seine Frau und Kinder wiedersehen sollte, von denen er jetzt über acht Jahr getrennt war. Seine Frau war indess schon vor drittelhalb Jahren gestorben, und ihm auf ihren ausdrücklichen Befehl ihr Tod bisher geheim gehalten. Vor seiner Befreyung konnte und durfte ihm die Nachricht nicht länger vorenthalten werden. Er vernahm sie, so sehr sie ihn auch erschütterte, vielleicht mit um so mehr Standhaftigkeit, da er nach seinem Argwohn, den er auch gegen seinen Schwager gefast hatte, glaubte, man wolle ihn, indem man eben seinen Gemüthszustand prüfen wollte, durch diese Nachricht zu einem Rückfalle bringen. Unstreitig war auch der Zeitpunkt, wo man ihm diese Nachricht,

und, nach seinen Aeußerungen zu schliessen, ohne alle vorgängige Vorbereitung mittheilte, an sich nicht günstig. Allein, das der Mann sich auf eine so gute Art zusammennahm, darüber wird man sich um so weniger wundern, da er schon bey seiner Zurückkunft nach Herford von seiner Ausflucht nach Holland, bey der unerwarteten Nachricht, das seine Frau von dort abgereiset sey, eine nicht geringere Fassung *) bewiesen hatte.

Ohngefähr zwey Monate nach dem Empfange dieser Nachricht waren alle Hindernisse, die seiner Befreyung entgegen standen, aus dem Wege geräumt. Der Tag war bestimmt, an welchem er bey seinem Schwager eintreffen sollte. Allein seine Ungeduld, seine Kinder, die bey demselben waren, zu sehen, liefs ihn nicht so lange warten. Ohne den Wagen zu erwarten, der ihn dahin abholen sollte, machte er sich zu Fufs auf den Weg, und legte in anderthalb Tagen seine Reise von fünf Meilen zurück. Nach einem Aufenthalt von mehrern Tagen ging er von da nach dem Orte seiner Bestimmung, wo er, nach Verlauf einiger Monate, die schon oben erwähnte Anstellung fand.

Vielleicht wirkte die Dankbarkeit gegen seinen Befreyer, Herrn Barkhausen, und der für ihn wohlthätige Umstand, das er in einer

*) S. 388.

größern Stadt lebte, wo seine Eitelkeit ihn um so weniger reitzen konnte, Aufsehen zu erregen, je weniger er hoffen durfte, dadurch zu seinem Vortheil sich auszuzeichnen, zur Befestigung seiner Genesung um so glücklicher mit.

So viele Bemerkungen ich auch über Marlow in dem Bisherigen gemacht habe; so ist mir doch noch ein Punkt übrig. Wie alle seine Verirrungen sich aus seinem Charakter und seinen Situationen entwickeln, ist aus der vorhergehenden Erzählung klar. Eitelkeit, zu viel Selbstgefühl und eine hieraus entspringende Sucht überall hervor zu stechen, sind die Hauptzüge in dem Charakter des übrigens rechtschaffenen Mannes. Viele Menschen mögen dieselbe Eitelkeit, dieselbe Selbstsucht haben; allein bey Wenigen wird sie sich so ausschweifend durch das ganze Leben des Menschen hindurch äußern. Am meisten indess sehen wir Erscheinungen dieser Art bey denjenigen Menschen, die in Marlow's Verhältnissen empor gekommen sind, und sich selbst durch ihre eigene Thätigkeit, nicht durch einen Ruck, sondern immer fort allmählig gehoben haben. Leben diese in einem kleinen Zirkel, in dem sie sich bemerkt machen können, so wird ihre Sucht, bemerkt zu werden, immer neue Nahrung finden, und immer zunehmen. Marlow geht

erst aus dem älterlichen Hause auf die Schule in einer kleinen Stadt. Eingeschränkte Vermögensumstände nöthigen ihn zum Fleiß. Durch seinen Fleiß gelingt es ihm wahrscheinlich, sich auf der Schule auszuzeichnen, und vielleicht auch in der kleinen Stadt übrigens nicht unbekannt zu bleiben. Von der Schule geht er auf eine Universität, die, so berühmt sie auch durch ihre Lehrer seyn mogte, doch wohl nur eine mäßige Zahl von Studirenden hatte. Hier war es ihm leichter, durch seinen Fleiß und seine Fortschritte sich bemerklich zu machen, als auf einer größern Universität, die vielleicht an tausend oder mehr Studirende hat. Er ist auf der Universität selbst der Lehrer der Söhne eines berühmten Professors. Sein Schicksal bringt ihn in eine kleine Stadt, wo er als Advocat schon zu den angesehenen Einwohnern des Orts gehört. Seine Geschicklichkeit als praktischer Jurist macht ihn in der umliegenden Gegend bekannt, er gelangt dadurch zu einer Stelle am Hofe, durch welche er einer der vornehmsten Männer der Stadt wird. Kann man sich hier wundern, daß bey einer großen Anlage von Eitelkeit unter den äußern Umständen der Mann und sein natürlich guter Verstand, das Opfer derselben wurde?

J. C. Hoffbauer.

II.

Eine Verschiedenheit
zwischen der Zerstreung als einem Heilmittel,
und
andern Heilmitteln.

Es ist eine alte Bemerkung, daß ein Heilmittel seine Wirksamkeit oft um so mehr zeigt, je zuverlässiger sie erwartet wird. Dieses leidet indess bey der Zerstreung eine sehr zu bemerkende Ausnahme. Die heilsame Wirkung derselben wird durch ihre Erwartung nicht allein nicht befördert, sondern selbst gehindert.

Zerstreung heist nämlich hier nichts anders, als die Ablenkung der Aufmerksamkeit von etwas, womit sie gerade nicht beschäftigt seyn soll. Man zerstreue den Menschen, dem so geholfen werden soll, wodurch man wolle; so wird man, wenn er davon, als Zerstreung eine Wirkung erwartet, nichts hoffen können, weil er wenigstens von Zeit zu Zeit sich nach der Wirkung derselben ängstlich umsehen wird. Dieses kann er aber nicht, ohne an das zurückzudenken, was man ganz aus seinen Gedanken entfernen will. Einem Manne, der sich von seiner Kindheit an, mit einer ängstlichen Todesfurcht so sehr gequält hatte, daß er zu Zeiten

in Gefahr war, an dieser Furcht zu sterben, rieth man, seiner Geschäfte sich mit der größten Pünktlichkeit und einer genauen Eintheilung seiner Zeit anzunehmen. Der Rath war zu natürlich, als das er ihm nicht schon vorher gegeben wäre. Er hatte denselben auch schon einige Jahre vorher befolgt; aber ohne davon eine Wirkung zu empfinden, weil er seine Geschäfte selbst als ein Heilmittel betrachtete. Wäre das nicht geschehen, hätte der Mann seine Geschäfte bloß als Geschäfte betrachtet, und sie sich angelegen seyn lassen; so ist wohl nicht zu zweifeln, das er von dieser ängstigenden Idee bald zurückgekommen wäre.

Hieraus folgt die Regel, das man, wo man in der angegebenen Absicht die Zerstreung als ein Heilmittel anwenden will, man sie dem Kranken unter einer andern Form geben müsse. Zeit und Umstände müssen hierzu benutzt werden. Man veranlasse z. B. den Kranken zu Geschäften, die ihn nicht zu sich selbst kommen lassen, wenigstens nicht weiter zu sich selbst kommen lassen, als es zur Führung dieser Geschäfte nöthig ist. Je mehr er aus eigenem Antriebe danach greift, um so besser ist es. Ein Kaufmann, der zur Zeit der Reformation lebte, und sich über einen Verlust, den er erlitten hatte, sehr grämte, wurde von seinem Gram durch seinen Eifer gegen Doctor Luthers Ketzerrey zurückgebracht, er schrieb gegen Luther,

vergafs darüber feinen Gram, und blieb bey feinem gefunden Verftande, den er zu verlieren in Gefahr war *). So jemanden durch die dritte oder vierte Hand in Bewegung fetzen, ift oft nützlicher, als ihn felbft dazu zu veranlassen.

Sind mit der Zerftreuung fomatifche Mittel anzuwenden; fo gebe man einen andern Zweck vor, als denjenigen, um deffentwillen fie eigentlich verordnet werden. Es kann nicht fchaden, wenn der Kranke fich felbft mit der Einbildung einer anderweitigen Krankheit quält, vielleicht kann es nützlich feyn, wenn diefe Einbildung felbft in Wirklichkeit übergeht, wenn man alsdann nur diefe wahre Krankheit entweder durch die eigenthümliche Kraft der Arzneymittel, die man dagegen anwendet, oder den Glauben des Kranken an fie überwindet. Mit der letzten Krankheit ift oft die erfte gehoben.

Ich habe bey einer andern, aber ähnlichen Veranloffung einige Bemerkungen gemacht, die auch hier ihre Anwendung finden, und in welche ich felbft keinen Werth fetzen würde, wenn fie nicht von einem Arzte genehmigt wären, auf deffen Gewähr ich felbft an ihre Wahrheit und Anwendbarkeit glauben muß.

*) Pinel über die Manie, S. 254. der deutſchen Ueberf.

III.

Ueber die Neigung
Wahnsinniger und ähnlicher Kranken,
für sich zu reden,

besonders

in nosologisch-fermiotischer Hinsicht
mit beyläufigen Bemerkungen über
die Sprache der Taubstummen *).

Man hat längst an Wahnsinnigen und an Personen, die am Verstande schwach sind, eine Neigung für sich selbst zu reden, bemerkt. Eben dieses Reden mit sich, oder wenigstens zu sich selbst, finden wir aber auch bey Menschen von ganz gesundem Verstande; ja, nach der Versicherung eines Englischen Arztes, thun in London dieses viele am Verstande ganz gesunde Menschen auf öffentlicher Strafse **). Die Sache würde

*) Wenn ich so auch diejenigen Gehörlosen nennen darf, die nur durch eine besondere Unterweisung in den Besitz der Sprache gesetzt werden können.

***) Seims Pathologische Bemerkungen über den Wahnsinn, aus dem Engl. (S. Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch praktischer Aerzte, B. 19. S. 597.)

Manchem auffallen. Wir reden, würde er denken, um Andern unsere Gedanken mitzutheilen; mit sich oder zu sich selbst reden, ist also eine Ungereimtheit.

Es sey einstweilen. Und doch ist wohl kein Mensch, der nie, auch außer den Jahren der Kindheit zu sich selbst geredet hätte; vielleicht niemand, der nicht in dieser oder jenen Lage, auch wo er ganz bey Verstande ist, wenigstens in einzelne, wenn auch mehr oder minder laute Worte ausbrechen sollte. In den meisten Fällen würde er sich, aus dem schon angegebenen Gründe, schämen, in einem solchen Gespräche von einem Andern, wie bey einer Unschicklichkeit, betroffen zu werden.

Erscheinungen dieser Art kommen wir am sichersten auf den Grund, wenn wir sie auch bey uns selbst, wenn gleich nicht in einem so auffallenden Grade finden. Bey den Unglücklichen, an welchen sie uns auffallen, liegt der Grund derselben außer unserer unmittelbaren Beobachtung; anders verhält es sich, wenn wir solche Erscheinungen an uns selbst finden, und besonders wenn sie das Produkt willkürlicher Handlungen sind. Denn alsdann dürfen wir uns nur nach der Absicht, die wir bey diesen Handlungen haben, befragen, deren wir uns wenigstens in vielen Fällen bewußt werden, und da-

durch zur Kenntniß eines bisher zwar gefühlten, aber uns nicht bekannten Bedürfnisses gelangen.

Wer in seiner Jugend hat Vokabeln auswendig lernen müssen, wird sie sich immer einmal oder mehr Male haben laut aussprechen müssen; war ein Gedicht auswendig zu lernen, so war die Sache auch wohl nicht damit abgethan, daß er es mehrmals ganz in der Stille überlas; sondern er mußte es sich selbst mehr oder minder oft vorlesen. Prediger, die eine Predigt memoriren, wie man es nennt, werden hierzu eines mehr oder minder lauten Lesens ihres Concepts benöthigt seyn. Das gehörte Wort drückt sich dem Gedächtniß tiefer ein, als das bloß der Einbildungskraft durch sichtbare Zeichen vorgestellte. Hier galt es das Behalten, nicht allein gewisser Sachen, sondern auch bestimmter Worte. Hier wäre jener Grund also begreiflich. Allein auch in andern Fällen, wo es gar nicht auf die Worte, wo es nur auf die Sache ankommt, wird man Personen mehr oder minder laut reden sehen. Der gemeine Mann muß den einfachsten Brief mit dem Munde lesen, die Augen sind ihm nicht genug zum Lesen. Der geübtere Leser, der aber aus dem Lesen kein eignes Geschäft macht, wird wenigstens mit den Lippen, ihm selbst kaum hörbar, sein Zeitungsblatt lesen, und viele dieser Leser werden noch mehr, wenn sie etwas zu schreiben genöthigt sind, sich dieses

gleichsam mehr oder minder laut in die Feder diktiren. Der Grund liegt nahe. Denken können wir nicht, ohne unsere Gedanken an Worte oder andere sinnliche darstellbare Zeichen zu binden. Das Wort ist uns gegenwärtiger, wenn wir es hören, als wenn wir es uns bloß durch die Einbildungskraft vergegenwärtigen. Das geschriebene oder gedruckte Wort, ist nicht das gehörte; es ist nicht das Zeichen der Sache selbst, sondern nur ein Zeichen von einem Zeichen, je mehr und lebendiger dieses uns gegenwärtig wird, je leichter vergegenwärtigt es uns die Vorstellung der Sache, von der es ein Zeichen ist. Wer im Denken geübter ist, kann der sinnlichen Darstellung der Worte entbehren; ihm genügt es, wenigstens in den meisten Fällen, in der Einbildungskraft die Worte gegenwärtig zu haben. Der Grund hiervon wird sich weiter unten ergeben. Hier ist es genug, dieses als eine Thatfache zu bemerken. Allein auch derjenige, der im Denken geübter ist, wird hie und da für sich reden.

Erstens wird dieses geschehen, wo ein Gegenstand sein Nachsinnen ganz auffordert. Viele Gelehrte haben die Gewohnheit, ihre Meditationen niederzuschreiben, nicht um die Resultate derselben schriftlich aufbewahren zu können, sondern weil ihre Meditation alsdann ungehinderter fortgeht. Dieses Schreiben ist frey-

lich kein Reden, allein meistens reden sie zu sich selbst, indem sie schreiben, und können dadurch sich die Worte leichter wieder vergegenwärtigen. Zweytens wird auch derjenige, der im Denken Fertigkeit hat, zu sich reden, wenn ein Gegenstand ihn sehr angelegentlich beschäftigt. Sind hier oder dort Gründe für und wider mit einander abzuwägen, theilt sich der Mensch gleichsam in Ich und Du; so wird er nicht allein zu sich selbst reden, sondern in eine Unterredung mit sich selbst oder ein Selbstgespräch kommen. Es bedarf kaum einer Bemerkung, das nur hier der psychologisch-natürliche Ort eines Selbstgesprächs seyn kann.

In dem einen wie in dem andern Falle, entsteht das Selbstgespräch nicht aus einer klar gedachten Erfahrung, sondern, wie so viele andere Handlungen, in welchen wir der Erfahrung als einer Lehrerin folgen, ohne sie genau zu kennen. Was wir in diesen Fällen thun, scheint instinktartig zu erfolgen, weil wir uns der Erfahrung, die uns dabey leitet, nicht klar bewußt sind.

Allein warum können wir nicht ohne Beyhülfe der Sprache oder anderer Zeichen denken? Denn das es nicht eben Worte oder hörbare Zeichen zu seyn brauchen, beweiset das Beyspiel der Taubstummen, die ohne Gehör gebohren sind, und, nach ihren schriftlichen Aufsätzen von ihnen

zu urtheilen, zusammenhängend denken*); dieses beweiset ferner die Zeichensprache der Mathematiker in der Analysis, welche bloß zum Gesicht und nicht zum Gehör redet. Ja, was noch mehr ist, was dem Mathematiker seine Gesichtssprache in einem Nu deutlich sagt, könnten ihm Worte selten, ohne eine verwirrende Weitschweifigkeit darstellen.

Meines Wissens hat Lambert jene Frage am deutlichsten beantwortet. „Da, sagt er, die Vorstellungen wirklich empfundener Gegenstände klärer als die übrigen, also auch klärer sind als die Vorstellungen ehemals empfundener, und derjenigen Gegenstände, die wir bloß durch allgemeine Begriffe denken; so müssen wir unsere Begriffe an Zeichen binden können, deren Empfindung wir erneuern, um die Aufmerksamkeit ganz darauf richten zu können, wenn sie nicht durch die Empfindung der gegenwärtigen Gegenstände verdunkelt werden sollen“ **). — Dieses sind zwar nicht Lamberts Worte, allein sie drücken das, was er sagt, klar aus.

Allein wer sieht nicht, daß das Raisonnement dieses großen Logikers mehreren Instanzen
aus-

*) Siehe Anmerkung A.

***) Lambert's Organon, 1. Theil. Semiotik §§. 12—17.

ausgesetzt ist? Erstens nämlich brauchen wir die Zeichen, welche uns jenen Dienst leisten sollen, wie aus dem Vorhergehenden erhellet, nicht jedes Mal zu empfinden; in vielen Fällen ist es genug, daß wir das Zeichen uns nur durch die Einbildungskraft vergegenwärtigen. Sind die Vorstellungen wirklich empfundener Gegenstände ohne Ausnahme stärker als die Bilder der Einbildungskraft; wie geht es alsdann zu, daß in diesem Falle die Vorstellung der Zeichen nicht durch das, was wir zugleich empfinden, verdunkelt wird? — Zweytens gesetzt und zugegeben, wie es denn gleichfalls nach dem Vorhergehenden zuzugeben ist, daß ein wirklich empfundenes Zeichen uns bey dem Denken mehr zu Hülfe kommt, als ein Zeichen, das uns bloß durch die Einbildungskraft vergegenwärtigt wird; so müssen wir, wenn wir ein Zeichen uns absichtlich durch die Sinne vergegenwärtigen sollen, dieses Zeichen uns doch erst durch die Einbildungskraft vorstellen, und zwar wenigstens mit dem Grade der Klarheit, daß es nicht ganz dunkel ist. Die Bilder der Einbildungskraft müssen also durch die Sinne nicht ganz verdunkelt werden.

Instanzen beweisen nach aller Logik nicht mehr und nicht weniger, als daß ein Satz, gegen den sie Statt finden, nicht allgemein wahr

sey; nicht, daß er durchaus, d. h. nach allen Fällen, die er umfaßt, falsch sey. Es erhellet daher aus jenen Instanzen wohl nur, daß es nicht allgemein wahr sey, daß Vorstellungen, die wir jetzt durch die Sinne haben, Vorstellungen des Verstandes verdunkeln. Allein wenn die obige Behauptung, daß Empfindungsvorstellungen, um so diejenigen zu nennen, welche wir einer gegenwärtigen Empfindung verdanken, die Verstandesvorstellungen verdunkeln, nicht allgemein wahr ist, so kann sie doch als eine Regel, d. h. als eine Behauptung gelten, welche in den meisten Fällen wahr ist, und nur da eine Ausnahme leidet, wo anderweitige Gründe eintreten. Man kann daher sagen, daß Empfindungsvorstellungen an und für sich, d. h. wenn nicht anderweitige Gründe dabey eintreten, die Verstandesvorstellungen verdunkeln, oder, daß sie stärker als diese sind. Denn eine Vorstellung ist stärker als eine andere, wenn sie auf ihren Gegenstand unsere Aufmerksamkeit mehr als diese auf den ihrigen zieht. Hieraus folgt aber keineswegs, daß unsere Verstandesvorstellungen in jedem Falle durch unsere Empfindungsvorstellungen verdunkelt werden. Dieses ist auch nothwendig, wenn ein wirklich empfundenes Zeichen, unserm Verstande zu Hülfe kommen soll. Denn sonst wäre eben die Empfindung eines Zeichens ein Hinderniß, an die bezeichnete Sache zu denken.

Die Frage, die hier natürlich entsteht, ist also: Wie und wann sind Verstandesvorstellungen klärer, als Vorstellungen, die wir durch die gegenwärtige Empfindung haben? — Die natürlichste Antwort ist: wo ein gegenwärtiges Interesse, das der Gegenstand einer Verstandesvorstellung für uns hat, die Stärke der sinnlichen Eindrücke entkräftet. Der Mensch, der in einem angelegentlichen Nachdenken vertieft ist, sieht nicht, hört nicht; er ist mit einem Worte, wie ohne Sinne. Nichts als ein Interesse für einen anderweitigen Gegenstand, als diejenigen, welche seine Sinne bestürmen, schlägt diese gleichsam zurück. Allein jenen Gegenstand, der ihn so angelegentlich beschäftigt, denkt er doch durch Worte oder andere Zeichen, und diese ist er immer, wie schon gesagt ist, um so mehr geneigt, sich sinnlich darzustellen, je angelegentlicher sein Nachdenken ist, und jemehr er die Störungen der Sinne flieht. Es mag daher immer seyn, daß Verstandesvorstellungen durch ein Interesse, das ihr Gegenstand für uns hat, ohne daß wir Zeichen dabey zu Hülfe nehmen, auf Augenblicke eine grössere Klarheit als die Vorstellungen der Sinne erreichen, und diese also verdunkeln; so können sie sich doch auf die Dauer durch jenes Interesse allein genommen, bey dieser Klarheit nicht erhalten. Wie jenes Interesse gleichwohl die stärksten sinnlichen Ein-

drücke entkräften, oder vielmehr für unser Bewußtseyn vernichten kann, darüber giebt uns die Natur der Zeichen selbst Aufschluß. Unter Zeichen verstehe ich hier aber nicht alle und jede Zeichen überhaupt, sondern nur die willkührlichen, oder diejenigen, die mit dem Bezeichneten nicht von Natur in einem ursachlichen Verhältnisse stehen.

Mit der Vorstellung des Zeichens ist zuvörderst die Vorstellung des Bezeichneten vergesellschaftet. Wenn das Wort: Rose mir ein Zeichen für eine gewisse Blume ist, so ist mit jenem Worte für mich die Vorstellung von dieser Blume verbunden.

Allein zweytens, nicht jede Vorstellung, die für mich mit der Vorstellung von einer Sache vergesellschaftet ist, hat einen Gegenstand, der von dieser Sache ein Zeichen wäre. Mit der Vorstellung dieses oder jenen Orts ist für mich die Vorstellung des oder des Vorfalles vergesellschaftet. Deshalb ist jener Ort noch nicht ein Zeichen von einem solchen Vorfall. Ein Zeichen ist etwas vielmehr nur da für mich, von etwas anderm, wo ich die Vorstellung von dem letztern absichtlich, und zwar deshalb an die Vorstellung des ersten geknüpft habe, um vermittelt desselben diese Vorstellung bey mir wieder klar zu machen. Wer sich z. B. die Noten in der Musik bekannt macht, verbindet absicht-

lich mit dem oder dem sichtbaren Zeichen, die Vorstellung eines gewissen Tons, um an diesen Ton in jedem Fall, wo ihm das Zeichen zu Gesicht kommt, erinnert zu werden. Etwas ähnliches thun wir, wenn wir Vokabeln einer fremden Sprache uns bekannt machen; und das nämliche, wenn wir unsere Muttersprache lernen, ob es hier gleich nicht so merklich geschieht. Denn manche Wörter hören wir vielleicht zum zwanzigsten Male, ehe wir ihre Bedeutung gefasst haben. Mit der Vorstellung eines Zeichens ist also die Vorstellung unsers Vorsatzes, daß wir dieses oder jenes dabey denken wollen, vergesellschaftet *).

Hierdurch wird bey dem Laufe unserer Vorstellungen, durch ein Interesse des Vorsatzes durch die Vorstellung selbst die Vorstellung des Zeichens wieder erweckt, und dieses dient uns alsdann dazu, jene Vorstellung bey uns klärer zu machen, als die Vorstellungen der sinnlichen Gegenstände, durch welche diese sonst alsobald

*) Wenn wir willkührlich eine Sache beachten, so muß immer ein Grund vorhanden seyn, der uns bestimmt, unsere Aufmerksamkeit darauf zu richten. In diesem liegt das Interesse, das eine Sache für uns hat. Dieses Interesse ist entweder ein Interesse des Vorsatzes oder der Lust, oder es ist aus beiden zusammengesetzt. (S. meine Untersuchungen über die Seelenkrankheiten, 1. B. No. II und III.)

wieder verdunkelt werden würde. So bald uns das Zeichen nur, so zu sagen, anspricht, ist gleich bey uns der Vorsatz wieder erneuert, was es bezeichnet zu beachten *). Das Zeichen stellen wir uns entweder durch die Sinne oder durch die Einbildungskraft vor.

Betrachten wir jenen Fall, wo wir das Zeichen uns durch die Sinne vorstellen, erst für sich; so erhellet, dafs durch die Vorstellung des Zeichens die Vorstellung anderer zugleich empfundener Gegenstände, wenn diese nicht mit überwiegender Gewalt in unsere Sinne fallen, oder sonst ein gröfseres Interesse für uns haben, verdunkelt werde. Denn unsere Aufmerksamkeit wird auf das Zeichen eumal durch die Stärke, welche sinnliche Vorstellungen haben, gezogen, und dann auch durch das Interesse des Vorsatzes, an welchen es uns erinnert, darauf geheftet. Dieses Interesse entkräftet mehr oder minder die Stärke der Empfindungen, die uns zugleich ansprechen, und macht es uns möglich, auf unsere fortlaufende Gedankenreihe unsere Aufmerksamkeit ungestört zu richten. Das Hindernis, das unserm ungestörten Denken entgegensteht, wird so durch zwey vereinigte Kräfte: die Stärke, die die sinnliche Vorstellung des Zeichens hat, und das Interesse, das es für uns hat, gehoben. Je fertiger der Verstand, unter übrigens glei-

*) S. Anmerkung B.

chen Umständen, denkt, desto weniger braucht er der Beyhülfe jener vereinigten Kräfte.

Hieraus ist es begreiflich, daß der geübtere Verstand in vielen Fällen der sinnlichen Darstellung der Zeichen entbehren kann, und genug daran hat, wenn er sie sich nur durch die Einbildungskraft vergegenwärtigt, ob dieses gleich für den weniger geübten nicht zureicht. Denn an sich genommen, haben Bilder der Einbildungskraft nicht die Stärke der sinnlichen Vorstellungen, und können daher leicht von ihnen verdunkelt werden. Dienen sie uns nun als Zeichen; so fällt in die Augen, daß sie leicht durch die sinnlichen Vorstellungen verwischt, und die Gedanken, welche wir mittelst ihrer zusammenhalten wollen, durch die Gewalt der Sinne zerfließt werden können. Hier ist also nichts anders zu thun, als gegen die Sinne, die Sinne selbst aufzubieten, oder zu der sinnlichen Darstellung der Zeichen seine Zuflucht zu nehmen.

Aus dem eben Gesagten wird es begreiflich, warum Menschen, die im Denken wenig geübt sind, zu der sinnlichen Darstellung der Zeichen, durch welche sie denken, ihre Zuflucht nehmen müssen, und warum wir auch da, wo wir angelegentlich mit einem Gegenstande beschäftigt sind, der unser ganzes Nachdenken aufbietet, lauter zu uns selbst zu reden geneigt

find. Auch die von Seimes vorhin angeführte Thatfache, daß in London auf öffentlicher Strafe viele Menschen laut reden, erklärt sich hieraus. In jeder andern eben so geschäft - und eben so geräuschvollen Stadt, wo man viele Menschen, die auch unter dem großen Gewühle mit ihren Geschäften sich herum tragen, sähe, würde man das nämliche zu bemerken Gelegenheit haben. Ich habe hierüber schon an einem andern Orte *) mehrere Gedanken geäußert, und kann daher jetzt zu der Anwendung des Gesagten schreiten.

Warum Menschen von schwachem Verstande gern für sich selbst reden, liegt gleich am Tage. Ohne wirklich ausgesprochene Worte zu Hülfe zu nehmen, würden sie ihre Gedanken leicht verlieren, und von den sinnlichen Eindrücken des Augenblicks fortgerissen werden. Ihr Reden ist meistens nur ein Murmeln, weil sie eine Unschicklichkeit darin zu sehen glauben, mit sich selbst zu reden. Indessen läßt die Schwäche ihres Verstandes sie Zeit und Ort zu leicht vergessen, als daß sie nicht ihrem Hange oft auch im Beyseyn Anderer nachgeben und laut reden sollten.

Indefs nehmen auch Menschen, die keineswegs schwach am Verstande, und eben so wenig

*) Unterf. über die Seelenkrankheiten, 2. Th. S. 97. u. f., wo ich mehrere hieher gehörige Erfahrungen angeführt habe, allein mich nicht

im Denken ganz ungeübt sind, öfter zu einer sinnlichen Darstellung der Zeichen, durch welche sie denken, ihre Zuflucht. Ich meyne nicht, daß sie die Worte, an welchen ihre Gedanken hängen, auch noch so leise nur ihnen selbst hörbar aussprechen, oder an sichtbare Zeichen sich halten; sondern, daß sie ihre Sprachwerkzeuge bewegen, allein dennoch, weil jene Bewegungen zu schwach sind, und nicht mit der hinlänglichen Oeffnung des Mundes begleitet werden, keinen Ton hervorbringen. In dieser Sprache, die sich in kaum sichtbaren Bewegungen — oder vielmehr noch Anregungen dazu — der Lippen verräth, redet die Andacht oft zu sich selbst in stillen Gebeten, mit welchen der fromme Besucher des öffentlichen Gottesdienstes in die Versammlung tritt oder aus ihr scheidet.

Dieses ist eine Sprache des Gefühls, und des Gefühls im engsten Sinne, in der auch nur Personen, die sonst taubstumm waren, zu sich selbst reden können, wenn es dem Fleisse und der Geschicklichkeit ihrer Unterweiser gelungen, sie, so weit es möglich ist, in den Besitz der Sprache zu setzen. Denn man weiß, daß jene Unglückliche, wenn ihre Sprachwerkzeuge nicht an einem unüberwindlichen Naturfehler leiden, selbst sprechen, und dasjenige, was gesagt wird,

auf die genauere Erklärung derselben einlassen durfte.

verstehen lernen können. Die Worte Anderer, die sie nicht hören, sehen sie an den Bewegungen der Lippen derselben; ihre eignen, die sie gleichfalls nicht hören, fühlen sie in den Bewegungen der Sprachwerkzeuge, durch welche sie jene Worte Andern hörbar hervorbringen *). Diese Gefühlsprache, in deren Besitz der Taubstumme gesetzt werden kann, und die dem Menschen, dessen Verstand bis zu einem gewissen Grade ausgebildet ist, genügt, reicht indeffen dem an Verstande schwachen, der des Gehörs nicht beraubt ist, nicht zu. Er muß sich selbst hören, da jene Gefühlsprache für ihn zu leise ist. Was er sonst hörte, würde ihn schon von dem Gegenstande seiner Gedanken abziehen; dahingegen der Taube vor dieser Zertreuung sicher ist.

Man sieht aus dem Bisherigen zur Genüge, wie die Neigung mit sich selbst zu reden, eine Folge der Verstandeschwäche ist. Noch mehr! Man könnte selbst aus der Art, wie ein an Verstande schwacher Mensch mit sich selbst redet, auf den Charakter seiner Verstandeschwäche schließen, wenn diese sich nicht schon in der Art, wie er mit Andern redet, offenbarte.

Die Verstandeschwäche ist nämlich von zwiefacher Art: entweder rührt sie aus einem Unvermögen, mehrere Dinge zugleich zu beach-

*) S. Anmerkung C.

ten, oder sie hat in einem Unvermögen, einzelne Gedanken mit der nöthigen Bestimmtheit festzuhalten, ihren Grund. Das letzte ist die Verstandeschwäche des Blödsinnigen, und das erste die Verstandeschwäche des Dummen *). Der Dumme geräth leicht in Verwirrung, wo er mehreres zu übersehen hat, und der Verstand des Blödsinnigen wird so zu sagen in Stillstand versetzt, wo irgend etwas mit Bestimmtheit aufgefaßt werden soll. Dieses verräth sich auch in den Reden des einen und des andern, besonders wenn ihre Verstandeschwäche in einem merklichern Grade vorhanden ist. Der Dumme wird oft so abgebrochen, und in verstümmelten Sätzen reden, wie ein Kind, das Sprechen lernt. Seine Worte werden nur das benennen, was bey dem, was er uns sagen will, am meisten seine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Sollen wir z. B. von ihm hören, daß die Rose schön sey; so wird er: „Rose schön,“ vielleicht auch nur: „schön“ sagen. Seine Verstandeschwäche erlaubt ihm nicht, in der kurzen Zeit, in welcher er den ganzen Satz vorbringen sollte, alles zusammen zu ordnen, und es zu dem Ende zu übersehen. Oft verräth sich seine Anstrengung, seine Gedanken zusammen zu ordnen, in einer sprachwidrigen Wortfolge. Indem er vielleicht gesagt hat: Rose schön,

*) S. Anmerkung D.

fällt ihm ein, daß er die Bejahung oder Verneinung auszudrücken vergessen hat. Nun kommt das: ist nach, und wir hören: die Rose schön ist *). Bey dem Blödsinnigen findet sich diese abgebrochene und versetzte Art zu reden nicht. Die einzelnen Sätze, die er vorbringt, drückt er vollständig und ordentlich aus; nur wird seine Rede öfter stocken, besonders, wenn er auf Gegenstände stößt, welche seine Aufmerksamkeit nicht fassen kann. Seine Reden werden meist auch langsamer seyn, wenigstens wenn der Gegenstand derselben ihm nicht geläufig ist. In dem entgegengesetzten Falle hingegen wird er meistens immer auf gewisse Gegenstände zurückkommen. So abgebrochen der Dumme in seinen Gesprächen ist, so abgebrochen ist auch sein Murmeln. Hört man gleich dieses nicht, so sieht man doch an seinen Lippen, daß der Fluß seiner Rede oft unterbrochen wird, daß er die einzelnen Worte mehr stofsweise murmelt, als in einer stetigen Reihe vorbringt.

Fragt man, wozu zwischen der blödsinnigen und dummen Verstandeschwäche so genau zu unterscheiden sey; so antworte ich, daß wo die eine oder die andere als Krankheit Wurzel gefaßt, oder als Naturfehler bey einem schon

*) S. Anmerkung E.

erwachsenen Menschen sich findet, der Arzt hier freylich wohl wenig oder nichts thun kann. Aber wo die Erziehung dem einen oder dem andern Naturfehler begegnen soll, verdient jene Unterscheidung alle Rücksicht. Und warum sollte hier der Arzt nicht eben so gut gehört werden als der Pädagoge? Die Grundfätze, von welchen Beide hier ausgehen, sind dieselben, nur der Zweck des einen ist von dem Zweck des andern bey der Anwendung verschieden, obwohl in dem Hauptpunkt immer ähnlich. Denn der Arzt will den vollkommensten Lebenszustand wieder herstellen, der Erzieher will durch die physische Erziehung, von der die psychologische ein Theil ist, diesen entwickeln. Wie die Erziehung der Verstandeschwäche abhelfen könne, darüber habe ich an einem andern Orte *) meine Gedanken ausführlicher geäußert. Ich darf mich daher um so weniger hier darauf einlassen.

Allein nicht bloß in dieser, sondern auch in einer andern Rücksicht, über welche der Arzt befragt zu werden pflegt, ist der Unterschied zwischen Blödsinn und Dummheit für die Anwendung nicht unwichtig. Handlungen z. B., die aus einer nicht zuzurechnenden Unbedachtsamkeit oder Unbesonnenheit erfolgen, mag der Dumme

*) Ueber die Verstandeschwäche in pädagogischer Hinsicht (in den Untersuchungen über die Seelenkrankheiten, 2. Th. No. XII.).

oft begehen; mit der Natur des Blödfinnes find sie in einem offenbaren Widerspruche.

Bey dem Wahnsinnigen hat die Neigung für sich selbst zu reden, nach Verschiedenheit des Falls, einen verschiedenen Grund. Der Wahnsinn hat seinen nächsten Grund entweder in einer Abspannung der Sinne, oder in einer Erhöhung der Einbildungskraft. Denn ohne die eine oder die andere kann das Mißverhältniß zwischen jenen Vermögen, in welchen der Wahnsinn selbst besteht, nicht Statt finden. Rührt der Wahnsinn aus einer Abstumpfung der Sinne; so ist mit ihm gewöhnlich eine mehr oder minder beträchtliche Verstandeschwäche verbunden.* Schon diese würde den Kranken dazu bringen, mit sich selbst zu reden; allein hierzu kommt noch ein anderer Grund. Bey Wahnsinnigen dieser Art verwandelt sich alles, was sie sehen, in dasjenige, was ihrer Einbildungskraft gerade vorschwebt, wenn es damit nur einige Aehnlichkeit hat. So werden Personen, leblose Gegenstände, Oerter und alles bey ihnen verwandelt. Die einzelnen Auftritte, die einem solchen Kranken sich darstellen, hängen eben so wenig zusammen, als die Theile unserer gewöhnlichen Träume *). Dieser Mangel an Zusammenhang ent-

*) S. meine Untersuchungen über den Wahnsinn, S. 121 u. f.

geht dem Kranken wohl nicht ganz, und die natürliche Folge davon ist, daß derselbe oft in der Lage desjenigen ist, der sich auf etwas besinnen will, aber nicht zur Besinnung kommen kann. In dieser Lage mehr als in einer andern, nehmen wir unsern ganzen Verstand zu Hülfe. Was Wunder, daß der Wahnsinnige in derselben mit sich selbst zu reden versucht wird?

In dem eben angegebenen Umfande, in dem Mangel an Zusammenhange zwischen den einzelnen Vorspiegelungen des Wahnsinnes, liegt auch wohl der Grund, warum Wahnsinnige nach ihrer Wiederherstellung sich derselben wenig zu erinnern wissen, ob sie gleich alles Zwangs, den man gegen sie angewandt, oder aller Gefälligkeiten, die man ihnen erwiesen, sich sehr wohl erinnern. Haslam, der dieses beinerkt*), redet zwar von Wahnsinnigen überhaupt, nicht von einer besondern Art derselben. Allein, daß dieses wenigstens nicht allgemein von dem Wahnsinn, der aus einer Ueberspannung der Einbildungskraft rührt, gelte, beweiset schon Marlow's selbst eigene und umständliche Erzählung seiner Verirrungen**). Wo jene Vergeßlichkeit auch bey dieser Art des Wahnsinns

*) Haslam Beobachtungen über den Wahnsinn, aus dem Engl. S. 16.

***) S. oben 3. St.

sich zeigt, ergiebt sich leicht aus einigen anderwärts *) von mir gemachten Bemerkungen, wenn sie anders gegründet sind.

Auch bey diesem Wahnsinn, oder dem Wahnsinn aus Ueberspannung der Einbildungskraft, wird sich oft diese Neigung mit sich selbst zu reden, allein aus einem ganz andern Grunde finden. Diesem Wahnsinn liegt immer eine herrschende Vorstellung zum Grunde. Diese Vorstellung ist nie eine gleichgültige, sondern immer entweder traurig oder ergötzend, und hat daher immer für den Kranken ein größeres Interesse. Dieses Interesse treibt ihn, alles, was mit derselben in einem nähern Zusammenhange steht, sich mit der größten Klarheit vorzustellen. Er wird also öfter zu sich selbst reden, und aus eben dem Grunde als der Mensch von völlig gesundem Verstande, wo dieser angelegentlich mit etwas beschäftigt ist. Dieses feine Interesse wird man auch in seinen Mienen, Gebärden und der ganzen Haltung oder Bewegung des Körpers lesen können. Man wird daran sehen, wie sein Gemüth gestimmt ist, ob zur Freude oder zur Traurigkeit, oder zu einem Gemisch von beiden, gesetzt auch, daß wir keines seiner Worte hörten.

Oft

*) Unterl. über den Wahnsinn, S. 297--304.

Oft redet ein Wahnsinniger dieser Art auch mit einem Wesen seiner Einbildungskraft, das er mit seinen leiblichen Augen zu sehen glaubt. Taffo unterredete sich so in seines Freundes Mansi Beyseyn mit einem Geist, den Mansi's Augen freylich nicht sahen, von dem zu Mansi's Ohren auch kein Laut kam, ob ihm gleich keines von Taffo's Worten entging *).

Hört man die Reden des Wahnsinnigen vernehmlich, so kann man leicht aus denselben abnehmen, von welcher Art sein Wahnsinn ist, ob demselben eine Ueberspannung der Einbildungskraft, oder die entgegengesetzte Urfach zum Grunde liege. Doch dessen bedarf es nicht, sondern schon der Umstand, ob seine Reden mit Ausdrücken von Gemüthsbewegungen verbunden sind oder nicht, wird, wenn man auch keine andere Anzeigen hat, hierüber leicht Licht geben.

Alle Betrachtungen über die Sprache sind an sich semiotisch, da eine Semiotik nichts anders als eine Theorie der Zeichen ist, auch so vielfach ist, als diese es sind. Deshalb habe ich die vorstehenden Bemerkungen insbesondere no-

*) Muratori über die Einbildungskraft, 2. Th.
S. 86 u. f.

fologisch - semiotisch genannt; nosologisch
 in so fern diese Zeichen, von denen die Rede
 ist, auf eine bestimmte Krankheit und ihre Be-
 schaffenheit hinweisen. Diese Zeichen sind von
 dem, was sie anzeigen, eine Wirkung, und ge-
 ben daher, da diese Wirkung mehr Ursachen
 haben kann, für sich nur eine mehr oder min-
 der wahrscheinliche Anzeige, die aber doch
 durch anderweitige Umstände der Gewissheit nahe
 kommen kann *). — Wie das Zeichen eine Wir-
 kung von dem Bezeichneten sey, glaube ich dar-
 gethan zu haben. Ich bin zu diesem Ende nicht
 allein zu der Erfahrung, daß uns die Sprache
 zum Denken behülflich sey, zurück gegangen;
 sondern habe selbst den Grund von dem, was
 sie uns wahrnehmen läßt, anzugeben gesucht.
 Dieses ist nämlich das sicherste Mittel, Sätze,
 die man aus der Induktion zu allgemein ausge-
 hoben hat, auf die Bestimmung zurückzuführen,
 unter welcher nur ihre Allgemeinheit sich be-
 haupten kann, durch welche wir erst bestimmte
 Erklärungsgründe in ihnen haben. Sind wir
 dahin gekommen; so haben wir in einem sol-
 chen Satze nicht allein die Erklärung der Er-
 scheinung, um welche es uns zunächst zu thun
 war, sondern mehrerer andern, welche auf jene

*) Reil Beytrag zur medicinischen Zeichenlehre,
 §. 9. im Archiv für die Physiologie, 3. B. 1. Heft.
 S. 120.

ein neues Licht werfen, und von diesen wiederum Licht erhalten. Aus diesem Grunde steht das Eine und Andere, was ich über die Gefühlsprache, wie ich sie genannt habe, und über die Taubstummen gesagt habe, hier wohl nicht am unrechten Ort.

A n m e r k u n g e n .

A) Schon das Beyspiel gänzlich tauber Personen, sie mögen nun ohne Gehör gebohren seyn, oder dasselbe späterhin verloren haben, würde ein Beweis seyn, dafs wir nicht gerade hörbarer Zeichen benöthigt sind, wenn wir für uns denken; wenn es anders, mit dem was Lambert, wie oben angeführt, von der Nothwendigkeit der Zeichen sagt, seine Richtigkeit hat, da der Taube doch die Worte, die er braucht, nicht vor seine Empfindung bringen könnte. Denn derjenige, dem das Gehör, welches er vormals gehabt hat, verloren gegangen ist, hat zwar noch Worte in der Einbildungskraft; allein das ist nicht genug, er mus sie auch empfinden können. Um den Beweis meines Satzes um so einleuchtender zu machen, habe ich mich daher hier lieber auf die Taubgebohrnen, oder diejenigen, die das Gehör in ihrer ersten Kindheit, so früh verloren haben, dafs

sie von der Sprache nicht mehr abhaben konnten, als das Thier, das auf seinen Namen oder andere Laute, auf die es zu hören abgerichtet ist, hört, und vielleicht nicht einmal so weit gekommen sind. In des Herrn Eschke psychologisch lehrreichen Schrift: *Galvanische Versuche*, Berlin 1803. findet man von S. 81 — 159. mehrere Aufsätze von Taubstummen, die uns wenigstens durch die Präcision und die logische Ordnung, welche in ihnen zu Hause ist, in Verwunderung setzen. Allein, ob wir gleich nicht eben einer Wortsprache oder hörbarer Zeichen zum selbstigen Gebrauch — wenn ich so den Gebrauch, den wir von der Sprache, oder andern Zeichen bey dem Denken machen, weil uns Zeichen dabey behülflich sind, nennen soll — benöthigt sind; so leistet uns doch die Sprache diesen Dienst, mehr als sichtbare Zeichen. Denn einmal sind bey dem Gehörsinn die sinnlichen Eindrücke in der Regel stärker als bey dem Gesichtssinn; zweytens haben wir es mehr in unserer Gewalt, diese als Zeichen zu unserer Empfindung zu bringen. Zu diesem, was schon Lambert bemerkt hat, kommt drittens noch, daß wir eine Succession von Tönen leichter deutlich und klar auffassen, als eine Succession von sichtbaren Gegenständen. Was von dem Sinne des Gehörs und Gesichtes gilt, gilt auch von der Einbildungskraft, in so fern sie, was wir gesehen und gehört haben, wieder erneuert. So leicht es uns fällt, uns mehrere zugleich gesehene Ge-

genstände zugleich durch die Einbildungskraft wieder zu vergegenwärtigen, so leicht ist es uns auch durch sie eine Succession klar gehörter Töne zu wiederholen; und so schwer es uns wird, eine Succession sichtbarer Gegenstände mit einer Bestimmtheit durch die Einbildungskraft wieder zu vergegenwärtigen, eben so schwer fällt es uns auch, eine Coexistenz mehrerer Töne durch die Einbildungskraft mit Klarheit wieder hervorzurufen.

Das Transitorische in den Zeichen, die wir in der Sprache haben, kommt uns also selbst bey dem Denken zu statten, da dieses immer successiv ist, obgleich die Succession in demselben schneller oder langsamer seyn kann. Dieses gilt nicht weniger, wenn wir das Wort uns nur durch die Einbildungskraft vergegenwärtigen, als wenn wir es hören. Dem Taubgebohrnen scheint deshalb viel abzugehen, da dieser auch nicht einmal für seine Einbildungskraft eine Wortsprache hat; und doch hat dieser dafür sehr oft eine Gefühlssprache, wenn ich unter Sprache einmal jedes Zeichenaggregat verstehen soll, dessen man sich eben so, wie wir unsere Sprache gebrauchen, bedient. — Doch hierüber in einer andern Anmerkung mehr.

B) Aus dem S. 520. Gefagten erhellet, dafs: wenn auch alles nur einige Zeit fortgesetzte Denken, ohne Beyhülfe der Zeichen, für uns un-

möglich ist; doch nicht alles Denken überhaupt ohne Zeichen unmöglich sey. Man hat das letzte oft und zu allgemein behauptet. Denn wenn es so allgemein wahr wäre; so könnten wir gar keine Sprache haben, da wir jedem Wort, oder jedem Zeichen nur erst durch einen, wenn auch noch so flüchtig vorüber eilenden, Denkkakt seine Bedeutung geben können. Machen wir Wörter zu Zeichen allgemeiner Begriffe; so müssen wir auch diese allgemeinen Begriffe schon vorher haben.

C) Siehe unter andern Joh. Ludw. Ferd. Arnoldi praktische Unterweisung, taubstumme Personen reden und schreiben zu lehren, mit einer Vorrede von Erich Christian Klevefahl. Giessen 1777. bes. S. 10 u. f. (In Herrn Loder's physiologischen Anthropologie, 3. Aufl. S. 147 und 148. findet man ein ziemlich langes Verzeichniß von Schriften über diesen Gegenstand.) — Dem Gesagten zu Folge, haben diese Tauben wenigstens eine zwiefache Sprache: eine für das Gesicht, und die andere für das Gefühl; jene in den von ihnen gesehenen Bewegungen des Mundes, und besonders der Lippen derjenigen, mit welchen sie reden, und diese in den Bewegungen ihrer eigenen Sprachwerkzeuge, in sofern sie diese selbst fühlen. Jene Sprache ist für sie das, was für uns die Schriftsprache ist, aus der wir alles, was wir in ihr lesen, in die Wortsprache übersetzen; diese, was für uns die eigentliche Wortsprache ist, an die wir unmittel-

bar unsere Begriffe knüpfen. Der Taube, der über dieses noch lesen und schreiben kann, hat noch eine dritte Sprache, die sich zu seiner Gefühlssprache eben so wie unsere Schriftsprache zu unserer Gehörsprache verhält. Ich kann nicht umhin, hier einer sonderbar scheinenden, aber, wie ich glaube, leicht zu erklärenden Erfahrung, die Herr Arnoldi gemacht haben will, zu erwähnen. Taubstumme sind nämlich, wie er S. 48. sagt, leichter dahin zu bringen, ihre Gedanken mündlich als schriftlich auszudrücken. — Nach demjenigen, was er hinzufügt, zu urtheilen, hat er wohl sagen wollen, daß Taubstumme leichter das fassen, was man ihnen sagt (in dem Sinne, wie man ihnen etwas sagen kann) als was man ihnen hinschreibt. — Denn: „Schreibt man ihnen, setzt er hinzu, einen Gedanken auf, und man schreibt ihnen denselbigen, auch wenn man schon glaubt, ihn recht deutlich gemacht zu haben, oft hin; so lernen sie zwar endlich eben diesen Gedanken maschinenmässig nachschreiben; und doch findet man, daß sie ihn bey sich darbietender Gelegenheit nicht gehörig anwenden.“ — Hat Herr Arnoldi das wirklich sagen wollen, was, wie ich glaube, seine Meinung war, so wundert mich die Sache nicht. Die ausgesprochenen Worte, oder vielmehr die Bewegungen des Mundes, durch welche sie hervorgebracht werden, sind transitorisch, die geschriebenen Worte, wenn sie einmal aus der

Feder geflossen sind, stehen permanent da. Das Transitorische in jenen nöthigt den Tauben, das Zeichen, Punkt vor Punkt, so wie es successiv wirklich wird, zu beachten, und kommt ihm daher selbst zu Hülfe, dahingegen er bey dem permanenten, allen ihren Theilen nach coexistirenden geschriebenen Worten, zu jener successiven Aufmerksamkeit nicht genöthigt ist, und daher das Ganze aufgreifen will, ohne die einzelnen Theile gefasst zu haben, und eben daher bey dem Zeichen stehen bleibt, ohne an seine Bedeutung zu denken. — Hieraus erhellet, das der Taubstumme bey seiner Gefühlssprache, in so fern sie successiv ist, eben die Vortheile habe, als wir bey unserer Gehörsprache. Ist jene Sprache ihm einmal geläufig, so kann er mit ihr um so eher ausreichen, da er eben weil er nicht durch den Gehörsinn in seinem Denken gestört wird, einer Gehörsprache um so eher entbehren kann.

D) Ueber den Unterschied der blödsinnigen und dummen Verstandeschwäche habe ich so viel (Untersuchungen über die Seelenkrankheiten, 1. Theil, S. 94 u. f. und 2. Theil, S. 67 u. f.) gesagt, das ich mich nicht entschliessen könnte, noch ein Wort darüber hinzu zu setzen, wenn nicht eine Betrachtung den Unterschied in das hellste Licht setzte. — Die Schwäche nämlich ist etwas negatives; sie ist

die Anwesenheit eines gewissen Grades der Kraft. Der Begriff von etwas negativem kann nur von dem Begriffe desjenigen positiven, das ihm entgegengesetzt ist, ausgehen, und erhält von demselben seine Klarheit und Deutlichkeit. Wir dürfen daher hier nur von der Vollkommenheit des Verstandes, die in nichts anderm als einer Stärke desselben bestehen kann, ausgehen. Diese Stärke zeigt sich in zweyerley: einmal in der Leichtigkeit, womit der Verstand etwas auffasst und festhält; und dann in der Leichtigkeit, ein Mannichfaltiges zu übersehen, um dasjenige, was dabey in Betracht gezogen werden muß, auszuheben, und nöthigen Falls gegen einander abzuwägen. Die erste Vollkommenheit kann man das Eindringen, die Penetration des Verstandes; die zweyte die Ausbreitung desselben nennen. Dieses sind die ursprünglichen Vollkommenheiten des Verstandes; in dem Sinne nämlich, als alle anderweitigen Vollkommenheiten des Verstandes bey einem Menschen von dem Grade, und dem mehr oder minder glücklichen Verhältnisse derselben zu einander abhängen. Girard unterscheidet z. B. die Ausdrücke *perçant*, *pénétrant*. „Le mot de *perçant*, sagt er, (Synonymes François cet. art.) tient de la force de la „lumière et du coup d'oeil. Celui de *pénétrant* tient de la force de l'attention et de la „réflexion.“ Das erste Wort zeigt diesemnach einen schnell und auf dem gehörigen Flecke ein-

dringenden Verstand an, der daher gleichsam mit einem Blicke bey einer Sache dasjenige, worauf es ankommt, ausheben, und daher auch das Ganze übersehen muß. Hier muß das Eindringen und die Ausbreitung des Verstandes auf eine gewisse Art verbunden seyn. Das Wort *pénétrant* wird von dem eindringenden Verstande schlechthin, und in so fern er nach dieser Vollkommenheit an sich und in ihrem höchsten Grade betrachtet wird, gebraucht. Dieser Verstand durchdringt das, was er einmal ergriffen hat; allein er greift nicht immer sogleich nach dem Punkte, worauf es ankommt. Denn ihm fehlt oft die nöthige Ausbreitung.

Dieses vorausgesetzt, läßt sich die dumme oder stupide, und die blödsinnige Verstandeschwäche leicht unterscheiden. Diese, die blödsinnige, besteht in einem gänzlichen Unvermögen in etwas einzudringen; und jener, der stupiden Verstandeschwäche fehlt es an der gehörigen Ausbreitung des Verstandes. Da jeder menschliche Verstand endlich, d. h. seine Stärke beschränkt ist: so folgt von selbst, daß jedem menschlichen Verstande, die eine und andere Schwäche anklebt; wenn gleich nur bey wenigen in dem Grade, daß sie darin vor ihren übrigen Mitmenschen verwahrloset zu seyn scheinen. Diese wenigern nennen wir *κατ' ἐξοχην* blödsinnig oder dumm, je nachdem die eine oder die andere

Verstandeschwäche in ihnen am meisten auffällt, und diese Verstandeschwäche ist bey ihnen entweder als Krankheit oder als Naturfehler zu betrachten.

E) Eben so ist das Sprechen der Tauben, die durch eine besondere Unterweisung sprechen gelernt, ehe sie ganz zu dem Besitz der Sprache gelangt sind. Denn so sehr es auch auffällt, so leicht ist es doch zu erklären, daß Taubstumme, wenn sie erst zu dem Besitze der Sprache gelangen, insbesondere jene stupide Verstandeschwäche immer noch in einem beträchtlichen Grade zeigen, und daß diese sich nur dann erst bey ihnen verliert, wenn sie anfangen, der Sprache mächtiger zu werden. In Herrn Arnoldi's vorhin erwähnten Schrift werden mehrere Erfahrungen von Taubstummen angeführt, die auf diese Verstandeschwäche hinweisen. Diese Unglücklichen sind meistens zum Zorn, zum Eigenwillen und zur Hartnäckigkeit geneigt (S. 57. 70. 71.). Dieses sind Unarten, welche die stupide Verstandeschwäche, da sie einer einseitigen Betrachtung einer Sache zu viel Vorschub thut, nur zu leicht veranlaßt. Hierzu kommt freylich noch, daß sie auch oft dadurch aufgebracht werden, daß sie von Andern nicht, wie sie wünschen, verstanden werden; aber hierin allein mögte ich mit Herrn Arnoldi (S. 57.) den Grund von einer Erscheinung nicht suchen, da jene Verstan-

deschwäche sich bey ihnen, ehe sie sich in den Besitz der Sprache bis zu einem gewissen Grade gesetzt haben, in eben denselben Spracheigenheiten zeigt, als bey Dummen, nur dafs, was bey diesen ein unüberwindlicher Naturfehler oder eine Krankheit ist, bey ihnen nur die Folge einer aufgehalteneu Ausbildung des Verstandes ist. Unter dem Titel: Fortgesetzte Unterweisung für Taube und Stumme u. s. w. Gießen 1781. hat Herr Arnoldi eine Reihe von Briefen eines seiner Zöglinge mitgetheilt, in welcher man die successivé Ausbildung seines Verstandes gleichsam verfolgen kann, und sieht, wie er sich allmählig von jener stupiden Verstandeschwäche losreißt. In den ersten jener Briefe ist ganz die Syntax, die die Reden des Dummen charakterisirt zu Hause, in den letzten findet man davon keine Spur. Alles ist in denselben wenigstens gehörig geordnet und bestimmt gesagt, wenn gleich keiner dieser Briefe auf anderweitige Vollkommenheiten des Styls Anspruch machen kann. Ich setze den Anfang des ersten jener Briefe, den der Zögling in einem Alter von ohngefähr sechzehn Jahren (Arnoldi praktische Unterweisung u. s. w. S. 31.) und nach einem sieben monatlichen Unterrichte, den er genossen, (Fortgesetzte Unterweisung S. 2.) schrieb, und den Anfang eines vier Jahr später geschriebenen Briefes her. Der Anfang jenes Briefes lautet: „Lieber Großherr! (Großvater) Ich danke. Geld komm her.

„R. M. (der Name des Jünglings) sagen: Ihr gehorsamer Diener, lieber Grosherr. Ich komme Kutsche zwey Pferde und lieber Herr Pfarrer „Arnoldi.“ Der andere Brief fängt so an: „Weil ich vermuthe, das der Fuhrmann aus „Bern bald kommt, so bin ich mit dem Einpacken meiner Sachen beschäftigt. Ich habe „mir ein Kistlein bey dem Schreiner machen lassen, in welches ich mein Gewehr gelegt habe. „Die Lauffe an den Flinten sind abgeschraubt, „und die Schäfte der Flinten sind mit Holz gefuttert, damit sie nicht zerbrechen.“ (Fortgef. Unterw. S. 106.) — Warum diesen Unglücklichen, ehe sie sich in den Besitz der Sprache setzen, immer noch jene stupide Verstandeschwäche anhängt, ist nicht schwer zu erklären. Gegenstände einzeln genommen, können sie durch Hülfe ihrer Sprache, diese sey auch noch so unvollkommen, immer bis zu einem gewissen Grade beachten; allein mehrere Gegenstände in ihrer Vorstellung zugleich zu befaßen, dazu ist ihnen ihre Sprache nicht geläufig genug. Denn auch in ihrer Gefühlsprache wird, wie in unserer Wortsprache, alles successiv bezeichnet. Bey einer Succession der Zeichen können wir aber durch ihre Hülfe ein Mannichfaltiges in Gedanken nur da befaßen, wo jene Succession eine gewisse Schnelligkeit hat, die immer um so geringer seyn wird, je weniger geläufig uns die Zeichen sind.

IV.

D a s

Zerfallen der Einheit unsers Körpers
im Selbstbewußtseyn,

v o m

P r o f e s s o r R e i l.

In den mannichfaltigen Theilen unseres Körpers (der Objectivität oder des Seyenden in uns) ist eine Einheit, die Einheit des organischen Leibes; in den mannichfaltigen Aeufserungen unserer geistigen Vermögen ist eine Einheit, die Einheit der Seele, und beide sind wieder im Selbstbewußtseyn Eins und unzertrennlich als Leib und Seele verbunden. Macht man sich durch Abstraction von der Mannichfaltigkeit der Bestimmungen, die sich auf das Körperliche in uns beziehn, frey; so bleibt im Selbstbewußtseyn von unserer ganzen Objectivität nichts anders als der leere Satz ich bin: entkleidet man sich von allen geistigen Bestimmungen; so bleibt von der Subjectivität nichts als der leere Satz ich denke übrig. Das Ich, welches sowohl von Seiten seiner Realität als Idealität auf den kleinsten Punkt zusammengedrängt ist, ist ohne

alle Prädikate, aber doch die nothwendige Bedingung und zugleich die Möglichkeit einer unendlichen Menge von Prädikaten, die in demselben seyn können. Dies reine, von allen zufälligen Bestimmungen gefonderte Bewusstseyn ist die Grundlage unseres gesammten Wissens, die unvermittelte Identität des Subjects und Objects, das an sich ganz leere Ich, welches nicht ist, sondern mit jedem gegebenen Object erst wird, aber auf welches die ganze Unendlichkeit des Mannichfaltigen aufgetragen wird. Was die Abstraction uns als ein bloß Denkbare darbietet, kömmt als ein Wirkliches nahe vor dem Ausbruch einer Ohnmacht vor, in welcher zuerst die uns umgebende Sinnenwelt, dann unsere eigene Objectivität und zuletzt die Subjectivität oder das Bewusstseyn des Bewusstseyns um sich selbst erlöschet. Die Sinnenwelt macht den Anfang. Sie verfinstert sich in ihren fernsten Regionen, wohin nur das Auge und Ohr dringen. Das Sichtbare hüllt sich in immer dicker werdende Nebel, die es endlich ganz aus unserm Gesichtskreis rücken; das Hörbare weicht immer weiter von uns weg, bis es in ungemessener Ferne verhallt. Zuletzt werden auch die Zugänge der Außenwelt durchs Getast, den Geruch und Geschmack zu uns verschlossen. Dann schwindet das Bewusstseyn der eignen Objectivität mit dem dahinsterbenden Gemeingefühl. Die Sphäre zieht sich immer enger um uns zusam-

men, bis keine Anschauung von irgend etwas Sinnlichem mehr in uns, die Welt stumm und unsichtbar, der eigne Körper unfühlbar geworden ist. Das Leben hat sich von der Gränze bis zum innersten Brennpunkt der Organisation zurückgezogen; absolute Finsterniß und Stille des Todes umringen uns. Anfangs ist noch eine Rückerinnerung dessen, was vormals in uns war, möglich, aber ihren Vorstellungen fehlt die Ueberzeugung der Realität, welche die Empfindung giebt. Unsere ganze vorige Existenz kommt uns wie ein Traum vor. Allein zuletzt schwinden auch unsere geistigen Kräfte, selbst die Rückerinnerung der Vergangenheit dahin; das Ich hängt nur noch als ein einziger glimmender, aber ganz leerer Funken in der absoluten Nacht, von dem nichts als das Bewusstseyn übrig geblieben ist, dafs es noch ist, und sein leeres Seyn noch denkt, bis auch dies in Bewusstlosigkeit übergeht.

Dies Eine, an sich ganz leere Ich, das nur ist, wenn es sich selbst hervorbringt, mit jedem ihm angebotenen Object zu einem besondern Subject - Object concrescirt, und zuletzt sich selbst als ein Object setzt, dehnt sich von jenem kleinsten Punkt des leeren Denkens und Seyns, in gedoppelter Form, als Ideales und Reales, zu immer gröfseren Kreisen aus, bis

es die ganze Welt gleichsam eingefogen, und sich mit ihr zu einer Totalität organisirt hat. Auch dies Phänomen kann bey einer langsamen Wiederkehr von einer Ohnmacht zum vollen Bewußtseyn beobachtet werden. Mit dem äußeren Sinn nehmen wir die Objectivität, mit den fünf Sinnen die Welt und unsere eigne Körperlichkeit als ein Fremdes, mit dem Gemeingefühl unsern Körper mit der eigenthümlichen Bestimmung wahr, daß er nur einer und der unfrige ist. Beide Seiten der Organisation, die reale wie die ideale, schmelzen im inneren Sinn zur Einheit zusammen. In ihm schließt sich das Selbstbewußtseyn, diese lebendige Einheit in der Vielheit auf, und in demselben bekommen erst das Gemeingefühl und die fünf Sinne eine reale Existenz. Wir erblicken uns selbst mit allen den unendlichen Bestimmungen, die durch Seele und Leib und den Modificationen unserer Leiblichkeit mittelst der Eindrücke der Sinnenwelt in uns gesetzt sind; wir erblicken die ganze Mannichfaltigkeit unserer geistigen Vermögen, unserer Körperlichkeit und der Sinnenwelt als Einheit in uns. Außerer und innerer Sinn sind sich entgegen gesetzt. Im Gemeingefühl wird die Einheit des realen Seyns, im inneren Sinn die Einheit des denkenden in uns vorgestellt. Dies sind die beiden Pole der Seele, die im Selbstbewußtseyn ihren Indifferenzpunkt haben.

Von diesen mannichfaltigen Seiten des Selbstbewusstseyns und den unendlich vielen Verhältnissen, in welchen das Ich mit seiner eignen Subjectivität und Objectivität und der Objectivität der Sinnenwelt stehen kann, will ich gegenwärtig nur eins, nämlich das Verhältniß des Ichs zu seinem eignen Körper im pathologischen Zustande berühren. Unser Leib ist, wenn er gleich aus vielen der Form und Qualität nach verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt ist, doch eine Einheit, die sich real in der Harmonie der Functionen, ideal im Selbstbewusstseyn ankündigt und dasselbe nöthiget, ihn als eine Einheit vorzustellen. Mit dem Tode zerfällt die Realität dieser Einheit, vor demselben kann sie schon im Selbstbewusstseyn durch eine Krankheit des Gemeingefühls zerfallen, welches das Verhältniß unseres Leibes zum Selbstbewusstseyn vermittelt, wie die fünf Sinne das Verhältniß der Welt zu demselben vermitteln. Dieser merkwürdige Sinn, der immer noch zu wenig beobachtet ist, hat das Eigenthümliche, daß er in uns die Ueberzeugung von unserer Existenz begründet, und unsern Leib als eine Einheit und als den unfrigen vorstellt. Er bewirkt ein so specifisches Bewusstseyn des Daseyns unsers Körpers, als wenn er doch auch kein Körper und ohne Schwere wäre, und doch dabey eine so volle Ueberzeugung, daß er ist und der unfrige ist, daß wir um nichts in der Welt so

gewifs als um dieses wissen. Er vermittelt dies Bewusstseyn des Seyns unserer Objectivität durch ein vollkommen leeres Gefühl, das aber doch nicht negativ ist, wie das Gefühl eines eingeschlafenen Gliedes. Er bewirkt nicht blofs die Vorstellung, sondern das Gefühl (das Bewusstseyn der Realität), dafs unser Körper ist, eine Einheit und der unfrige ist und bestimmt dadurch seine Gränze, durch welche er von der Welt getrennt ist.

Wir wollen das Gemeingefühl von allen zufälligen Bestimmungen entkleiden, die es theils durch die Verschiedenheit der Theile unseres Körpers und ihrer Zustände, theils durch die Vermischung mit dem äufseren und inneren Sinn bekömmt, um es ganz rein und in seiner eigenthümlichen Gestalt erblicken zu können. Als solches ist es dunkel, in sich gekehrt, ununterscheidbar und ein blosses Gefühl, das nur sich und aufser sich nichts zum Object hat, also auch nur in sich selbst, aber nicht als Aeufseres und Inneres getrennt werden kann. In dieser Reinheit giebt es nicht einmal die Wahrnehmung unserer Körperlichkeit, die schon Product der äufseren Sinne ist, sondern die blofse Wahrnehmung unserer Existenz (des ich bins) ohne alle weitere Bestimmungen. Nicht einmal die Idee eines Körperlichen und Mannichfaltigen ist

durch dasselbe möglich. Dafs wir viele Glieder haben, diese an Form und Qualität verschieden sind, ist Wahrnehmung der Sinne, die allein das Mannichfaltige im Raume an unserm Körper und der Aussenwelt vorstellen. In dem Gemeingefühl ist nichts unterscheidbar als die Modification des Gefühls selbst, die nicht räumlich, sondern in der Zeit ist, und die Succession unserer Vorstellungen bestimmt. Ohne Sinnes - Anschauungen würden wir blofs in der Zeit, nicht im Raume seyn, blofs um unsere Existenz, aber nicht um die Existenz einer Welt wissen, die Eindrücke der Welt, z. B. des Warmen, Schmeck-, Riech- und Fühlbaren als Modificationen unserer Existenz wahrnehmen, und dadurch nie auf die Idee einer Welt aufser uns kommen. Wir würden die quantitative und qualitative Differenz unserer Glieder und Organe, die ununterbrochenen Veränderungen innerhalb der Sphäre unserer Körperlichkeit, die durch den gegenseitigen Einfluss ihrer Theile und durch die Eindrücke der Welt in ihr hervorgebracht werden, als blofse Modificationen des Gefühls selbst wahrnehmen, die nur subjectiv und in der Zeit, aber nicht objectiv und im Raume unterscheidbar sind. Sofern nun die Sinnorgane doch auch wieder nichts anders als Modificationen, und in der Form und Mischung bestimmte Differenzen unseres Leibes sind, gehören sie dem Gemeingefühl an,

und machen mit demselben den äußeren Sinn aus. Ihre Anschauungen sind Modificationen des Gemeingefühls, welches besonders bey dem Geruch, Geschmack und Getaft einleuchtet, die noch ganz auf die Sphäre der eignen Existenz beschränkt sind. Erst durchs Auge und Ohr gehen wir über unsere Individualität hinaus, und kommen zur Idee einer Welt außer uns. Wir riechen, schmecken und fühlen uns selbst. Dafs das, was den Geruch von außen erregt, eine Blume sey, haben wir blofs durchs Auge. Ein Taub- und Blindgeborener würde blofs das Gefühl seiner Existenz, aber keine Vorstellung von seinem Körper oder einer Welt außer sich haben.

Diese Einheit der objectiven Seite des Organismus, die durchs Gemeingefühl vermittelt wird, kann bey Nervenkrankheiten im Selbstbewusstseyn zerfallen. Davon soll gegenwärtig, also von einem Zerfallen der Einheit des Seyenden, nicht des Denkenden; von einem vermeinten Zerfallen derselben im Selbstbewusstseyn, nicht von dem realen in der Fäulnis; von einer Anomalie des Gemeingefühls in Beziehung auf Einheit in der Mannichfaltigkeit des Körpers, aber nicht von einer Anomalie desselben in Beziehung auf die veränderte Qualität seiner Theile die Rede seyn, wie z. B. bey Menschen, die sich in Wachs oder Glas verwandelt zu

seyen glaubten. Das Phänomen ist Symptom einer Krankheit der Seele, sofern die Seele die dem Mannichfaltigen eingepflanzte Einheit ist. Es hat in der Mannichfaltigkeit seiner Grade und Variationen so viel anziehendes, und in pathologischer Hinsicht so viel merkwürdiges, daß es sich der Mühe verlohnt, es einer besondern Ansicht zu würdigen. Selbst für den Psychologen ist es interessant, sofern es nicht allein in der Psychologie, sondern zugleich in der Physiologie seine Begründung finden muß. Ueberhaupt würde die Psychologie sehr gewinnen, wenn die Philosophen nicht die Seele allein, sondern sie in ihrer Verbindung mit dem Körper, sie nicht bloß im gesunden, sondern auch im kranken Zustande, ihr allmähliges Hinscheiden im anfangenden Alter und ihr Entstehen in der ersten Hälfte des Lebens beobachteten, in den Spitälern der Nervenkranken und Geisteszerrütteten zu erndten suchten, und sich bey solchen Erscheinungen, über welche die Physiologie vorzüglich Auskunft geben muß, an die Aerzte angeschlossen. Es giebt Krankheiten der Seele, die im Körper ihr Gegenbild haben, z. B. die Extasis und Catalepsie; Symptome, die bey Verrückten so häufig vorkommen, daß sie tief in der Natur der Seele ihre Wurzel haben müssen, z. B. das Phänomen, daß Wahnsinnige sich und ihre Clause gern aufputzen; im Traume und im Alp Erscheinungen des Fliegens, Fallens, eines faulenden Windes, der vom Mittelpunkt des Körpers

aus allen Punkten der Oberfläche ausströmt, die eine große Aehnlichkeit mit den Phänomenen der Elektrizität, z. B. mit dem allmählichen Ausströmen eines überladenen Nerven Systems haben.

Jenes Phänomen des Zerfallens der Einheit unsers Körpers im Selbstbewußtseyn, will ich in seinem leisesten Entstehen auffassen, wo die Totalität gleichsam nur noch in ihren Fugen locker geworden ist, und es bis zu seinem Maximum verfolgen, wo ihre Bestandtheile gänzlich zerfallen, und eins von dem andern getrennt ist.

In der vollen Kraft des Lebens ist eine so vollkommene Einheit des Leibes und der Seele da, daß die Ausstrahlungen des inwohnenden Geistes vom Centrum zur Peripherie in den Bewegungen, die Sammlung der Radien von der Peripherie zum Centrum gleichsam wie in einem durchsichtigen und nicht materiellen Körper geschehen. Die Seele wirkt frey und ungehindert auf jeden Punkt des Körpers, und jeder Punkt desselben wirkt wieder frey auf sie zurück. Jeder Theil ist in den andern, und doch auch wieder in sich, abhängig und unabhängig, allgemeines und besonderes zugleich; jeder ein Universum für sich, und doch in allen nur ein Universum, wie das Verhältniß zwischen den Ideen ist. Dies nicht allein. Selbst die Welt ist mit uns Eins, sie gleichsam unser Product, wir mit ihr in Concrenzenz. In einem ununterbrochnen Fluß und

Rückfluß geht unfer Handeln in die Welt, das Handeln der Welt in uns über. Zwischen beiden ist keine Kluft, alles durch eine innere Spannung zu einem allgemeinen Organismus verwebt. Die Welt ist zur Zeit, wo sie durch die Sinne aufgenommen wird, in uns, wir sind in der Welt. Diese Identität des Alls im Selbstbewußtseyn ist die Wurzel des Lebens. Alles ist uns nahe. Entschluß und That, Begriff und Bild, Anschauung und Gegenstand sind Eins und unzertrennlich mit einander verbunden. Unfer Handeln ist gleichsam das allgemeine Naturhandeln, in welchem wir uns selbst nicht erblicken. Trennung ist der Anfang des Todes; alles kömmt uns wie aus einander gefallen vor, das Nahe ist uns fern, das Eigne fremd, die Welt durch eine Kluft von uns getrennt, die immer stärker wird.

Im Kindesalter muß diese Einheit, und mit ihr die Energie der Seele sich erst allmählig entwickeln; der besondere Organismus sich in den allgemeinen versenken. Das Kind schaut sich und die Welt, aber ohne Verknüpfung an. Es setzt sein Subject mit jedem dargebotenen Object zu einem Subject - Object zusammen, aber es fehlt der feste Punkt des Ichs, an welchen die Gegenstände wie an einen Faden aufgereiht werden. Seine Vorstellungen schwimmen losgebunden, jede für sich und niemandem angehörig, wie die Bilder in einem Buch vorüber. Es spielt mit

seinen eignen Gliedern wie mit einem fremden Tand. Es fühlt sich mit Lust und Unlust, weint und lacht, weiß aber nicht, daß es über sich weint und lacht, daß es die Person ist, die fühlt und vorstellt. Erst spät lernt es sein eigenes Ich verstehn, und hebt dadurch die Trennung auf, die zwischen dem Mannichfaltigen in ihm, zwischen ihm und der Welt ist.

Im anfangenden Alter und bey eintretenden Asthenieen des Nervensystems wird dies Band, durch welches alles Eins ist, locker; dadurch die freye Wechselwirkung zwischen Leib und Seele, zwischen uns und der Welt immer mehr unterbrochen. Uner sicheres, gleichsam bewußtloses und mechanisches Wirken auf die Welt wankt; ihre in uns hineinfallenden Strahlen finden Flecke in der Körperlichkeit, durch welche sie von der Richtung zum Centrum abgebrochen werden, bis diese Reflexion allgemein, und die Sinnenwelt dem Auge des Geistes ganz unsichtbar geworden ist. In dem Maasse, als dadurch eine Getrenntheit zwischen uns und der Welt entsteht, sind wir genöthigt, aus dem Mechanismus des Gemeingefühls herauszutreten, verlieren die Gewisheit, die uns dasselbe in Ansehung unseres Verhältnisses zu dem Aeußeren giebt, und müssen fremde Hülfe bey den Sinnen, dem Gedächtniß und der Urtheilskraft suchen, um uns zu orientiren. Es kömmt uns vor, als

wenn ein fremdes Ich in einem fremden Körper wohnte, und dieser auf eine fremde Welt wirkte. Wenn wir schreiben ist Producirendes und Product; sind Seele, Hand, Feder und Buchstabe nicht mehr im Gefühle, sondern nur noch in der Anschauung der Sinne Eins. Es tritt ein leiser Zweifel ein, ob die Hand, welche schreibt, die unfrige oder eine fremde sey, die Buchstaben unser Product sind, oder durch irgend eine Feenkraft vor unsern Augen hingezaubert werden. Die Harmonie zwischen unsern Zwecken und den dazu erforderlichen Mitteln, welche im kraftvollen Leben völlig bewußtlos, ohne Zeitverlust und durch den bloßen Mechanismus des Gemeingefühls in uns zu Stande kömmt, zerfällt. Wir sind genöthigt, beide besonders und in ihrer Vielseitigkeit im Bewußtseyn vorzustellen, und sie durch die Urtheilskraft in eine Verbindung zu bringen, in welcher sie zusammenpassen. Wir ergreifen ein falsches Instrument, mit der unrechten Hand, in einer verkehrten Richtung; müssen uns erst durch ein Urtheil dazu bestimmen, die gefüllte Hand zu entledigen, um etwas Anderes mit ihr ergreifen zu können. Wir sind ungeschlüssig in dem Gebrauch unserer Glieder, rühren den Fuß, wenn wir die Hand geben, setzen ungewiß alle Glieder in Thätigkeit, wenn wir uns bewegen wollen, ziehn die Zunge mit den Fingern hervor, statt sie mit den eignen Muskeln auszustre-

cken, und müssen es erst durch Versuche und Ueberlegung ausmitteln, welches unsere rechte oder linke Seite ist. Im kraftvollen Redner ist Gedanke, Wort und Action der Muskeln ein zusammenhängender Fluß; Verstand, Gedächtniß und Sprachorgane sind in einen unzertrennlichen Organismus zusammengetreten. In Asthenieen trennt sich alles; wir müssen ein jedes besonders, die Gedanken im Verstande, die Worte im Gedächtniß, und die Bewegung der Muskeln in der Willkühr zusammensuchen. Es ist uns, als wenn unsere Sprache von uns getrennt wäre, als wenn ein anderer spräche, dem wir zuhörten, und den Sinn seiner Rede prüften. Wir hören den Laut unserer Sprache, sind aber ungewiß, ob es unsere oder die Sprache eines Andern sey: Zuletzt drücken wir unsere Ideen mit falschen Worten aus, oder können die Worte gar nicht mehr articuliren, sondern fangen an zu lallen. Was in dem Redner Eins seyn soll, ist in ein Mannichfaltiges zerfallen; jedes ist ein besonderes für sich, das, was in ihm denkt, die Worte giebt, die Sprachorgane regt und seiner eignen Rede als der Rede eines Fremden zuhört. Wir wissen, daß gehandelt wird, aber es dringt sich uns nicht unge sucht auf, daß wir es sind, die handeln; wir müssen uns immer selbst fragen, ob wir es sind, die sehen, hören, reden, empfinden, oder die Zuschauer des Empfindens und Handelns eines Andern sind; ob unsere Ge-

danken und unsere Glieder die unfriegen sind; ob das, was geschieht, wirklich geschieht, oder ein Traum sey, ob es durch uns oder einen andern geschehe. Es ist uns wie einem, der im Traum donnern hört, und am Morgen nicht weiß, ob er dies wirklich gehört, oder nur geträumt habe. Die sichtbaren Gegenstände verdunkeln sich; die hörbaren kommen wie aus weiter Ferne zu uns. Kurz die Bande des Organismus sind aufgelöst, und seine Einheit spricht uns nicht mehr als ein Reales im Gefühle, sondern höchstens noch als ein Mögliches im Gedächtnis und dem Verstande an. Wir urtheilen bloß, aber fühlen es nicht mehr, daß wir eine Totalität, und mit der Welt in Concreto sind. Daher die Möglichkeit des Zweifels über unsere Existenz und die Art derselben.

In jenen oben bemerkten Fällen ist das Band nur locker geworden, und die Totalität bloß in ihren Fugen aus einander gewichen. Steigt die Krankheit zu einem höhern Grade; so tritt ein gänzliches Zerfallen der Einheit unserer Leiblichkeit im Selbstbewußtseyn ein. Der Zustand ist mannichfach. Die vorzüglichsten Variationen desselben sind folgende: 1. Die Verdoppelung ist partiell und bezieht sich bloß auf einzelne Glieder und Organe. Doch giebt es der Beispiele dieser Art wenige, vielleicht gar keine, weil dazu mehr als im Gemeingefühl

ist, die Vorstellung eines bestimmten Organs, erfordert wird. Um desto häufiger sind aber die Fälle, daß Menschen glauben, einzelne Theile hätten sich vergrößert, die Stirn sey in Hörner, die Schulter in einen Ast, der Bauch zum Schlauch, und die Nase zu einem Elephanten-Rüssel angewachsen, der in den Schüsseln herumschwimme, wenn sie essen, von den Vorübergehenden mit Füßen getreten würde, wenn sie ausgehen wollen, oder, daß ihnen die Schenkel fehlen, der Kopf verlohren gegangen sey. In der Dyplopie sehn die Menschen ihre Glieder zwar, aber sie fühlen dieselben nicht doppelt. Sauvages *) erzählt die Geschichte zweyer Menschen, von welchen der eine die Flöte spielte, und neben derselben noch eine zweyte; der andere, welcher neben dem, der mit ihm sprach, noch einen andern sprechen hörte, dessen Ton um eine Octave höher war. Hier hatte sich zwar die Vorstellung der Empfindung, aber nicht die Vorstellung des Organs, welches sie bewirkt, im Bewusstseyn verdoppelt. Indefs ist es wahrscheinlich, daß bey der Dyplopie wie bey der Paracufis, wenn sie nervösen Ursprunges sind, die nämliche Anomalie vorhanden sey, die bey dem Gefühle einer Verdoppelung der Körperlichkeit stattfindet. Doch kann dieser Zustand nicht durch Verdoppelung

*) Nosologia methodica Amstelodami 1763. T. 2. P. 2. p. 307.

des Organs, sondern sie muß durch Verdoppelung der Empfindung zu Tage kommen, aus Gründen, die bereits oben angezeigt sind, und unten weiter angezeigt werden. Denn was bey der allgemeinen Verdoppelung im Gemeingefühl Gefühl der Körperlichkeit ist, muß in den Sinnorganen Empfindung seyn. Das einfache Sehen und Hören mit zwey Augen und Ohren hat keineswegs seinen Grund im Mechanismus, sondern in dem Bande, welches die Mannichfaltigkeit des Organismus zur Einheit und den rechten und linken Menschen zu Einem verbindet. 2. Das ganze Individuum verdoppelt sich. 3. Es theilt sich seitlich in eine rechte und linke Hälfte. 4. Es zerfällt in der Mitte in eine obere und untere Hälfte. 5. Oder endlich es zerfällt ganz und gar, und löst sich in so viele Bestandstücke auf, als es Glieder und Organe hat. Von jedem dieser Fälle werde ich einige Beyspiele anführen.

Es ist eine häufige Erscheinung, daß Nervenkranken sich dem Körper nach für verdoppelt halten. Der feelige Meckel konnte in seiner letzten Krankheit den Gedanken nicht los werden, daß noch einer neben ihm im Bette läge. Mein ganzes Ich, sagt Herz *), war mir in den

*) Moritz Magazin der Erfahrungs-Seelenkunde, Berlin 1783. 1. B. 2. St. S. 70.

ersten Momenten meiner Reconvalescenz nicht fühlbar; es kam mir fast vor, als wenn der Genesene ein ganz anderes Subject, und neben mir im Bette sey. Einer meiner Fieberkranken, bey dem das Gehirn und Nervensystem sehr angegriffen war, glaubte es läge noch ein zweyter, ein Felleisen und ein Paar Walzen bey ihm im Bette, die aber doch mit ihm in Beziehung ständen. Er wurde unruhig, versuchte es, die ihm lästige Gesellschaft von sich zu entfernen, fand aber, das der zweyte Mensch nur sein Gegenbild, das Felleisen sein meteoristischer Unterleib, und die Walzen seine vielleicht eingeschlafenen Beine seyen. Einen andern meiner Kranken überfiel diese Phantasie des Doppelseyns wie ein kaltes Fieber alle Abend um sechs Uhr und dauerte bis zum Morgen. Am Tage war er vollkommen gesund. Wenn man ihm zuredete, das er sich hinlegen mögte, so antwortete er, das er nicht wisse, auf welche von seinen vielen Seiten er sich legen sollte; bot man ihm zu trinken an, so erinnerte er, das man schwerlich das Getränk in den rechten Mund bringen würde. Er wisse es wenigstens nicht, welcher von beiden sein Mund sey. Ein anderer Fieberkranke wurde, da er von seiner Fühllosigkeit erwachte, gleichfalls von dem Wahn geplagt, er habe sich verdoppelt. Der Eine von den zu seinem Ich gehörenden, glaubte er, läge im Bette; der andere ginge oben in der Studier-

stube auf und ab. Er zwang sich, bey seinem noch schwachen Appetit, zum Essen, weil er glaubte, für zwey Personen essen zu müssen, nämlich für den, der im Bette läge, und für den, der oben herumginge. Mit der Zunahme seiner Kräfte verlor sich dieser Wahn allmählig*). Dieser Fall ist noch besonders deswegen merkwürdig, weil beide Gestalten durch eine weite Distanz von einander geschieden waren. Denn gewöhnlich sind die Doppelbilder nicht einmal bis zur völligen Trennung aus einander geschoben, sondern sie decken sich noch zum Theil, wenigstens sind sie sich immer sehr nahe. Ein Arzt litt an Engbrüstigkeit, hatte sich am Kreuz durchgelegen, einen brandigen Schaden am Fuß und phantasirte dabey. Seine reichende Brust nannte er das alte Weib, das heilige Bein den Unterofficier, und den in Bandagen gewickelten Fuß das kleine Kind. Nie verwechselte er die Personen in dieser Dreyeinigkeit. Als ihm einst sein Kreuz schmerzte, befahl er, man solle dem Unterofficier nach dem Gefäse sehn **). Ein Febricitant bildete sich ein, das er nicht für sich, sondern für einen andern zu Stuhle gehe.

Wenn

*) Mauchart allgemeines Repertorium für empirische Psychologie. Nürnberg 1792. 2. B. S. 121.

**) Reils Rhapsodien. S. 60.

Wenn er deswegen des Tages oft Oeffnung gehabt hatte, so behauptete er doch am Abend hartnäckig, er sey noch nicht zu Stuhle gewesen *). Meistens ist das eine Phantasma in dem Doppelbilde stärker, das andere schwächer ausgeprägt und gleichsam nur ein Nebelwesen, welches das wahre Ich wie der Schatten den Körper begleitet. In dem letzten Fall ist das am stärksten colorirte Bild das reale, und die Kranken irren sich selten. Wenn hingegen beide Erscheinungen in dem Doppelbilde gleich stark ausgeprägt sind; so sind sie außer Stande, ihren wahren Körper von dem scheinbaren zu unterscheiden, das Ich hängt ungewiß zwischen beiden und weiß nicht, welchem es als Subject angehöre. Es ist ungewiß, mit welchem Munde es sprechen, auf welche seiner vielen Seiten es sich legen, mit welchen Händen es zugreifen soll. Es entsteht die nämliche Ununterscheidbarkeit wie beym Doppelsehen, wo der Kranke einen Gegenstand zweymal, und beide gleich stark sieht. In den meisten Fällen halten die Kranken diese Erscheinung des Doppelseyns für das, was sie ist, für Sinnentzug und Täuschung des Gemeingefühls. Doch zuletzt, und besonders wenn das Doppelbild gleich stark colorirt ist, glauben sie an die Realität dessen, was sie empfinden, werden un-

*) Reils Rhapsodien. S. 80.

ruhig, irre an sich selbst, und verfallen in Handlungen, die uns verrückt zu seyn scheinen, wenn sie gleich mit ihrem Zustande in vollkommener Harmonie sind.

In den erwähnten Fällen entstand die Vielheit durch Verdoppelung, sie kann aber auch durch Theilung der Totalität in eine rechte und linke, oder in eine obere und untere Hälfte entstehn. Der nämliche Kranke, dessen ich oben bereits gedacht habe, bekam bald nach der ersten eine zweyte intermittirende Nervenkrankheit, in deren Anfällen er lachte, weinte, sang. Einst des Morgens sagte er bey vollkommener Intermiffion, er habe sich in der ganzen vorigen Nacht in der Gegend des Zwerchfells in eine obere und untere Hälfte getheilt gesehen, und diese Abtrennung des Bauchs und der Beine vom Kopf, ohne welchen sie doch verderben müßten, habe ihn zu einem unwiderstehlichen Lachen gereizt. Mehr oder weniger steht dies Phänomen mit der Polarität in Verbindung, die zwischen der rechten und linken Seite, zwischen der obern und untern Hälfte des Körpers obwaltet.

Der höchste Grad des Zerfallens der Einheit des Körpers im Selbstbewußtseyn ist der, wo alle Glieder sich trennen, und die Seele aufser ihnen wie der Indifferenzpunkt mehrerer gruppirter Magnete aufser denselben fällt. Ich

besorgte einst einen Ruhrkranken, dessen Körper in seiner Vorstellung so aus einander gefallen war, wie er von dem Anatomen zergliedert wird. Er sah sein Gehirn, seine Nerven, Sinne, Eingeweide, kurz alle seine Glieder und Organe getrennt, und in einer regellosen Verwirrung um sich zerstreut liegen. In der Mitte derselben saß sein Ich, wie die Spinne im Brennpunkt ihres Gewebes, und beschäftigte sich mit jedem einzelnen Theil, besonders mit seinem Darmkanal, der als Quelle seiner Schmerzen seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich zog. Einem Kranken, den R. Whytt *) beschreibt, kam es vor, als wenn er durch die Luft nach entfernten Gegenden geführt würde, und zuweilen schien es ihm, als wenn sein Kopf, Hände und Füße von dem übrigen Körper abgefondert wären, und nach verschiedenen Seiten flögen.

Diese Thatfachen mögen als Beweise genug seyn, daß die Einheit der einen und objectiven Seite des Organismus, das Seyende in uns, im Bewußtseyn zerfallen könne. Eben so kann auch die entgegengesetzte subjective Seite desselben, das Denkende in uns, im Bewußtseyn zerfallen, und die Phänomene der verdoppelten, getheilten und umgetauschten Persönlichkeit her-

O o 2

*) Sämmtliche zur prakt. Arzneykunst gehörige Schriften. Leipzig. 1771. S. 471.

vorbringen. Die Somnambüle weifs in den Anfällen ihrer Krankheit nur um das, was in denselben mit ihr geschehen ist; aufser den Anfällen nur um das, was sie aufser denselben spricht und that. Beide Personen in ihr vermischen sich nie mit einander, die des Anfalls und die des Intervalls sind durch eine Modification des Bewusstseyns in zwey sich ganz unbekante Wesen von einander geschieden, von welchen jedes nur um sich, aber keins um das andere weifs. Es ist als wenn zwey Seelen abwechselnd in den nämlichen Körper führen, und jede in und mit demselben seine Rolle für sich, und von der Rolle der andern verschieden spielen. Merkwürdig ist der Fall, welchen Gmelin *) von einem jungen und deutschen Frauenzimmer erzählt, die in den Anfällen ihrer Krankheit in eine Französin verwandelt wurde, und ihre sämmtlichen Seelen- und Körperkräfte dieser Idee gemäfs so vollkommen zu gebrauchen wufste, dafs sie von einer Französin nicht zu unterscheiden war. Andere Beyspiele einer zerfallenen Persönlichkeit habe ich in meinen Rhapsodien (S. 72.) angeführt. Doch von dieser Einheit des Denkenden in uns zu einer andern Zeit; jetzt beschränke ich mich blofs auf das Zerfallen der Einheit des Seyenden in uns.

*) Materialien für Anthropologie. Tübingen 1791.
B. 1, S. 3.

Alle Vorstellungen entstehn in uns aus einer dreyfachen Quelle, entweder durch die Einbildungskraft, oder durch die Sinne, oder durch das Gefühlsvermögen. Welche dieser Seelenkräfte bringt jene Erscheinung hervor? Die Kranken, von welchen hier die Rede ist, werden nicht etwan durch einen blossen auf falsche Voraussetzungen gebauten Glauben, das sie sich verdoppelt haben, irre geführt. Dies würde Verrücktheit seyn. Die meisten sind bey voller Besonnenheit und durch dieselbe im Stande, ihre Vorstellung für Täuschung zu halten, wenn gleich ihr Gefühl laut für die Realität derselben spricht. Auch kann die wirkliche Vervielfältigung des Körpers und seiner Glieder nicht verwirrt machen. Der Tausendfuß hat keine Füße zu viel, weil sie alle zur Einheit seines Seyns gehören, und seiner unbeschränkten Herrschaft unterworfen sind. Der Grund des Widerspruchs liegt darin, das die Einheit in der Vielheit und die freye Herrschaft der Seele über das fehlt, was ihr im Gemeingefühl als ihr Körper aufgedrungen wird. Ferner gehört die Erscheinung nicht unter die Phantasmen. Der Prediger Voigt in Danzig, der, als er schrieb, einen zweyten Menschen neben sich erblickte, welcher ihm über die rechte Schulter kukte, nach der Feder griff, gar die Backen streichelte, konnte nicht auf die Idee gerathen, diesen zweyten Menschen auch für seine Person zu hal-

ten*). Die Kranken fühlen sich doppelt, und eben durch das kranke Gemeingefühl bekommt die Vorstellung des Objects im Bewusstseyn Realität, die allein in der Empfindung ist. Durch das Gemeingefühl, welchem wir das Gefühl des Eigenthums und der Einheit unsers Körpers danken, ist das Ich beiden Gestalten im Doppelbilde gleich nahe verwandt. Es schwankt ungewiß zwischen beiden, und weiß nicht, welcher von beiden es angehört. Daher die Ungewißheit, auf welche Seite der Kranke sich legen, mit welchem Munde er trinken, sprechen soll. Er geräth mit sich selbst in Widerspruch; er ist Einheit und doch zwischen zweyen getheilt, soll für zwey essen, für einen andern zu Stuhle gehn. In dem Maafse als die eine Gestalt der andern immer ähnlicher, und zuletzt ganz gleich wird, wird das Ich aus beiden herausgehoben, wie der gemeinschaftliche Indifferenzpunkt bey einer Gruppe von Magneten aufer denselben fallen kann. Bey dem einen der genannten Kranken, war das Ich ganz von seinem Körper getrennt und saß für sich und abgefondert mitten unter seinen um ihn herum gelagerten Gliedern. Missgeburten, die doppelt waren, haben sich nicht doppelt, sondern als zwey Personen gefühlt, die an einander geklebt wären. Jede derselben kannte ihre Glieder, beherrschte sie unbeschränkt. Eine

*) Reils Fieberlehre, 4. B. S. 316.

Mifsgeburts mit einem Kopfe und zwey Leibern würde sich nicht, hingegen eine Mifsgeburts mit zwey Köpfen und einem Leibe sich leicht doppelt fühlen können, weil die Herrschaft getheilt ist.

Jene Krankheit des Zerfallens der Einheit des Objectiven der Organisation im Selbstbewußtseyn ist Krankheit der Seele. Denn eben die Einpflanzung der Einheit in die Vielheit und der Allgemeinheit in die Besonderheit ist der Act der Befehlung, vermöge dessen das Einzelne nicht bloßer Theil, sondern dem Ganzen gleich, als Einzelnes für sich, aber zugleich auch Allgemeines, und als solches in dem Brennpunkt des Ganzen ist. In der leblosen Natur ist jedes Individuum nicht für sich, sondern bloß noch für ein Anderes; in der lebendigen ist es auch für sich Object. Hier schließt sich das Selbstbewußtseyn auf, und vereinigt in sich beide Einheiten, die des Leibes und die der Seele, wieder in Eins. Die Einheit der Objectivität wird durch das Gemeingefühl, welches im ganzen Nervensystem ist, die Einheit der Subjectivität durch den innern Sinn im Gehirn vermittelt, welches der Brennpunkt des Nervensystems ist. Außere Sinn und Gemeingefühl setzen die Gränze zwischen uns und der Welt. Die Sinne sind auf das Gemeingefühl gepfropft, Modificationen desselben. Beide geben uns die Ueberzeugung, daß eine reale Welt ist; das Gemeingefühl giebt uns

die Ueberzeugung von unserer eignen, der Sinn die Ueberzeugung von der Objectivität einer Welt aufser uns. Der organische Körper ist ein in sich selbst ganzes und untheilbares Object. Die Einheit liegt in ihm selbst, und es hängt nicht von unserer Willkühr ab, ihn als Eins und als Vieles zu denken. Kein Theil desselben ist von dem andern wesentlich verschieden, jeder dem Ganzen gleich; das Ganze kein durch Zusammenfetzung, sondern durch Wechselwirkung der Theile bestehendes. Hier muß vorzüglich das Nervensystem in Betrachtung gezogen werden, welches die Einheit vermittelt, und gleichsam das dynamische Band der Organisation körperlich darstellt. Daher entwickelt sich auch die Seele in gleichen Verhältnissen mit seiner Entwicklung. In den Thieren mit einem bloßen Gangliensystem hat jeder Heerd mit dem andern gleiche Dignität. Sie sind gleichsam Multiplyte von Thieren, die noch nicht in selbstständige Einheiten aus einander gefallen sind. Bey den Bandwürmern ist diese Vervielfältigung fogar noch in der Bildung sichtbar, und es scheint, als wenn die Natur selbst unschlüßig gewesen wäre, ob sie Eins oder Vieles hätte bilden wollen. In dem Maafse, als sich vorwaltende Heerde in dem Bau der Nerven heraus werfen, nimmt die Einheit und Individualität zu, bis sie mit der Bildung des Gehirns ihren höchsten Grad erreicht hat. Auch in den vollkommneren Thieren giebt es

noch ein Gangliensystem, das eine Sphäre für sich und von dem Cerebralsystem geschieden ist. In demselben ist noch kein vorwaltender Heerd, sondern alles gravitirt gegen alles, und setzt dadurch den Centralpunkt, welcher das in allen Gemeinschaftliche ist. Dies innere Eine, der Sphäre gleichsam eingesenkte disseminirte Centrum, welches das Mannichfaltige zu einer Totalität in sich aufnimmt, und durch die gemeinsame Beziehung von allen gegen alles gebildet wird, ist gleichsam die Seele desselben. - Sein Centrum ist daher weder räumlich noch fix, sondern proportional dem Grade und der Vertheilung der Erregbarkeit an alle Theile, die zu seiner Sphäre gehören. Daher kann es auch durch ein Uebermaass seiner Erregbarkeit im Verhältniß zum Cerebralsystem, die Seele zu sich herablocken, wie dies im magnetischen Doppelschlaf geschieht. In diesen Zustand verfiel einst van Helmont *) nach dem Gebrauch des Eisenhuths. Es war ihm, als wenn der Kopf ganz leer wäre, er nicht mit demselben dächte und empfände; hingegen das ganze Vermögen nachzudenken, zu urtheilen und zu empfinden in der Magengegend statthabe, und die Seele zu den Präcordien herabgezogen sey. Im Cerebralsystem waltet das Gehirn vor, und unterwirft durch seine Superiorität alles übrige seiner unbeschränk-

*) Demens idea. §. 12.

ten Herrschaft. Die zerstreueten Organe sammlet das Nervensystem an seine Aeste auf, verhindert sie durch untergeordnete Heerde zu eignen Getrieben, welche endlich allesammt unter dem Central-Heerd des Gehirns stehen. Allein einzelne Provinzen können im Traum und in Nervenkrankheiten abspringen, unter sich sich assoziiren und unabhängig vom Gehirn ihre eigenen Züge leiten.

An sich ist freylich immer der Centralpunkt des Gehirns, also auch der ganzen Organisation dynamisch. Denn er ist der Heerd, in welchem alle Thätigkeiten sich trennen, und alle geschiedenen Polaritäten ihren Vereinigungspunkt haben. Allein selbst in Beziehung auf die Körperlichkeit des Gehirns ist es nicht wahrscheinlich, daß er materiell und fix, sondern dynamisch und beweglich sey, und durch die Gravitation von allen gegen alles, sofern dasselbe als ein Erregbares angesehen wird, daher dem Grade und der Distribution der Erregbarkeit proportional sich bilde. So ist der Indifferenzpunkt des Inponderablen, durch welchen die allgemeine Spannung des Ganzen gehalten wird, nicht durch das beharrliche fixirt, dem es anklebt, sondern wird von seiner eigenen Intensität und Richtung bestimmt. In einer Gruppe von Magneten, die in einer verschiedenen Richtung neben einander liegen, und von welchen ein jeder seinen eigenen

Indifferenzpunkt hat, entsteht ein gemeinschaftlicher Centralpunkt, gegen welchen sie alle gravitiren, der ideell und vielleicht in keinen von allen, sondern aufer ihnen fällt und sich verändert, wie die Gruppierung verändert wird. Was hier durch das veränderte Verhältniß der Richtung und des Orts geschieht, kann in der Organisation durch eine veränderte Intensität der Erregbarkeit ihrer Theile geschehen. Wie sich diese im Ganzen und im Einzelnen verhält, hier steigt, dort fällt, verändert sich auch das Centrum der Einheit, welches das gemeinschaftliche Resultat des Mannichfaltigen ist, als Körperliches und als Dynamisches angesehen. Es giebt einen rechten und einen linken Menschen, die in der Mitte durch Zellhaut und Leim zusammengeklebt sind, welches sich vorzüglich deutlich in der Duplicität der Gehirnorgane, und selbst noch auf der Oberfläche in der weissen Linie, der Nath der Geschlechtstheile u. s. w. ausspricht *). Der Indifferenzpunkt fällt vermöge der allgemeinen Gravitation zwischen beide, und wenn wir vollends eine Höhle in der durchsichtigen Scheidewand des Gehirns annehmen, ganz auferhalb der materiellen Organisation, wie das Hypomochlion eines doppelarmigen Hebels weder in

*) Th. Borden recherches sur le tissu muqueux ou l'organe cellulaire à Paris 1767. M. S. du Pui diff. de homine dextro et sinistro L. B. 1780.

dem rechten noch in dem linken Arm ist. Außer dieser seitlichen Polarität giebt es noch eine andere zwischen der obern und untern Hälfte des Körpers. Die Sinnesnerven dringen aus dem Gehirn vorwärts, das Rückenmark und die Nerven der untern Extremitäten gehn aus demselben rückwärts. Vermöge der Balance, die entsteht, wenn diese vier Momente zusammentreten, fällt der Indifferenzpunkt in der Gegend der Hirnschenkel, der Brücke und des verlängerten Rückenmarks.

Sofern der Centralpunkt der Organisation nicht an einen bestimmten Ort und Körpertheil angeheftet ist, sondern von der Erregbarkeit der Theile, dem Maafs und Verhältniß derselben gegen einander abhängt, ist eine Verschiebung desselben gegen die rechte oder linke Hälfte, zu sehr nach oben oder nach unten möglich. Dies würde eine Anomalie erklären, wie sie bey Pascal, der einen feurigen Abgrund zur Seite, bey dem toscanischen Mahler Spinello, der den Lucifer, oder der alten Jungfer war, die immerfort ein scheufsliches Gespenst neben sich sah. Es können sich zwey Indifferenzpunkte bilden, und dadurch kann die Duplicität der Person auch im Bewusstseyn ideal werden, die in der Natur real zwischen dem rechten und linken Menschen ist.

Es ist merkwürdig, daß das organische Band, welches in dem fertig gewordenen Orga-

nismus das Selbstbewußtseyn der Einheit des Denkenden und Seyenden hervorbringt, schon früher und in dem Bildungsproceß ursprünglich sich äußert. Dies Band verknüpft die Mutter mit dem Ey und die Frucht mit ihren Hüllen zu einer Einheit, bis die Frucht in sich selbst geschlossen, und für sich eine Totalität darzustellen im Stande ist. Bis dahin bildet das, was durch dies Band zu einem Zwecke organisirt ist, einen Theil der Frucht nach dem andern, keinen zu viel, und jeden in der Gestalt, wie er in das Ganze paßt, als wenn nach einem Vorbilde mit Bewußtseyn gebildet würde. Sobald aber die Totalität in der Frucht geschlossen ist, stößt die Mutter das Ey und die Frucht ihre Hüllen ab, und muß sie abstoßen, weil die Frucht nun selbst Einheit ist, und nicht mehr, auch mit einem andern eine Einheit seyn kann. Das Band ist im Stande, die Einzelheiten nach einer verschiedenen Idee in einen Cyclus zu organisiren; wird daher ein neuer Cyclus gesetzt (die Frucht in sich selbst geschlossen), so muß natürlich der alte, welcher durch ein ganz anderes Verhältniß der Einzelheiten bestand, aufhören. Das Band ist also außer und vor dem Verbundenen da, wirkt noch fort in dem schon fertig gewordenen Organismus, stößt aus demselben Theile aus, die Thymusdrüse, Milchzähne, und nimmt andere, z. B. das Generations-System zur Zeit der Pubertät in ihn auf. In den Acephalis formirt

es sogar eine Organisation ohne Gehirn *). Was auf der realen Seite bewußtlos im Bildungsproceß geschieht, findet auch auf der idealen Seite im Bewußtseyn Statt. Bald nimmt es den ganzen Organismus, bald nur einzelne Theile derselben in sich auf; bald stößt es diesen, bald einen andern Theil, z. B. den eingeschlafenen Fuß von sich aus; es hängt aus der Vielheit bald diese, bald eine andere Einheit zusammen. Was nicht erregbar ist, wird ausgestoßen; der eingeschlafene Fuß aus dem Selbstbewußtseyn, das Generations-System vor und nach der Pubertät aus der organischen Sphäre. Darin liegt auch der Grund, daß die Sympathie nie allein durch den Mechanismus, sondern vorzüglich durch den Grad der Erregbarkeit der Theile bestimmt wird **). Im Traume wachen einzelne Getriebe, und treten unter sich in Wechselwirkung; lichte Züge durchstreifen das dunkle Feld, denen die Thätigkeit folgt, im sumpeln Traume von einem Hirnorgane zum andern, im Schlafwandler vom Hirn zu bestimmten Muskelparthieen. Im Alp irrt der Mensch an der Gränze des Erwachens herum, so daß er selbst glaubt, er wache, und erst durch das wirkliche Erwachen von seinem Irrthum überzeugt

*) Reil und Authenrieth's Archiv für die Physiol. 7. B. S. 402—501.

***) Reils Archiv, 1. B. S. 109. 2. B. S. 516.

wird. Das Erwachen ist eben der Moment, wo die Gemeinschaft zwischen allen Getriebenen, also in der Totalität wieder frey wird. Wie die Registerzüge aus einer Orgel, so setzt das Band aus einem Körper mehrere Organismen zusammen. Die Sphäre ist zufällig, und der Centralpunkt abhängig von der Sphäre; er bildet sich proportional der Erregbarkeit der Bestandtheile, die in die Sphäre aufgenommen sind. Daher die Veränderlichkeit der Persönlichkeit. Das Ich ist nur, wenn es sich selbst producirt, d. h. handelt; es ist das Handeln selbst. Daher muß es der Sphäre entsprechend seyn, in welcher actu gehandelt, und nach dem Maafs der Erregbarkeit eine Gravitation der Theile gegen einen Punkt gesetzt wird. Im abnormen Zustande bilden sich abnorme Sphären, also auch abnorme Centralpunkte. Im Wahnsinn und im Traume zerlegt sich das Ich selbst, dramatisirt seine Vermögen, ist Schauspieler und Zuschauer zugleich. Ohne Mast und Ruder treibt es auf den Wogen der schaffenden Phantasie in fremden Zeiten und Räumen umher. Die Sehnsucht in den Elementen nach Vereinigung, die in der Chemie unter dem Namen der Verwandtschaft bekannt ist, kehrt in der Composition als Trieb zu organisiren wieder, und erscheint als höchste Potenz in der moralischen Welt als Freundschaft und Liebe. Auch hier bilden sich immer neue Kreise. Das Band der Ehe zerreißt das Band zwischen Aeltern und

Kindern. Selbst physisch scheinen mehrere Menschen in einen Indifferenzpunkt zusammenfließen zu können. Sauvages *) erzählt ein Beyspiel zweyer sich liebenden hysterischen Weiber, die eine um der andern Schicksale wußten, wenn sie gleich durch verschiedene Häuser von einander getrennt wurden. Der Magnetiseur und die Somnambüle schmelzen mehr oder weniger in eine Person zusammen, sie sind nicht bloß cohärent, sondern identificirt. Den Pfeffer, welchen jener kaut, schmecket diese, der Arm, welchen er kratzt, juckt ihr. Die Empfindungen, Gedanken und der Wille des Magnetiseurs sind auch der Wille und die Empfindung der Magnetisirten, ja sie bekömmt sogar unangenehme Gefühle, wenn jener nicht seine ganze Aufmerksamkeit auf sein Geschäft richtet, sondern fremde Gedanken hat. Die ursprüngliche Einheit des Unbedingten äußert sich wieder in dem Bedingten; die Idealität der Elemente tritt in den Zusammensetzungen als zweckmäßige und symmetrische Bildung hervor, und das Endliche, welches durch die Relation des Unendlichen geworden ist, trägt den Charakter seines Ursprunges in endlichen Formen an sich. Hat zuletzt der Stoff sich ganz in die Form, und die Form sich ganz in den Stoff verloren, und diese

*) Nosol. meth. T. III. P. 1. p. 398.

diese Gleichheit des Stoffs und der Form die Einheit durchaus in der vollkommensten Organisation vollendet; so tritt das Band als Seele ein, und offenbart sich in der Vernunft. Doch ist dies bloße Geschichte des Bandes; was es an sich sey, ist transcendental, und wahrscheinlich über alle Menschen-Vernunft erhaben.

Nicht jede Anomalie im Nervensystem bewirkt die beschriebene Krankheit. Es kommen Differenzen zwischen dem rechten und linken Menschen vor, die sich durch die sonderbarsten Erscheinungen, z. B. halbseitiger Krankheiten äußern, unter welchen es einige, z. B. den Gürtel, giebt, die nie von der einen Hälfte auf die andere hinüber kommen können, ohne daß dadurch das Bewußtseyn der Einheit unserer Objectivität afficirt wird. Selbst im Wahnsinn bemerkt man die Erscheinung der Verdoppelung eben nicht. Doch kann dies auch davon herrühren, daß der Wahnsinnige seine Gefühle nicht rein auszusprechen im Stande ist. Er mag oft die Einheit im Seyn und Denken verloren haben, und dadurch, wie Lichtenberg's doppelter Prinz, zu den inconsequentesten Handlungen getrieben werden.

V.

G e s t ä n d n i s s e

eines

sogenannten Hypochondristen,

von Z * * *.

Von Natur mit einer sehr lebhaften Einbildungskraft begabt, und von einer mich zärtlich liebenden Mutter vielleicht etwas verwöhnt, hatte ich schon früh und vor meinem zehnten Jahre eine Gemüthsstimmung, welche man im gemeinen Leben Hypochondrie zu nennen pflegt.

In einem bekannten Buche, der Selbstbiographie des Magister Behrend's, welches ich in spätern Jahren gelesen habe, finde ich meinen damaligen Zustand vollkommen beschrieben. Er sagt unter andern von sich, daß er in Gesellschaften oft einen Trieb bey sich verspürt habe, seinem Nachbar ins Gesicht zu speyen, oder andere Ausschweifungen zu begehen. So war es mir auch, wiewohl sich nach einigen Jahren diese Vorstellungen von selbst verloren, um quälendern und schrecklichern Platz zu machen. Ich hatte nämlich einige Stellen im neuen Testament

gelesen, worin die Lästerung wider den heiligen Geist mit ewigen Höllenstrafen bedrohet und dabey sehr bestimmt geäußert wird, das diese Sünde nie vergeben werde. Nun hatte ich aus einem gewissen, bey mir oft verspürten Drange, irgend etwas Böses zu thun, oder auch nur zu denken, die ganze Dreyeinigkeit, mithin also auch den heiligen Geist zwar nicht öffentlich, aber doch in Gedanken gelästert. Meine Verdammniß hielt ich daher für unvermeidlich, indessen betete ich doch inbrünstig, in der Hoffnung, dadurch zu bewirken, mit einem geringeren Grade als andere davon zu kommen. Wo ich nur einen einsamen Ort fand, warf ich mich auf die Kniee, und glaubte in meiner Andacht immer noch zu wenig zu thun. Zufälliger Weise las ich indessen einst in einem Exegeten, welcher den heiligen Geist nicht für so grausam hielt als ich, das nur die Beharrlichkeit in der Sünde deren Unverzeihlichkeit zur Folge habe, und nunmehr war ich zwar dieser Angst los; aber es trat wieder eine andere an deren Stelle, nämlich die Furcht vor dem Selbstmorde. Am Rande eines tiefen Wassers oder eines hohen Felfens, fühlte ich immer eine Versuchung, mich hinein, oder herunter zu stürzen. Ich konnte beynahe kein scharfes Messer anrühren, ohne das mir der Gedanke einfiel: Wie? wenn du dir die Kehle damit abschnittest? Das kürzeste Mittel

gegen dergleichen fürchterliche Vorstellungen war unstreitig: gefährliche Gegenden plötzlich zu verlassen, und tödtliche Instrumente zu entfernen. Dies Palliativmittel wurde denn auch immer in Anwendung gebracht; indessen kehrten jene Vorstellungen von Zeit zu Zeit wieder zurück, ja sie nahmen in der Folge eine noch fürchterlichere Gestalt an.

Von ungefähr hatte ich einstens ein scharfes Messer in der Hand, und beschäftigte mich mit einem meiner Kinder, welches ich sehr liebte. Plötzlich fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, wie unglücklich ich seyn würde, wenn ich jenes gefährliche Instrument dem Kinde in die Brust stiesse. Diese Idee kam immer wieder, und immer auf dieselbe Art. Zerstreungen, häufige Bewegungen u. s. w. wurden nicht gespart, aber alles vergeblich. Nichts konnte mich von meiner fixen Idee losmachen.

Ich fragte nunmehr einen erfahrenen Arzt um Rath, der meinen Zustand für Hypochondrie ausgab, und mir, ich weiß nicht was, verordnete. Aber mein Gemüthszustand blieb wie er war. Man nennt zwar gewöhnlich ein Uebel dieser Art, Hypochondrie, allein man spielt doch wohl nur mit Worten, wenn man diesen Namen einem Gemüthszustande giebt, mit welchem ein hoher Grad von körperlicher Gesundheit verbunden ist; und das war hier der

Fall. Mein Uebel fafs weder in den Hypochondrien, noch im Körper überhaupt, sondern in der Seele oder wenn man lieber will, in der feinern Organisation, worauf weder China, noch Mohnsaft, noch Moschus unmittelbar wirken. Davon überzeugt mich auch noch die Art, wie ich davon befreyet wurde. Ich erzählte nämlich einem Freunde gelegentlich meine Leiden, und erhielt von ihm die Antwort, dafs es ihm ehemals ebenso gegangen sey. Vernünftige Ueberlegungen hätten ihn aber von jenen fürchterlichen Unruhen befreyet. Was andern möglich gewesen ist, dachte ich nun, wird dir auch möglich seyn, und nunmehr suchte ich den Gedanken immer in mir lebhaft zu erhalten, dafs die Vernunft unaufhörlich unsere Gedanken und Handlungen beherrschen müsse, und dafs nur Wahnsinnige ihr eigenes Glück und Wohl zertrümmern könnten. Wahnsinn ist aber ein Zustand, welchen nicht leicht jemand befürchtet, der nicht im eigentlichen Verstande und in einem hohen Grade hypochondrisch ist. Das war aber, wie ich schon gesagt habe, bey mir nicht der Fall.

Nun noch eine pädagogische, zwar triviale, aber doch wichtige und nicht leicht zu oft wiederholte Bemerkung: Wenn man Kindern gestattet, blofs nach Launen und Caprizen zu handeln, so schleicht sich nach und nach der Gedanke bey ihnen ein, sie könnten nicht anders handeln.

Die dunkle Idee davon, kann hiernächst leicht die Beforgnis erregen, sie würden auch alsdann nach Caprizen handeln, wenn ihr größtes Unglück daraus entstände. Kinder daran zu gewöhnen, daß auch in gleichgültigen Dingen oft das Gegentheil von dem geschehe, was sie erwarten oder wünschen, ist wohl das beste Mittel dagegen, indessen gehört freylich von Seiten der Aeltern Ueberwindung dazu.

VI.

Nachschrift des Herausgebers.

Das Phänomen ist nicht selten. Der Herausgeber erinnert sich einer Menge solcher Beyspiele aus seiner Erfahrung, von welchen er nur einige anführen will. Er kannte eine nervenschwache Frau, die aus dem obersten Stock par terre ziehen mußte, weil sie sich des Gedankens nicht erwehren konnte, ihre Kinder zum Fenster hinaus zu werfen. Ein hypochondrischer Prediger mußte aufhören zu predigen. Denn wenn er auf der Kanzel stand, kam ihm der Trieb an, über dieselbe weg in die Kirche hinunter zu springen. Einem berühmten Arzte und Freunde des Herausgebers in Berlin, wandelte immerhin, wenn er sich durch viele Geistesarbeiten geschwächt hatte, die Luft an, jeden Officier, hinter dem er herging, mit dem Stock zu schlagen. Und doch war er furchtsam und kannte die Gefahr sehr wohl, die unmittelbar mit einer solchen vernunftlosen Handlung verbunden war.

Die Krankheit ist freylich keine Hypochondrie. Denn Hypochondrie ist Anomalie des Gemeingefühls, der Phantasia und des Verstandes

in Beziehung auf die Vorstellung von dem eigenen körperlichen Zustande, welche ihren Grund in einer bestimmten entfernten Ursache, außerhalb dem Seelenorgan, nämlich in einer Intemperatur der Vitalität des Gangliensystems, und besonders der Eingeweide des Unterleibes hat, die vorzüglich dazu geeignet sind, jene bange Aufmerksamkeit der Seele auf sich zu ziehen. Dennoch kann sie leicht bey einem Menschen entstehn, der entweder schon hypochondrisch ist, oder Anlage dazu hat, und wird nie in Menschen mit gefunden, sondern immer nur in Menschen entstehn, die kranke Nerven haben, und mehr zur Schwermuth und zum Trübsinn als zur Fröhlichkeit gestimmt sind.

Jeder Mensch hat einen Hang, sich den Spielen seiner Phantasie hinzugeben, und diese spinnt den Faden aus, je nachdem das Temperament gestimmt ist. Der Sanguineus gewinnt das große Loos und baut sich Schlösser in der Luft, der Melancholicus mahlt sich das düstere Bild aus, was aus ihm werden müßte, wenn er sein eignes Kind umbrächte. Nur in dem Kopfe solcher Menschen, die an einem kranken und reizbaren Nervensystem leiden, reproduciren sich die genannten Hypothesen; nur bey ihnen verbinden sie sich mit dem Trieb, sie auszuführen, nur sie können dadurch, daß dies wirklich geschehen mögte, geängstiget werden.

Und die Ursache davon liegt darin, daß sie wegen ihrer Nervenkrankheit wirklich dem Wahnsinn, in welchem nur eine solche Handlung möglich ist, näher sind und dies fühlen, als ein gesunder Mensch, dem auch dergleichen Phantasieen durch den Kopf laufen, die aber ohne Trieb und ohne Furcht sind, weil er sich stark genug fühlt, als daß sie je bey ihm zur Ausführung kommen könnten. Wer sich hundert Meilen weit von einem Vulcan entfernt weiß, den wird die Möglichkeit seines Ausbruchs nicht ängstigen, aber wohl den, der am Rande seines Craters hängt.

Reil.

VII.

Practical observations on insanity, to which are subjoined remarks on medical jurisprudence as connected with diseased intellect; by Joseph Mason Cox M. D. the second edition. London 1806. 8.

Es ist eine traurige Erfahrung, daß selbst die Vernunft, dies einzige und stolze Attribut des Menschen, ihm nicht einmal als Eigenthum zugesichert, sondern gleich allen endlichen Dingen der Vergänglichkeit hingegeben ist. Er kann sie, und mit ihr den Charakter der Menschheit verlieren, von dem obersten Platz fallen, den er auf der Stufenleiter der organischen Wesen einnimmt, und unter die Thiere, gar unter die Thiere der niedrigsten Art gerathen, die nahe an die Pflanzenwelt gränzen. Es ist eine traurige Erfahrung, daß dies sogar oft und nur bey cultivirten Nationen geschieht, also das, was dem Menschen die Vernunft giebt, auch wieder das ist, was ihm heimlich auflauert, um sie ihm zu rauben.

Demohnerachtet hat die Heilkunde in diesem Theile ihres Gebiets nicht die Fortschritte

gemacht, die man hätte erwarten können; ja sie hat sogar manche praktische Handgriffe wieder eingeübt, die den Alten bereits bekannt waren. Raisonnement aus falschen Principien, einseitige Beobachtungen, Anhänglichkeit an medicinische und philosophische Systeme der Schule, Verworrenheit in der Classification der Seelenkrankheiten, in dem Begriff der Medicin und ihrer Bestandtheile, Vernachlässigung der Psychiaterie u. s. w. sind die Ursache, dass man zu keinen Resultaten gekommen ist. Die Beobachtungen gleiten auf der Oberfläche weg, dringen nicht in die Tiefe ein, starren bloß auf das kranke Gehirn hin, und überschauen die Totalität der Organisation nicht. Man weiß nicht, was man suchen soll, und findet daher nicht, was zu Tage liegt. Die Leichenöffnungen sind fruchtlos, weil es an einer Anatomie des Gehirns, ja sogar an einer Idee derselben fehlt. Denn es ist uns ganz unbekannt, wie überhaupt nur ein Zusammenhang zwischen der Form des Gehirns und den Functionen eines Geistes möglich sey? Es ist uns unbekannt, ob die Intensität und Differenz der Functionen des Gehirns von der bloßen Ausdehnung desselben, oder von seiner verschiedenen Organisation abhängt. Es fehlt uns an Principien der Psychologie, die hier der Heilkunde zur Grundlage dienen muß, an Erkenntniß der Einheit und Unzertrennlichkeit der Seele und des Kör-

pers, und an einer vollendeten Analysis ihrer Vermögen. Daher sind wir auch nicht im Stande, die Reflexe ihrer Krankheiten von beiden, der somatischen und pneumatischen Seite der Organisation, richtig aufzufassen.

Doch ist das vorliegende Werk unter den mancherley Producten über den Wahnsinn, die besonders England am häufigsten liefert, eins der lefenswertheften. Der Verf. desselben hat Jahrelang in einer großen Irrenanstalt mit Geist beobachtet, als solider Engländer nicht sich, sondern die objective Wahrheit ins Auge gefasst, seine Erfahrungen mit den Erfahrungen seiner Vorgänger verglichen, scharf geurtheilt, neue Ideen in Umlauf gebracht, seine Vorschläge mit Behutsamkeit empfohlen, welches den Kenner seines Fachs charakterisirt, wirklich einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan, und die Grenzen der praktischen Medicin, besonders in dem einen ihrer Zweige, in der Psychiaterie ansehnlich erweitert.

Die Vorläufer der Geisteszerrüttungen sind veränderte Receptivität und Handlungsweise des Kranken, übereilte Bewegung, rasche und unaufhaltbare Jagd der Ideen, oder cataleptisches Hinstarren auf einen Punkt, überspannte Reitzbarkeit, Mißtrauen, Horchen auf ein eingebildetes Geflüster oder Getöse, Empfindlichkeit gegen Tadel, mürrische Laune, Frohsinn oder Mißmuth ohne

Grund. Die Träume sind schreckhaft, der Schlaf fehlt, die Gesichtszüge sind entstellt, das Auge ist brennend und hervorgetrieben, oder matt und eingefunken.

Unter den mancherley Arten des Wahnsinns führt der Verf. eine an, die nicht selten, aber wenig beobachtet ist. Die Individuen erfüllen ihre Obliegenheiten, oft mit ängstlicher Genauigkeit, haben kein markirtes Temperament, weder Mangel noch Uebermaafs der Seelenkräfte. Doch sind sie zu heftigen Antipathieen oder unwiderstehlichen Neigungen, ungegründetem Argwohn, Affectationen im Gange, Kleidung und Phrasologie geneigt, stolz, prahlerisch, voll eitlen Dünkels, reizbar und schwer zu besänftigen, fest geschmiedet an absurde Neigungen, zum Streit geneigt, doch unfähig für Gründe, und beständig die Herolde ihrer eignen Geschichte. Sie schildern gemeine Dinge mit hochtrabenden Worten, und verbinden dieselben mit unnatürlichen Gesticulationen und verzognen Gebärden des Gesichts. Bald suchen sie hinter nichtigen Dingen gefährliche Anschläge, und gerathen über lächerliche Veranlassungen in Furcht und Schreck, bald affectiren sie bey jeder Gelegenheit einen eccentricischen Muth, und überlassen sich dann wieder allen Arten von Ausschweifungen. Diese Menschen sind nicht krank an Herz, sondern krank an der Seele, und tragen die unverkenn-

baren Merkmale ihrer Krankheit auf dem Gesicht, verwerfen aber alle ärztliche und moralische Hülfe, weil sie sich selbst nicht für krank halten.

Die Geisteszerrüttung scheint mehr als jede andere Krankheit Besitz vom ganzen System zu nehmen, und eben dadurch dasselbe für jeden andern krankhaften Angriff zu sichern. Verrückte werden nicht von den epidemischen Krankheiten befallen, oder wenn es geschieht, wird durch diese die Seelenkrankheit temporell verdrängt. Dies giebt eine Aussicht zur Erweiterung ihrer Curmethode. Man führt neue Krankheiten in das System ein, z. B. Pocken und Krätze durch Inoculation, um dadurch die kranke Association zu unterbrechen. Oft mag der Arzt dadurch die Gesundheit herstellen, das er krank macht, und seinen Credit auf Mißgriffe gebauet haben. (Sicher wirken viele Mittel, die Nauseosa, Emetica, Gratiola, Niesewurz, Belladonna u. s. w. auch auf diese Art, das sie das Gangliensystem in seinem Brennpunkt angreifen, dadurch vom Cerebralsystem ableiten, wenn gleich der Arzt sie in ganz anderer Hinsicht angewandt hat. R.)

Oft ist eine Differenz zwischen der Carotis und Radial-Arterie vorhanden, diese weich und sanft, jene hart und voll, wenn gleich die Frequenz in beiden gleich ist. Zuweilen sind bey

einem blaffen Gesichte unverkennbare Zeichen einer Congestion des Bluts nach dem Kopf vorhanden, ein Gefühl von Vollheit und von Klopfen im Kopf, Hitze desselben, vorgedrückte und entzündete Augen, ein zu scharfes Gehör, oder die Einbildung, als wenn ein Geflüster oder ein Getöse außerhalb der Kranken wäre. Auch scheint es, als wenn manche Aeußerungen des Wahnsinns vom Gehörorgan herstammten. Denn es ist eine häufige Erscheinung, daß die Kranken sich einbilden, sie hörten ein Geflüster um sich, Stimmen in der Ferne (oder würden von allen Seiten her angeblasen? R.). Zuverlässig muß man diese Symptome einem kranken Zustande des Hörnerven, seiner Lage in der Nähe der Carotiden und dem Andrang des Bluts zum Kopf zuschreiben. Nach des Verf. Erfahrungen soll der Mond keinen Einfluss auf den Wahnsinn haben, sollen Aeltern, die dem Trunk ergeben sind, gern Kinder zeugen, die zu Geisteszerüttungen geneigt sind.

Ob der Wahnsinn in der Seele oder im Körper seinen Grund habe? Der Verf. erklärt sich für die letzte Meinung. (Die charakteristischen Symptome desselben sind offenbar spirituell; hingegen ist die Krankheit weder in der Seele noch im Körper, sondern in dem, worin beide gleich sind. Sie ist weder Zustand des einen; noch Zustand des andern allein, sintemal es

überall und am wenigsten in der Organisation weder eine reine Leiblichkeit noch eine reine Geistigkeit, sondern nur ein Ueberwiegen des einen oder des andern giebt. R.)

Nicht jede Anomalie in den Aeußerungen der Seele ist Wahnsinn; sie hat ihre verschiedenen Physiognomieen wie das Gesicht der Menschen, ihre Idiosyncrasien, wie der Körper. Bey markirten Temperamenten kommen eigenthümliche Züge vor, die den Ausbrüchen eines zerrütteten Verstandes sehr nahe kommen, und es ist oft schwer zu bestimmen, wo jene enden und diese anfangen. Im fieberhaften Irrereden ist der Kranke sich weder seines innern noch seines äußern Zustandes bewußt, und fällt augenblicklich in diese Bewußtlosigkeit zurück; wenn er auch einmal durch starke Erregungen zur Besonnenheit gebracht wird. Hingegen erkennt der Verrückte alle seine Umgebungen, bringt sie aber mit sich in ein falsches Verhältniß, haftet an einzelnen Ideen und glaubt, daß alles, was geschieht, ihm zum Possen geschehe. Im Irrereden fehlt aller Zusammenhang der Ideen; im Wahnsinn sind sie, aber der fixen Idee, associirt.

Personen, die zum Wahnsinn eine besonders erbliche Anlage haben, müssen ursprünglich sich für die Gelegenheits-Ursachen desselben hüten. Der Arzt erwerbe sich der Kranken Zutrauen,

trauen, oder flösse ihnen Furcht ein; diese durch starke Eindrücke auf Seele und Leib, jenes durch sanfte Behandlung. Mehr wird durch Milde als durch Härte gewonnen. Dadurch, daß der Verf. den Kranken die Ketten abnehmen liefs, erwarb er sich oft für immer ihre Anhänglichkeit, so daß er nachher nie wieder nöthig hatte, sie einzusperrern. Nie muß der Arzt betrügen; seine Versprechungen erfüllen, seine Drohungen vollziehen. Nie muß er es vergessen, daß alle Reden und Handlungen des Kranken, wie beleidigend sie auch seyn mögen, Symptome einer Krankheit sind, und nicht zur Erbitterung reizen dürfen. Ausser der Furcht würden auch andere Leidenschaften heilsam seyn, könnte man sie nur überhaupt und im gehörigen Maafse erregen. Was den Kranken an seine fixe Idee erinnert, muß entfernt werden. Oft helfen auch Gründe; doch muß man nicht zu dem Kranken, sondern nur in der Gegenwart des Kranken sprechen.

Ein Kranker glaubte wider den heiligen Geist gesündigt zu haben. Keine an ihn selbst gerichteten Gründe hafteten. Nun fing man an, mit einer dritten Person in seiner Gegenwart darüber zu disputiren, ob es möglich sey, daß er diese Sünde habe begehen können. Dies machte ihn aufmerksam. Dann brachte man Einiges über diesen Gegenstand zu Papier, und

liefs es von einer Person zur andern gehn. Er wurde neugierig die Schrift zu sehn, welches man ihm zugestand, wenn er verspräche, in andern Dingen folgsam zu seyn. Sein Versprechen hielt er unverbrüchlich. Nach und nach wurde er empfänglich für Gründe; sein Glaube wankte, er kam zum Zweifel, und wurde zuletzt von seinem Irrthum vollkommen überzeugt. Der Verf. empfahl ihm eine lange Reise in einem offenen Wagen, leichte Lectüre und verbot alle Grübeleyen über abstracte und moralische Gegenstände.

Ein anderer, durch Anstrengung der Seele Geschwächter, wurde auf seine Gefühle aufmerksam, las alle Pamphlets von angekündigten Universal-Arzneyen, fiel in die Hände der Charlatans, nahm alle Arten von Arzneyen, und ergötzte sich eine lange Zeit an Perkins Nadeln. Er hielt seinen ganzen Körper für krank, und kam zuletzt auf die Idee, das alle seine Leiden in einer zurückgetriebenen Krätze ihren Grund hätten. Es wurde ein medicinischer Rath über seinen Zustand gehalten, in welchem man dahin übereinkam, das seine Muthmassung vollkommen gegründet sey. Zugleich wurde ein Plan zu seiner Heilung entworfen. Man wandte Reitzmittel auf die Haut an, durch welche von Zeit zu Zeit ein Ausschlag zum Vorschein kam, der mit unschuldigen Dingen gewaschen wurde. Nach

einigen Wochen war der Kranke von seiner Ver-
 rücktheit geheilt. Diefem ähnlich war der Fall
 eines andern Menschen, der fich für syphilitifch
 hielt, und durch nichts vom Gegentheil über-
 zeugt werden konnte. Man fragte ihn, ob er
 nicht einen berühmten Arzt zu Rathe ziehen
 wollte? Er fchlug felbft einen vor. Diefes er-
 klärte ihn für venerifch, fchickte ihm einige Ver-
 ordnungen, und in Kurzem war er von feinem
 Wahn geheilt. Ein anderer durch Nacharbeiten
 und eine fparfame Diät entkräfteter Mann kam
 auf die Idee, dafs feine Haushälterinn ihn durch
 ein vergiftetes Hemde langfam hinrichten wollte.
 Nichts überzeugte ihn vom Gegentheil. Nun
 unterwarf man ein verdächtiges Hemde mit gro-
 fser Feyerlichkeit einer chemifchen Unterfuchung,
 und fällte das verabredete Urtheil, es fey wirk-
 lich vergiftet. Die Haushälterinn wurde fchein-
 bar in Verhaft genommen. Nach einem gehal-
 tenen medicinifchen Rath bekam der Kranke Ge-
 gengifte, in wenigen Wochen war er von sei-
 nem Wahn geheilt, und alsdann wurde ihm eine
 nahrhaftere Diät empfohlen.

Diefen ähnlich find die Kranken, welche
 glauben, fie haben Infekten in den Knochen,
 Ohrwürmer im Gehirn, die daffelbe verwirren,
 feyen bezaubert, beherbergen Kobolde, Teufel
 bey fich. In allen diefen Fällen muß man nicht

widersprechen, sondern die verrückte Idee anerkennen. Uebel sind die Fälle, wo die Kranken sich weigern, Nahrung zu nehmen. Man stimmt ihren Gründen bey, giebt ihren Wünschen so weit nach, als es möglich ist, und hat nur immer den Zweck vor Augen, das Leben zu fristen, den man nach den Umständen durch Drohen, Bitten, Vorstellungen, Entziehungen zu erreichen sucht.

Ein melancholischer Mensch war zwar mager, doch ohne sichtbare Krankheit. Man nahm sich vor, einen starken Eindruck auf ihn zu machen, hörte seinen Klagen aufmerksam zu, untersuchte seinen Zustand mit äußerster Genauigkeit, und erklärte nun, die Quelle seiner Leiden seyen die Harnwege, die vereitert wären. Es komme nur noch darauf an, über die Existenz dieser Krankheit zur völligen Gewissheit zu kommen. Zu dem Ende legte man eine Wachskerze in die Harnröhre, und als dieselbe nach einiger Zeit mit Schleim bedeckt, wieder ausgezogen wurde, erklärte man den Schleim für Eiter. Nun gab man Arzneyen und heilte auf diese Art den Kranken in Kurzem von seinem Wahn. Nach diesen Ideen müssen überhaupt alle Patienten behandelt werden, die an falschen Einbildungen leiden, krätzig, syphilitisch, scrofulös, vergiftet, behext zu seyn glauben. (Doch bemerke ich hiebey, das dergleichen Einbildun-

gen sich nicht auf Irrthümer der Seele allein, sondern zugleich auf ein krankes Gemeingefühl gründen, dessen Sensationen der Patient eine falsche Ursache unterschiebt. Dies muß daher auch rectificirt werden, sonst fallen die Kranken in den Wahn, daß ihr Uebel zurückgekehrt, oder statt desselben ein anderes entstanden sey. R.)

Eine ungebildete melancholische und religiöse Frau glaubte, sie sey verdammt. Sie putzte ihr Gemach mit Heiligen-Bildern aus, umringte sich mit Gebetbüchern, und nahm die Besuche aller herumreisenden Prediger an. Der Verf. entfernte alle diese Dinge von ihr, untersagte alle Besuche, gab ihr bloß eine Person zur Gesellschaft, und ließ sie leichte Bücher lesen. Den mit Unreinigkeiten erfüllten Unterleib leerte er durch ein Brechmittel aus. Sie mußte zur bestimmten Zeit aufstehen, zu Bette gehen, sich in freyer Luft bewegen. Religion blieb freylich noch eine lange Zeit der Gegenstand ihrer Selbstgespräche, doch heiterte sich ihr Blick auf, und sie nahm Antheil an den zufälligen Gegenständen der Unterhaltung. Nach einiger Zeit setzte der Verf. alle Arzneyen bey Seite, verordnete Zerstreung, Bewegung und eine leichte Diät. Die Seele der Kranken erholte sich, aber der Körper wurde schwächer. Nun setzte er sie auf eine nahrhafte Diät, gab Wein und Stahl, öffnete den Leib, wenn er verstopft war, und die Kranke genas allmählig.

In einem andern Fall verwandelte sich die ursprünglich religiöse Melancholie in eine wüthende Manie. Der sonst stumme, unbewegliche, einer sinnlosen Bildsäule gleich Kranke bekam so viel Leben und Thätigkeit, daß vier Männer kaum im Stande waren, ihn zu bändigen. Eben so verwandelte sich sein Seelenzustand. Statt der stummen Traurigkeit entstand eine ausgelassene Fröhlichkeit, in sich fühlte er lauter Lust, aufser sich sahe er lauter Glück, überspannte Ideen bemühten sich seiner Aufmerksamkeit, Projecte seines Verstandes. Der Verf. wandte die antiphlogistische Curmethode an, entfernte alle Reitze, selbst das Licht von ihm, und heilte ihn in wenigen Wochen. Wenn die religiöse Melancholie in Wahnsinn umschlägt, welches nicht selten geschieht, so pflegt meistens Genesung darnach zu erfolgen. Man hat auf diese Erfahrung die Idee gebaut, den erstorbenen Kranken zu erregen, z. B. dadurch, daß man ihn einige Tage berauscht, und auf diese Art zuweilen wirklich eine Heilung hervorgebracht.

Es giebt zwey Arten des religiösen Wahnsinns. Die Kranken der einen Art sind selbstsüchtig, voll Dünkel, glauben Götter, Erlöser der Welt, Apostel zu seyn, oder übernatürliche Kräfte zu besitzen; die Kranken der andern Art sind höchst unglücklich, und mehr oder weniger einer völligen Verzweiflung nahe. Ihre Seele ist

jedem Strahle der Hoffnung verschlossen; sie stutzen unbedeutende Vergehungen ihrer Jugend zu graufamen Verbrechen auf, zweifeln an ihrer Seeligkeit, und wenn sie auch die Barmherzigkeit Gottes im Allgemeinen zugeben, so leugnen sie dieselbe für den Fall, in welchem sie sind. Diese sind weit genug die häufigsten. Doch kommen beide darin überein, daß bey allen mechanischen, chemischen und psychischen Reitzungen, die den Körper erregen, doch die Stimmung ihrer Seele immer die nämliche bleibt. Werden sie auch für einen Augenblick abgeleitet; so wenden sie sich doch immer wieder gegen ihren religiösen Gegenstand hin, wie sich die Magnetnadel gegen die Pole dreht. Wider die ersten muß man sich verwahren. Sie halten jeden für einen Ketzer, und zerstören, ohne daß auch nur die Idee eines Verbrechens in ihre Seele kömmt. Die zweyten muß man gegen sich selbst schützen; denn sie sind zum Selbstmord geneigt, und wissen diesen Voratz aufs künstlichste zu verbergen. Die Indicationen zur psychischen Behandlung dieser Kranken, müssen den Formen der Verrücktheit angepaßt, und die Mittel nach den hervorstechenden Zügen der Krankheit gewählt werden. Einige wollen sanft, Andere hart behandelt seyn. Zuweilen muß man die Bücher, besonders die Bibel, wegnehmen, und überhaupt es nicht zugestehn, daß der Kranke sich über religiöse Gegenstände ausläßt, vorzüglich wenn er von der

ersten Art ist. Ein Patient hielt sich für den heiligen Geist; diesem antwortete ein anderer, es sey nur ein heiliger Geist; und dieser sey er. Der Kranke stutzte, fragte, ob dies wirklich der Fall sey, und als dies bejaht wurde, sagte er, dies sey ihm nicht bekannt gewesen, sonst würde er sich dafür nicht haben halten können. Im entgegengesetzten Fall muß man sanft seyn, den Irrthum mit milden Gründen bestreiten, Hoffnung erregen. Zwar fruchten Gründe selten viel, doch giebt es Zeiten einer auflodernden Empfänglichkeit für dieselben, die man ergreift, dem Zorne Gottes das Verdienst Christi entgegenstellt, päpstliche Stellen aus der Schrift anführt, den Schächer am Kreuz, die später gedungenen Arbeiter im Weinberg, die doch vollen Lohn bekamen. Dabey muß man den Kranken nöthigen, daß er ruhig und ohne Unterbrechung zuhöre. Solche, die eine Sünde begangen zu haben glauben, welche nicht vergeben werden kann, muß man veranlassen, dieselbe umständlich aus einander zu setzen, und sie alsdann dadurch auf die Absurdität ihrer Meinung führen, daß man ihnen beweiset, es sey überhaupt eine solche Sünde nicht möglich. Viel kömmt darauf an, die Kranken zu zerstreuen, sie an neue Ideen zu heften, und die kranken Associationen zu unterbrechen. Der Mensch ist ein Sklave der Gewohnheit, die durch die Dauer an Stärke gewinnt, und durch sich selbst ihre

Herrschaft behauptet, wenn gleich die Ursachen längst verschwunden sind, die sie zuerst erregten.

Bey der Manie sind Zwangsmittel nöthig, zu welchem Behuf der Verf. allerhand mechanische Hülfen erfunden hat, die er einmal bekannt zu machen, und mit Kupfern zu erläutern verspricht. Dem Rasenden muß man alle Reitze entziehen, mit Ausnahme des Lichts, über dessen Entfernung der Verf. in Ungewißheit ist. Absolute Finsterniß vermehrt meistens die Zufälle dadurch, daß sie Furcht erregt, welches doch in einigen Fällen dienlich seyn kann, wo man Furcht erregen muß. (Die Wirkungen des Lichts und der Finsterniß sind in der Raserey, der Phrenesie und dem fieberhaften Irrereden wahrscheinlich aus ganz andern Ursachen ungewiß, einigen Kranken zuträglich, andern nachtheilig, je nachdem bey einigen derselben nur in der Finsterniß Phantasmen erscheinen und sie beunruhigen, hingegen entweichen, wenn es hell ist. R.) Die nöthigen Zwangsmittel muß der Arzt zwar anordnen, aber nie selbst Hand anlegen. Er muß nie drohen, ohne zu vollziehen; fest, doch zart seyn, nie aus der Fassung kommen. Wann sollen die Zwangsmittel aufhören? Des Kranken Versprechungen können nicht entscheiden. Man muß beobachten, und nie auf einmal die ganze Zähmung aufheben. Immer muß der Zwang der Art seyn, daß der Kranke dabey die Luft

und Bewegung nicht entbehren darf. Dem Tobfüchtigen darf man nicht immer, sondern nur dann nachgeben, wenn man davon Vortheil erwartet, oder es in dem Plan der Cur liegt. Wo die Seelenkrankheit mit körperlichen Gefühlen im Zusammenhange ist, sucht man starke Eindrücke zu erregen, die jene Gefühle aufheben; hingegen hilft kein Gegenreiz, wo die Krankheit rein geistig ist, vielmehr muß man alle Reize entfernen, weil sie durch eine krankhafte Association den Gegenstand der Verrücktheit herbeyführen.

Der Melancholische hat keine Zwangsmittel in Beziehung auf die Sicherheit Anderer, sondern nur in Beziehung auf seine eigne nöthig. Alles kommt darauf an, ihn zu zerstreuen, ihm Interesse an andern Dingen zu verschaffen, und ihn dadurch von dem finstern Gegenstande seines Wahns abzuziehn. Meistens ist es wirksamer, den Irrthum in seiner Gegenwart mit einer dritten Person zu bestreiten, ihn lächerlich zu machen, und die Unmöglichkeit der Realität desselben zu zeigen, als zu ihm selbst zu reden.

Durchgehends ist der Arzt schon dadurch im Stande, die Verrückten im Zaum zu halten, daß er entschlossen und ernsthaft ist, sie fest ins Auge faßt, sich durch Befehle und Vollziehung seiner Befehle Auctorität verschafft. Dies erwirbt ihm entweder Furcht oder Zutrauen, wodurch

er viel wirken kann, und welche ohne seine Schuld selten wieder verloren gehn. Selten bricht der Kranke sein Versprechen, welches er in einer hellen Periode und auf seine Ehre gethan hat. Nie muß man ihn betrügen. Dies zerstört das Zutrauen, und mit demselben die Hoffnung der Cur. Es ist unglaublich, welchen Einfluß die Zweckmäßigkeit und Harmonie unseres Benehmens auf ihn hat. Der Verf. sah einmal, daß der Ton einer Flöte anfangs die Aufmerksamkeit eines Verrückten, der sprachlos und ohne Bewegung mehrere Wochen in seinem Bette gelegen hatte, reizte, dann Interesse erregte, in der Folge, wie ihre Melodien nach den Umständen abgeändert wurden, ihn angenehm beschäftigte, alte Ideen weckte, neue Züge einführte. Kurz der Kranke stand auf, kleidete sich an, beschäftigte sich, und wurde allmählig hergestellt. Ist der Kranke ein passionirter Liebhaber der Musik, so kann man ihn noch dadurch strafen oder belohnen, daß man ihm sein Instrument nimmt oder giebt. Nur ein paarmal sah es der Verf., daß Verrückte, die in der Theorie und Praxis der Musik weit gekommen waren, alles Interesse an dieselbe verloren hatten, welches aber mit der Wiederkehr der Gesundheit zurückkam. In einem Gelehrten wurde gar dies Talent durch die Krankheit vermehrt. Seine Ideen, die er auf der Violine gab, waren wunderschön, originell, und einige Arien engli-

scher Volkslieder, die er mitten in den heftigsten Anfällen componirte, so erhaben, das alle Kenner sie bewunderten, und große Fertigkeit dazu erfordert wird, sie auszuführen.

There is a charm, a power that sways the
breast,

Bids every passion revel or be still;

Inspires with rage, or all our cares dis-
solves,

Can soothe distraction and almost despair:

That power is Music: —

Music exalts each joy, allays each grief,

Expels diseases, softens every pain,

Subdues the rage of poison and the plague;

And hence the wise in ancient days adored

One power of Medicine — melody and song.

ARMSTRONG, M. D.

Die Tobsucht kann beides sthenisch und asthenisch, die Ueberfüllung der Hirngefäße mit Spannung oder Atonie verbunden seyn. Dar- nach muß sich die Cur in Beziehung auf Erre- gung richten. Man hat Ursach zu glauben, das die Manie asthenisch sey, wenn sie nach Erschö- pfung, nach angreifenden Geburten, starker Aus- leerung, nach einer heftigen Krankheit entstan- den ist, mit Magerkeit, Kraftmangel, Blässe, Glied- erzittern, partiellen und stinkenden Schweissen, Kurzaathmigkeit nach leichter, und Ohnmacht nach starker Bewegung verbunden ist, und sich

durch die antiphlogistische Curmethode verschlimmert. Bey der athenischen Manie muß man stärkende Mittel und eine kräftige Diät anwenden, Suppen, Ptisanen und Thees vermeiden, die den Leib aufblähen, und ihn mit Cruditäten erfüllen. Zum Getränk paßt Wasser oder Wasser mit Wein und etwas Branntwein vermischt.

Ein verführtes und gefühlvolles Mädchen litt durch das Bewusstseyn ihrer Schuld und eine schwere Geburt, verlor den Verstand und magerte sich ab. Man verordnete ihr anfangs eine nahrhafte, dann eine kräftige Diät, China im Aufguss und in Substanz, stärkte die Seele durch Zerstreung, Freundschaft und Religion, und in Kurzem war sie an Leib und Seele hergestellt. Eine andere zarte Frau verlor am dritten Tage nach der Geburt die Milch, und nachher den Verstand. Ihre Ideen jagten sich ohne Association, und hatten keinen Charakter, welches dem Wahnsinn der Kindbetterinnen eigen zu seyn scheint. Sie wurde auf die nämliche Art geheilt. Ein zartes und schwächliches Mädchen liebte die Pflanzenkunde und die Zeichenkunst enthusiastisch. Sie ging und kletterte vom Morgen bis in die Nacht durch Feld und Wald, über Berge und Felsen, um Pflanzen zu suchen, ohne das Wetter zu achten, oder an ihre Nahrung zu denken, bis sie ganz erschöpft war. (Dieser Enthusiasmus gränzte schon nahe an Verrücktheit. R.) An

einem heißen Tage fand sie ein Bauer, nachdem sie im Gebirge herumgeirrt war, völlig wahnsinnig am scharfen Abhang eines Felsens sitzend. Sie war umringt mit zerrissenen Pflanzen und Zeichnungen, und deklamirte mit hoher Stimme und wilder Gesticulation Stellen aus dem Shakspeare. Man liefs sie zur Ader, gab ihr Laxirmittel ohne Erfolg. Nun bekam der Verf. sie in die Cur, behandelte sie nach einer entgegengesetzten Methode, und stellte sie in Kurzem her.

Ein Wahnsinniger bekam von einem seiner Gefährten, den er neckte, einen so heftigen Schlag in die Schläfe, dafs er wie todt niederfiel. Durch diese Hirnerschütterung wurde er hergestellt. Ein anderer, der mehrere Jahre verrückt war, fiel rückwärts die Treppe herab, zerbrach die Hirnschaale und mußte trepanirt werden. Dies heilte ihn zugleich von seiner Seelenkrankheit. Gregory erzählt einen ähnlichen Fall. Oft geschieht es, dafs Verletzungen des Kopfs bald einzelne Seelen - Vermögen vernichten, bald ihre Entwicklung bewirken. Fabricius von Hilden erzählt den Fall, dafs ein Mensch durch einen Schlag auf den Kopf blödsinnig wurde. Haller erzählt das Beyspiel, dafs ein Blödsinniger dadurch den Verstand bekam. Priestley's Sohn war blödsinnig, und bekam seinen Verstand durch einen Fall vom Fen-

ster. Ein trefflicher Mechanicus verlor den Verstand, und öffnete mit besonderer Geschicklichkeit, alle Schlösser. Einst stieg er des Nachts aufs Haus, fiel herab, quetschte sich den Kopf, und zerbrach das Bein. Er hielt die Reposition mannhaft aus, und war von dem Augenblick an bey vollem Verstande, da er noch den Tag vorher heftig getobt hatte, verlor ihn auch nachher nie wieder. Merkwürdig war es, dafs er zugleich, da er vorher zu allerhand Ausschweifungen geneigt, besonders dem Trunke ergeben war, auch seinen Charakter veränderte, und ein nützliches Mitglied in der Gesellschaft wurde.

Der Verf. kritisirt nun die Wirkungen der chemischen Mittel auf Geisteszerrüttung mit vielem Scharfsinn. Doch begnügt sich der Rec. damit, nur ein Paar derselben anzuführen. Die Brechmittel rühmt er sehr in der Manie; oft haben sie schnell geheilt, nie Schaden gethan. Giebt man dem Kranken am Abend vorher eine gewöhnliche Dose Mohnsaft, so wirkt am andern Morgen das Brechmittel in geringer Dosis, und doch hinreichend stark. Er gab sie auch in solchen Fällen, wo alle Anzeigen fehlten, und rettete zuweilen dadurch noch den hülflosen Kranken. Noch mehr leisteten sie in der Melancholie. Sie leeren die gastrischen Reitze aus, heben die Verstopfungen im Unterleibe, erregen

das Saugader-System und den Darmkanal. Er giebt den Brechweinstein, den weissen Vitriol, das Spießglang - Glas mit Mohnsafft, oder den Brechweinstein mit Calomel. Nach den Brechmitteln richtete er mit dem rothen Fingerhuth das meiste aus. Ein Verrückter war wüthend, wenn sein Puls 90, vernünftig, wenn er 70, melancholisch, wenn er 50, und halb todt, wenn er 50 Schläge hatte. Der rothe Fingerhuth heilte ihn, durch welchen man seinen Puls immer in der Frequenz von 70 Schlägen zu erhalten suchte. Zuweilen nahm er drey Quentchen der Tinctur in drey bis vier Tagen. Der Einfluß dieses Mittels auf die Action des Herzens ist bekannt; zugleich erregt es einen anhaltenden Eckel. Doch hängt der Effect der Pflanze sehr von ihrer Güte und der Dosis ab.

Merkwürdig sind die Wirkungen, die der Verf. durch die Schaukel hervorbrachte. Sie bestätigen den Rec. in seiner Idee, daß die Acologie noch großer Verbesserungen fähig sey, und die organischen Wirkungen der mechanischen Mittel viel zu wenig gewürdiget sind. Selbst die Musik gehört, wenn man ihren primären Eindruck berücksichtigt, der mechanisch ist, in die Acologie. Es giebt eine doppelte Bewegung, die man durch die Schaukel hervorbringen kann, die gewöhnliche schwingende und die kreis-

för-

förmige. Zur letzten nimmt man einen Sessel, an dessen Ecken man vier Stricke befestiget, diese über demselben durch einen Knoten vereinigt, und den Strick nun an einen Haken in der Decke so hängt, daß der Stuhl einige Zoll über der Erde erhaben ist. Der Patient wird mit Riemen um den Leib und an den Füßen auf den Stuhl befestiget. Statt des Stuhls kann man ein Bette nehmen, also den Kranken theils in aufrechter, theils in horizontaler Stellung schwingen. Die Bewegungen können mit mehr oder weniger Schnelligkeit veranstaltet werden. Die kreisförmige Bewegung wirkt mehr als die schwingende, jene in horizontaler Lage mehr als in perpendicularer. Noch hat Darwin einen andern Vorschlag gethan. Man soll einen Baum mit metallenen Zapfen versehen, die auf dem Boden und an der Decke in einer Nufs laufen, an demselben einen horizontalen Arm anbringen, an welchen der Stuhl oder das Bette befestiget wird, und zwar so, daß man es an dem Baum auf- und abziehen kann. Mittelt dieses Arms wird zugleich der Baum herumgeschleudert. (Diese letzte Schaukel kann man noch durch einen Strick, den man um den Baum wickelt, nach Art der Baumkräufel, langsam und schnell, vorwärts und rückwärts bewegen, und die Bewegung plötzlich stopfen. Was für einen Erfolg mag wohl eine solche Alternative der Bewegung rechts und links-

um haben? Aendert es den Effect, wenn der Kranke mit dem Gesicht oder mit dem Rücken gegen den Baum gekehrt ist? Wie es dem Rec. scheint, läßt der Verf. eine bloß rotatorische Bewegung auf einer Stelle machen; man kann aber auch noch den Stuhl am Strick eine kreisförmige Bewegung in einem weiten Bogen machen lassen. R.) Sonderbar ist die Wirkung dieser rotatorischen Bewegung, daß sie Maniacos gegen Potenzen empfindlich macht, die vorher keinen Eindruck auf sie hervorbrachten. Sie wirkt ferner als ein mechanisches Anodynum, hat eine sanfte einschläfernde Kraft, und beruhiget durch wenige Schwingungen sowohl die Seele als den Körper. Zuweilen folgt darnach ein Grad von Schwindel, eine Schwäche, die nicht zu fürchten ist, und nach der Schwäche und dem Schwindel ein erquickender Schlaf, der in der Manie so schwer zu Stande gebracht werden kann, und dem weit vorzuziehen ist, den man durch den Mohnsaft hervorbringt. Die schwingende Bewegung wirkt wenig auf den Maniacus, doch kann man sie als eine sanfte Art der Zählung und der Strafe anwenden. Hingegen ist die rotatorische selten ohne Effect. Die Verrückten werden freylich nicht so leicht schwindligt, doch widerstehn sie selten einem raschen und fortgesetzten Wirbel dieser Bewegung. Sie wirkt nicht bloß auf den Körper, sondern auch auf die Seele, indem sie Furcht erregt, die man dadurch vermehren kann,

dafs man den Patienten an einem finstern Ort schaukelt, und um ihn herum starke Gerüche, Getöse, und andere starke Eindrücke auf die Sinne verbreitet. Doch ist diese Anwendungsart heroisch, und mufs mit Vorsicht veranstaltet werden. Besonders heilsam ist die Schaukel für Kranke, die zugleich schwindfüchtig sind. Zuweilen raubt die rotatorische Bewegung dem Patienten so sehr alle seine Muskelkraft, dafs, wenn er kaum mit vier Personen auf die Schaukel gebracht werden konnte, nachher eine zureicht, ihn zurück zu führen. Ein stärkerer Grad der Bewegung erregt meistens mehr oder weniger Schwindel, Blässe, Ekel, Erbrechen, und unwillkürliche Ausleerung des Urins. Nachher erfolgt Schlaf. Die Schaukel wirkt also auf die Magengegend, und bringt Erbrechen hervor. Man kann sie anwenden, wo das Erbrechen angezeigt ist, aber die Kranken kein Brechmittel nehmen wollen (oder nicht nehmen können, z. B. bey einer Bräune. R). Ja dies mechanische Brechmittel hat Vorzüge vor den ehemischen, weil man durch die Intensität und Extensität der Bewegung einen vorübergehenden oder anhaltenden Ekel, ein leichtes oder volles Erbrechen nach den Umständen erregen kann. Es ist unglaublich, welche Menge von Cruditäten die Kranken oft mit der grössten Erleichterung von sich geben. Die Schaukel wirkt ferner auf das Gefühl

und auf das Bewußtseyn, denn sie erregt auch im Finstern Schwindel. Erst entsteht Blässe, dann Eckel, Veränderung im Pulse, Schwindel, Schwäche, Abspannung der Muskelkraft und Schlaf, lauter Erscheinungen, die von Eindrücken auf das sensible System, Nerven und Gehirn, herrühren. Das Mittel wirkt also direct auf die Organe, in welchen vorzüglich der Sitz der Krankheit ist. (Wahrscheinlich muß man bey diesen Erscheinungen nicht sowohl auf die Metamorphosen des Beharrlichen, als vielmehr auf die Temperatur-Veränderungen des Inponderablen Rücksicht nehmen, das den Gesetzen der polarischen Körper folgt. Rec. erinnert hiebey an die Wirkungen des Reitens und des Seefahrens in medicinischer Hinsicht, und hatte längst die Idee, ein Schaukelhaus über einer Wassermühle zu bauen, welches durch den Mechanismus derselben in einer immerwährenden oscillatorischen Bewegung erhalten werden könnte. Dadurch würde man allerdings den Einflüssen acologischer Mittel auf die organischen Lebensproceße näher auf die Spur kommen. Allein jetzt ist auch das Fünkchen der Hoffnung erloschen, das ihm noch schimmerte, für die Cultur der Wissenschaften wirken zu können. R.)

Ein Kranker, der gefühllos für alle Eindrücke, und unbeweglich wie eine Bildsäule war, mit halb offenen Augen lag, und nur

dann und wann durch tiefe Seufzer Zeichen des Lebens von sich gab, in sechs Tagen keine Oeffnung gehabt, und in vier und zwanzig Stunden keinen Urin gelassen hatte, wurde auf die Schaukel gebracht. Nach einigen Umdrehungen sah man es ihm an, daß er unangenehme Empfindungen habe, er regte sich, wurde blaß, bat um Entlassung, und versprach, in allem zu folgen. Man entließ ihn. Er klagte über Schwindel, Eckel, war erschöpft, der Ohnmacht nahe, und fiel in einen tiefen Schlaf von drey Stunden. Nach dem Erwachen hatte er sich in nichts geändert, und weigerte sich etwas zu nehmen. Den folgenden Tag wurde er wieder auf die Schaukel gebracht, und nach einigen raschen Umdrehungen fing er an zu brechen. Er bat wieder um Entlassung. Dies geschah. In einem hilflosen Zustande wurde er zu Bette gebracht, worin er sechs Stunden lang schlief. Dann nahm er eine schwache Mercurial-Laxanz, die stark wirkte, ob er gleich vorher weit stärkere ohne Erfolg genommen hatte. Der Verf. verordnete eine nahrhafte Diät und viele Bewegung in freyer Luft. Weigerte er sich einmal, in allem zu folgen, so war es genug, ihm mit der Schaukel zu drohen. Nach und nach genas er vollkommen. Ein anderer, der aber in einem aufgeregten Zustande war, keine Arzneyen nehmen wollte, Tag und Nacht schrie und lärmte, wurde auf die Schaukel gebracht. Die ersten fünf Minuten

waren ohne Erfolg, vielmehr schien ihn der Vorgang zu amüsiren. Allein nun wurde die Bewegung vermehrt, und alsbald fingen seine Gesichtszüge an sich zu verändern, er wurde blaß, liefs den Urin gehen, bat um Entlassung. Nach einigen schnellen Umdrehungen brach er sich, das Haupt fiel auf die Schultern, und er war so ganz aller Muskelkräfte beraubt, daß eine Person ihn zu Bette bringen konnte. Er schlief neun Stunden lang, erwachte erquickt, nahm abwechselnd eine Laxanz, mußte sich in freyer Luft viel bewegen, und genafs vollkommen.

Ein Mann, der den Trunk liebte, fiel in ein hitziges Fieber mit Irrereden, und wurde von demselben geheilt. Nach der Genesung berauschte eine geringe Quantität gegohrner Getränke ihn, und im Rausch äußerte er Spuren einer Geisteszerrüttung, grotesque Ideen, wunderbare Associationen, Vertheidigungen absurder Meinungen mit vielem Scharfsinn, die nahe an Wahnsinn gränzten. Endlich kam er vollkommen um seinen Verstand. Die besten Mittel, in starken Dosen, leisteten keine Wirkung. Er wurde auf die Schaukel gebracht, die ihm Furcht, unangenehme Gefühle, Schwindel, heftiges Erbrechen, Durchfall und Diuresis erregte. Dies machte ihn ruhiger, heilte ihn aber nicht. Ein anderer hatte keine Wirkung von der Schaukel, wenn sie ihn amüsirte; hingegen wirkte sie,

wenn man zu gleicher Zeit Furcht bey ihm erregen konnte. An solchen Tagen, wo die Schaukel gewirkt hatte, war er weit empfänglicher für Nahrung, Bewegung und Arzneyen.

Ein zartes Mädchen mit einer vollkömnen Anlage zur Hectik in dem Bau ihres Körpers wurde schwindfüchtig, und bald nachher verrückt, fast ohne allen Nachlaß. Nun hörten alle Symptome der Lungenfucht auf. Sie nahm an Volum und an Kräften zu, aber ihre Gesichtszüge behielten einen eigenthümlichen Ausdruck, der sich nicht beschreiben läßt. Arzneyen fruchteten nichts. Sie wurde auf die Schaukel gebracht, anfangs um den andern Tag, zehn Minuten lang. Allein die Bewegung schien sie zu ergötzen, und leistete keinen Effect. Nun wurde sie alle Tage funfzehn Minuten lang, und mit vermehrter Schnelligkeit gedreht. Darauf erfolgte Blässe, Eckel, Erschöpfung. Dann wandte man das Mittel wieder nur um den andern Tag an, wo die Wirkungen desselben in wenigen Minuten entstanden, nämlich ein starkes Erbrechen, Mattigkeit, und besonders Schlaf, an welchem sie vorher Wochenlang Mangel gehabt hatte, obgleich alle Arten Schlafmachender Mittel waren versucht worden. In der Zwischenzeit bekam sie Stärkungsmittel, sie mußte sich in freyer Luft viel bewegen, nahrhaftere Speisen essen. In dem Maasse als sie für Seelen-

Reitze empfänglicher ward, suchte man ihren Geist zu unterhalten. Die freyen Zwischenzeiten verlängerten sich, die Anfälle wurden an Zahl und Heftigkeit geringer, und sie genafs an Seele und Körper, nicht allein vom Wahnsinn, sondern zugleich auch von der Lungensucht ohne Rückfall.

Ein finsterner junger Mensch, der mehr Fleifs als Genie hatte, ein musterhaftes Leben führte, und alle seine Pflichten; vorzüglich die religiösen mit äußerster Strenge erfüllte, täglich die Bibel las, und alles in derselben für eine göttliche Inspiration hielt, wurde durch einige unbedachtsame Ausdrücke seines Lehrers so erschüttert, dafs er vollends allen Muth verlor, und sich das Leben genommen haben würde, wenn er nicht die Sünde des Selbstmordes gefürchtet hätte. Einst las er die Stelle, dafs man seine Hand abhauen und sein Auge ausreißen solle, wenn diese Glieder Aergernifs machten. Dies brachte ihn auf die Idee, sich zu castriren; welches er auch wirklich mit einer Scheere vollkommen ausführte. Er wurde zwar von seinen Wunden geheilt, aber seine Seele war finsterner als vorher. Er glaubte ewig verdammt zu seyn; war stumm, ohne Bewegung, taub gegen die gewöhnlichen Reitze der Natur, öffnete die Augen nie, und nichts vermogte ihn dazu, Nahrung zu nehmen. Sechs Wochen

lang wurde sie ihm mit Gewalt und mit der peinlichsten Anstrengung beygebracht. Nach acht Wochen öffnete er zuweilen die Augen halb, und sein Gesicht veränderte sich der Art, daß seine Physiognomie die leerste und ausdrucksloseste war, welche man sich nur denken kann. Man gab ihm Feder und Dinte, und er schilderte seinen Zustand mit den schwärzesten Farben, und der Zweifel an der Gnade Gottes reizte ihn unaufhörlich zum Selbstmord. Immer mußte er noch mit Gewalt gefüttert werden. Dann versprach er Nahrung zu nehmen, wenn man ihm erlaubte, sich vor und nach der Mahlzeit zu baden. Dies geschah; doch nahm er so wenig Nahrung, daß er dabey hätte verhungern müssen. Kurz, seine Hartnäckigkeit war unüberwindlich. Der Verf. kam oft auf die Gedanken, ob es nicht besser sey, ihn seinem Schicksal zu überlassen, als den gewaltsamen Proceß des Zwangs fortzusetzen. Endlich wurde er mit geschlossenen Augen, wie ein lebloser Klotz auf die Schaukel gebracht. Nach einigen Umdrehungen öffnete er das eine, dann das andere Auge, fing an sich zu regen, Eckel, Erbrechen zu bekommen. Man fragte ihn, ob er Nahrung zu sich nehmen wolle? Er weigerte sich. Nun wurden die Umdrehungen fortgesetzt und vermehrt, bis zum starken Erbrechen. Nun versprach er zu folgen, weigerte sich aber von neuem, als er entlassen war. Allein die Drohung, ihn wieder auf die

Schaukel zu bringen, wirkte. Er folgte einige Tage. Dann kehrte seine vorige Halsstarrigkeit allmählig zurück. Man mußte zwey bis drey Mal von neuem seine Zuflucht zur Schaukel nehmen, bis er vollkommen folgsam war, und ganz hergestellt wurde.

Ein Mädchen, das von geringen Ursachen Catarrhe bekam, und an unregelmäßigen Ausleerungen des Stuhls und des Monatlichen litt, verlor den Verstand allmählig ganz. Bald wiederholte sie ein Wort Stundenlang, bald äußerte sie die sonderbarsten Einbildungen, verbunden mit Geschrey und wilden Gesticulationen. Alles war umsonst versucht, und sie wurde als eine Unheilbare dem Verf. bloß zur Verwahrung übergeben. Er wandte die Schaukel zwischen Frühstück und Mittagsbrodt an. Die Anstrengung des Transports hatte ihren Puls auf 100, ihr Athmen auf 56 in einer Minute, und ihre Transpiration bis zu einem starken Schweiß vermehrt. Ihre Ideen waren unzusammenhängend, und jagten sich. Die Bewegung wurde in aufrechter Stellung angewandt und allmählig vermehrt. In den ersten fünf Minuten kehrten bloß der Puls, die Hitze und die Respiration zur natürlichen Ordnung wieder zurück; in den folgenden fünf Minuten änderte sich die Ideenjagd, das Gesicht wurde blaß, das Auge matt, die Lippen zitterten. Die Bewegung wurde plötzlich gestopft.

Dies alterirte sie. Sie nahm einige der sie umgebenden Objecte wahr, welches vorher Wochenlang nicht geschehen war. Sie fühlte sich angegriffen, unbehaglich, wurde entlassen, ins Bette gelegt. Der Puls war 65, die Respiration 16 in einer Minute. Sie schlief einige Stunden, die Haut war trocken und kühl, aber die Stimmung der Seele blieb unverändert. Nach einigen Tagen wurde sie wieder, und zwar vor dem Frühstück auf die Schaukel gebracht. Nach einigen Umdrehungen veränderten sich nicht allein ihre Gesichtszüge, sondern auch die Stimmung der Seele; in fünf Minuten entstand Ekel, Speichelfluss und Würgen, der Puls kam auf zwanzig, die Respiration auf vier in einer Minute herab. Ihre Schwatzhaftigkeit nahm ab, und ihre Aufmerksamkeit haftete an einigen Gegenständen; sie rief einen Wärter bey Namen, erinnerte sich ihrer Person, einige ihrer Kleidungsstücke erregten in ihr die sonderbarsten Vorstellungen, sie bemerkte das Ameublement des Zimmers, die Maschine selbst, aber urtheilte über alles abgeschmackt. Doch kehrte augenblicklich ihr ganzer voriger Zustand zurück. Die Anwendung der Schaukel wurde mehrere Wochen fortgesetzt, es erfolgte Ekel, Erbrechen, Mattigkeit und Schlaf darnach. Nun mußte sie schneller und länger gedreht werden, wenn die nämlichen Wirkungen entstehen sollten. Das Monatliche stellte sich ein, doch mit

Mattigkeit und Rückenschmerz, welches man vorher durch kein Mittel hatte herstellen können. Sie besserte sich zwar, war aber immer noch angeheftet an die Vorfpiegelungen ihrer verwilderten Phantasie. Die Maschine wurde nur alle fünf Tage angewandt. Man verordnete ihr eine gute Diät, Bewegung, Fußbäder, Columbo und Gewürze, und legte zur Zeit der Periode warme Fomentationen um die Füße und auf den Unterleib. Seele und Leib erholten sich; ihr Körper wurde stärker, die Gesichtszüge natürlicher, ihre Seele sank zwar noch dann und wann in die alte Schwärmerey zurück, aber sie konnte doch anfangs schwer, dann leichter abgezogen werden. Allmählig wurde sie ganz hergestellt.

Diese Beobachtungen bestätigten den Verf. darin, daß die Wirkung der Schaukel vorzüglich von dem Zustande des Nervensystems abhängt, deswegen bald wenig bald viel, schnell oder langsam, bey geringer oder starker Bewegung ihren Effect leihte. Sie wirkt sogar bey den nämlichen Personen zu verschiedenen Zeiten verschieden. Ihre Wirkungen sind vorübergehend oder anhaltend; dies meistens, wo sie schwer, jenes, wo sie leicht entstehen. Sie vermindert die überspannte, vermehrt die abgestumpfte Empfindlichkeit, zieht sie also von beiden Seiten her an den Normalgrad heran. Ver-

mittelst dieser Kraft ist sie im Stande, für Ein-
 drücke empfänglich zu machen, denen sonst das
 Nervensystem widerstand, die Action des Her-
 zens zu rectificiren und zu vermindern, die Hirn-
 gefäße zu entledigen, und die natürliche Phy-
 siognomie des Gesichts herzustellen. Der Verf.
 meint, sie werde in allen phthisischen Krank-
 heiten heilsam seyn, das hectische Fieber ver-
 mindern, wider Nasenbluten und Blutspeyen wir-
 ken, und die Stelle der Seereifen vertreten kön-
 nen, besonders wenn sie mit einer Mechanik
 verbunden werde, durch welche man die Luft
 des Zimmers modificiren, und in Bewegung se-
 tzen könne. Wirkt das Mittel in einzelnen Fäl-
 len gar nicht, so muß man es in abgeänderter
 Stellung, zu einer andern Tageszeit, mit gefüll-
 tem oder leerem Magen anwenden. Nie versagte
 dasselbe seinen Effect, wenn der Verf. unter den
 bemerkten Umständen vorher ein bis zwey Gran
 Zinkvitriol oder Brechweinstein, oder am Abend
 vorher beym Schlafengehn Mohnsaft gegeben
 hatte, und dann die Schaukel am andern Mor-
 gen vor dem Frühstück anwandte. Für Tob-
 süchtige, die alle Hülfen von sich weisen, jedem
 Mittel widerstehn, unaufhörlich schreyen und
 poltern, meistens unheilbar sind und bald ster-
 ben, ist die Schaukel das letzte Mittel. Viele
 dieser hilflosen Kranken würde man durch sie
 haben retten können. Man kann sie anwenden,
 wie halstarrig und wüthend die Kranken auch

feyn mögen. Sie wirkt mit unwiderstehlicher Kraft, und doch sind ihre Wirkungen nicht dem Zufall anheim gegeben, sondern könn n auf bestimmte Weise geregelt werden. Wenn Verrückte beschloffen haben, sich zu tödten, aber an der Ausführung ihres Vorsatzes gehindert werden, und nun auf den Entschluß kommen, dem man fast durch kein Mittel begegnen kann, sich durch Hunger das Leben zu nehmen; so ist noch die Schaukel zur Rettung übrig. Sie fürchten dieselbe mehr, als sie das Leben hassen. Sie dient als moralisches und medicinisches Mittel in Fällen, wo zwar die Geistes - Krankheit unheilbar ist, und von organischen Fehlern herrührt, aber durch üble Gewohnheiten vermehrt wird, oder dem Arzte unzugänglich ist, weil der Kranke ohne alle Receptivität für seine Mittel ist. Hieher gehört der mit Fallsucht zusammengesetzte Wahnsinn. Die Anfälle der Fallsucht werden durch den täglichen Gebrauch der Schaukel seltner und milder. Kommen dieselben zu bestimmten Zeiten, so kann man ihnen durch die zeitige Anwendung derselben vorbeugen, selbst dann noch, wenn die Vorboten schon da sind. Endlich ist sie noch, in Verbindung mit andern Mitteln, heilsam, wo das Monatliche fehlt. Die perpendiculaire Stellung paßt mehr für wüthende, die horizontale Lage für entgegengesetzte Kranke. Die Bewegung der Schaukel wird allmählig vermehrt. Zuweilen leistete die Einreibung des

Brechweinsteins unmittelbar auf den abgeschornen Kopf gute Dienste.

Den Beschlufs dieses interessanten Werks macht der Verf. mit einer Anwendung der Psychologie der Geistes-Kranken auf die Rechtspflege. Wenn es gleich leichter ist zu tadeln als zu verbessern, so sind doch die Gesetze in Betreff dieses Gegenstandes so mangelhaft, daß sie allerdings einer Revision bedürfen. In dem Maasse, als es in manchen Fällen schwierig ist, über die Gegenwart, die Art und den Grad einer Geisteszerrüttung zu entscheiden, ist es absurd, diese Entscheidung und mit derselben die Freyheit der Staatsbürger für eine Zeitlang, und ihre Reputation für immer jedem Menschen anzuvertrauen, der ein Arzt zu seyn vorgiebt.

Jeder Arzt, der ein Certifikat über Geisteszerrüttung ausstellt, muß die Schwierigkeit dieses Geschäfts und die Folgen, die von seiner Entscheidung abhängen, lebhaft vor Augen haben. Er muß sich erinnern, daß Einbildungen, Verworrenheit der Ideen, eigenthümliche Manieren, selbst falsche Urtheile nicht immer auf Verrücktheit hinweisen, sondern oft Folgen körperlicher Fehler und symptomatische und vorübergehende Zustände seyn. Daher beobachte er die Merkmale einer angeblich vorhandenen Geisteszerrüttung genau und in allen veränderten

Verhältnissen. Wo die Symptome im Gleichgewicht stehn, warte er die Zeit ab. Er unterrichte sich von jedem besondern Umstand, der mit der Geschichte des Falles in Verbindung steht, und von der Beschaffenheit des Gegenstandes, in Betreff dessen der Kranke irrt. Nie verathe er der zu untersuchenden Person seine Absicht. Nie entscheide er nach dem ersten Anschein, sondern erwäge es, daß es Eigenheiten giebt, die mit Geisteszerrüttungen große Aehnlichkeit haben, aber von der Constitution, der Erziehung, moralischen Haltung des Kranken, von Leidenschaften und andern Eindrücken auf die Seele abhängen. Wo die Verrücktheit nicht auf den ersten Blick in die Augen springt, muß jede Handlung, die den Anstrich der vermutheten Krankheit hat, genau und vorher beobachtet werden, ehe der Arzt zu dem Kranken kömmt. Er muß den Ursachen solcher Handlungen nachspüren, wiefern sie dieselbe zureichend begründen oder Folgen eines kranken Verstandes sind; die Motive mustern, die die Verwandten bey dem Gesuch um ein Certifikat haben können; es erwägen, ob der Kranke eine erbliche Anlage habe, Auschlags - Krankheiten, unterdrückte periodische und habituelle Ausleerungen, oder andere bekannte Ursachen des Wahnsinns Statt gefunden haben.

Es ist unglaublich, mit welcher Schlaueit und Geschicklichkeit einige Kranke sich verbergen können, wenn sie es merken, daß man ihrer Verrücktheit aufpaßt. Einige raisonniren so wahrscheinlich, und nehmen das Mitleid ihres Beystandes mit so gutem Erfolg in Anspruch, daß man wirklich an ihrem Wahnsinn zu zweifeln anfängt. Hier muß man es abwarten, bis neue und unbezweifelte Ausbrüche ihrer Krankheit entstehen. Der Doctor Gregory mußte drey Frauenzimmer einer Familie untersuchen, die des Wahnsinns verdächtig waren. Sie kamen einzeln vor ihn, und jede entwarf mit so vielem Ausdruck das traurige Gemälde des Zustandes der übrigen, daß wirklich die beiden ersten ihn irre führten, und er es erst merkte, daß sie wirklich alle drey verrückt waren, als auch die dritte die nämliche Schilderung der vorigen darlegte. In einem andern Fall erzählte ein Wahnsinniger in Gegenwart des Doctor Gregory's, seiner Freunde und einiger Magistrats - Personen seine Geschichte so wahrscheinlich und bestimmt, daß die letzten, der Protestation des Arztes ohneachtet, ihm die Fesseln abnahmen. In dem nämlichen Augenblick fuhr er mit einer solchen Wuth auf seine Freunde los, daß ihr Leben dabey in Gefahr kam. Weder die scheinbare Vernunft einer des Wahnsinns verdächtigen Person, noch die Gegenwart der eigenthümlichen Symptome

desselben, darf unserm Urtheile eine entschiedene Richtung geben, es bestechen. Das erste kann Folge einer momentanen hellen Zeit, das letzte Folge einer Leidenschaft oder Berausung seyn. Betrügt uns der Schein; so bleibt eine gefährliche Person in der Gesellschaft, oder eine unschuldige wird aus ihr entfernt. Schwer sind die Fälle, wo über die Zurechnungsfähigkeit einer Handlung entschieden werden soll, wo die Seele an einem Gegenstand haftet, einer besondern Denkart als Folge einer fehlerhaften Erziehung nachhängt, der dem eignen Spiele der Phantasie überlassene Geist keinen Trost in der Freundschaft findet, durch nichts abgezogen, zerstreut, oder von Gewissensbissen geängstigt wird, ohne alle moralische Zucht ist, oder wo die Umstände es gebieten, den Heuchler zu spielen.

Oft setzen die scharfen Urtheile, der treffende Witz und die Originalität der Gedanken den zufälligen Beobachter in ein solches Erstaunen, das er darüber die Spuren der hoffnungslosen Krankheit vergiftet. Und doch sind eben dies die Fälle, wo man am meisten auf seiner Huth seyn, und die wirksamsten Maafsregeln ergreifen muß. Es ist unglaublich, mit welcher Schlaueit die Kranken selbst den erfahrensten Arzt zu betrügen oder zu ihrem Endzweck zu kommen wissen. Ein Patient, der sich einem benachbarten Journalisten als Candidat bey der nächsten

Parlements - Wahl empfehlen wollte, und keine Schreibmaterialien hatte, riss ein weißes Blatt aus der Bibel, schnitt sich aus Stroh eine Feder mit einem Glafscherben, machte Dinte aus Kirchsafft, eine Oblate aus gekautem Brodt, und prägte das Familien - Petschaft auf. Den Brief schlug er in ein Couvert mit der Aufschrift, unmittelbar auf die nächste Post abzugeben, und gab ihn einem Obstmädchen zur Bestellung mit einem Schilling, obgleich sein Bedienter ihr zur Seite stand und Obst einkaufte. Man beachte in solchen Fällen die Natur der Seelenkrankheit und die Gröfse der Abweichung von der gewohnten Denk- und Handlungsweise; man verzögere oder setze ganz die Entscheidung bey Seite, wenn die Verrücktheit gering, ruhig und ohne Gefahr ist. Der Verstand hat seine Grade, und jedes Individuum seine Eigenheiten, so dafs es schwer ist, zu entscheiden, wo dieser Zustand endet, und die Verrücktheit anfängt, was Ausbruch des Genies oder Symptom einer zerrütteten Seelen-Function ist. Jede Krankheit ist so groß, als sie von dem gewohnten Zustande abweicht, und wie weit sie von demselben abweicht, kann nur der beurtheilen, der den Patienten vorher genau gekannt hat. Es giebt Individuen, deren einzelne Seelenkräfte hervorstechen, aber doch Mangel an gesundem Menschenverstande haben.

Es sey feste Regel für jeden Arzt, niemanden für wahnsinnig zu erklären, der es nicht durch seine Handlungen beweist. Die bloße Denkart allein kann nicht verdammen. Doch muß man auch auf der andern Seite es immerhin vor Augen haben, daß Menschen durch Gewohnheit, Leidenschaft und schlechte Grundsätze zu den grausamsten Handlungen eines Verrückten getrieben werden können.

Habituelle Trunkenbolde kann man schwerlich verrückt nennen. Doch betragen sie sich wie Menschen, deren Verstand zerrüttet, deren moralisches Gefühl erloschen ist. Endlich verfallen sie wirklich durch die Fortdauer des Lasters in eine Art von Fatuität, die an Wahnsinn gränzt. Doch ist der Trunk ein Akt der Willkühr, und jeder freye Mann für sein Betragen verantwortlich. Daher entschuldiget auch nach den Gesetzen der Rausch ein Verbrechen nicht. Indefs ist es auffallend, daß, da der Trunk Leib und Seele zerstört, und eine häufige Ursache der Verrücktheit ist, die Polizey sich nicht ins Mittel schlägt und diese Gefahr abwendet. Die Wirkungen des Rausches sind verschieden. Einige Trunkene sind excitirt, andere deprimirt; einige hell, andere stumpf; einige bloß an der Seele, aber nicht am Körper, andere an Seele und Körper verletzt. Bey einigen hören die Symptome mit dem Rausch

auf, bey andern sind die Intervalle zwischen den Paroxysmen des Rausches nicht rein, die Symptome des Rausches in der Verrücktheit mit einander vermifcht, und diese werden meistens bald Märtyrer ihres Lasters, verfallen in Schlafsucht, Schlagfluß, Wahnsinn und Blödsinn. Einige Trunkenbolde treibt das peinliche Gefühl zum neuen Rausch, in andern erregt es eine kranke Reitzbarkeit und eine Disposition zu Leidenschaften, die sie unwiderstehlich zu absurden oder gewaltsamen Handlungen treibt. Beide kommen in der Folge leicht um ihren Verstand. Sollte man dergleichen Menschen nicht einsperren, um sie zu retten?

Andere Fälle giebt es, wo die Geisteszerüttung am Tage liegt, und der Arzt sie attestiren muß, wenn es gefordert wird, aber der Decision gemäß, besonders in Betreff der Sperre, nicht gehandelt werden kann. Dahin gehört der Wahnsinn, der die Folge eines Fiebers, starker Ausleerungen, Entkräftungen, angreifender Geburten, Verletzungen des Kopfs, narcotischer Substanzen und anderer Gifte oder heftiger Leidenschaften ist. In allen diesen Fällen kehrt oft der Verstand mit der Herstellung der Kräfte und der Gesundheit wieder.

Mit Recht tadelt der Verf. die englischen Gesetze, nach welchen jeder, der ein Certifikat über Wahnsinn nachsucht, zur Ausstellung des-

selben, nach seiner Willkühr jeden Arzt, Wundarzt oder Apotheker wählen kann, wie unwissend diese Personen auch seyn mögen. In schwierigen Fällen, wo die Symptome nicht entscheidend sind, meint er, müssen wenigstens zwey, oder gar eine Comitee aus mehreren Aerzten zu Rathe gezogen werden, und keine Certificate passiren, die sich nicht auf wiederholte Besuche und Untersuchungen gründeten. Dann, sagt er, sey es eine Lücke in der Gesetzgebung, daß sie zwar Certificate für nothwendig erachte, zur legalen Sperrung einer des Wahnsinns verdächtigen Person aber nicht eben so auch Untersuchungen anordne, die ihre Befreyung bezielen, und die Genesung bestätigen. Solche Untersuchungen, meint er, müßten durch den Arzt, der den Kranken behandelt, und den Gang der Krankheit beobachtet habe, im Beyseyn der Freunde des Patienten geschehen, und sich vorzüglich auf den Gegenstand seines Irrthums beziehen. Nie, sagt er, soll man einen Reconvalescenten der Gesellschaft zurückgeben, der nicht wenigstens schon einen Monath vor der Untersuchung wieder bey Verstande gewesen, und im Stande ist, mit Ruhe über seine Krankheit Reflectionen anzustellen. Nach der Herstellung von Seelenkrankheiten bleibt oft die Seele so schwach, wie der Körper nach der Genesung von einem hitzigen Fieber. Hier kann der Reconvalescent nicht gleich wieder zu seiner gewohnten Diät

und Beschäftigung gelassen werden, wenn man ihn nicht einem Rückfall aussetzen will, dort kann er nicht wieder unter die gewohnten Objecte gebracht werden, ohne die nämliche Besorgnis.

In gerichtlichen Fällen, wo die Fähigkeit einer Person zu bestimmten Geschäften, oder ihre Zurechnungsfähigkeit bey einem begangenen Verbrechen in Anfrage steht, ist die Entscheidung besonders alsdann mislich, wenn der Krankheits-Zustand ungewiss, der Verstand bloß erschüttert, nicht umgestürzt ist. Eben so mislich sind die Anfragen über den Seelen-Zustand eines Menschen zur Zeit eines begangenen Verbrechens. Der Verf. erklärt sich für die hellen Zwischenzeiten, die andere haben leugnen wollen. Der Wahnsinn, sagt er, ist zuweilen wie jede andere Krankheit, intermittirend; einige Kranke irren nur in Betreff eines Punktes, in allen andern Stücken sind sie vollkommen vernünftig, und daher schuldig, wenn sie ein Verbrechen begehen, das mit dem Gegenstand ihres Wahns nicht associirt ist. Man soll in solchen Fällen alle Umstände wohl erwägen. Hat der Thäter keinen hinreichenden Grund zu seiner Handlung gehabt, läßt er nach derselben weder Reue noch Gewissens-Unruhe an sich spüren, sucht er seine That nicht zu entschuldigen, macht er keine Versuche zu entweichen,

und erinnert er sich der Umstände nicht, die mit derselben in Verbindung waren, so muß er für unschuldig, im Gegentheil für schuldig erklärt werden. Die Zurechnungsfähigkeit richtet sich nach dem Zustande, in welchem das in Anfrage stehende Individuum zur Zeit der That war; aber nicht nach dem Zustande, in welchem es zur Zeit der Untersuchung ist. Denn es ist möglich, daß ein Mensch im Anfall des Wahnsinns ein Verbrechen begeht, und nach demselben zu Verstande kommt; oder daß er mit voller Ueberlegung handelt, und nachher in Wahnsinn verfällt. Endlich können sich noch Verbrecher aus Bösheit, oder um der Strafe zu entgehen, wahnsinnig stellen. Doch gehört viel Kunst dazu, diese Rolle zu spielen. Denn die Denkart und Handlungsweise, Sprache, Blick und der Ausdruck des Gesichts sind im Wahnsinn so eigenthümlich, daß sie schwer nachgemacht werden können. Zugleich muß man noch das in Anfrage stehende Individuum heimlich beobachten, und Reitze auf ihn anwenden, die entweder schmerzhaft, oder gegen welche wirkliche Verrückte meistens gefühllos sind.

Reil.



Register

zum ersten Bande.

A.

- A**eufserere das, desselben chemische, mechanische
und psychische Einwirkung auf die Organisation 254.
- A

**A

**A

**A

**A

— gerichtliche, giebt es eigentlich nicht 165.

**A

**A

— psychologische, öftere Unbestimmtheit dersel-
ben 9.**************

Außenwelt, die ganze, in wiefern sie Arzneykörper seyn kann 231.

B.

Blödsinn 531. 544. s. auch Wahnwitz.

Brechmittel bey der Manie 615. und Melancholie, ebend.

C.

Chemische Gemeinschaft des Organismus mit seiner Außenwelt 223.

Chirurgie 168. 190. 192. Was in die Theorie derselben gehöre 191.

Cox Beobachtungen über den Wahnsinn 594.

Crichton, sein ungegründeter Tadel des Moritzischen Magazins 159.

D.

Dämonische, welche Kranke man so genannt, und warum 449. 451.

Denkvermögen, s. Asthenie, auch Starrsucht.

Dialekte einer Sprache, wie sie für die Psychologie zu benutzen sind 461.

Dummheit, Sprache des Dummen 531. s. auch Verstandeschwäche.

E.

Eindruck, psychologisch erschütternder 362.

— primärer psychischer 262.

Einfluss, rein physischer, äußerer Ursachen auf den Körper 23. Wichtigkeit desselben für die psychische Medicin 24.

Einheit des organischen Leibes 850. der Seele, ebend.; und beider ebend.; ist bey vollkommener Lebenskraft im höchsten Grade vorhanden 559.

Empfindbare, das, ist nicht einfach 254.

Empfindung 263. 265.

Entschluß, f. Ueberlegung und Festigkeit.

Epidemische Krankheiten, f. Verrückte.

F.

Fehler, psychologischer, in der Behandlung eines Wahnsinnigen 374. 388. 409.

Festigkeit des Vorsatzes, beweiset nicht, daß die Handlung, worauf er gerichtet ist, frey sey 430.

Furcht, wahnwitzige 355.

G.

Gall'sche Organenlehre 35. 152.

Gefühl, das, in der ganzen Haut geht bey einem Menschen, nachdem er auf den Kopf gefallen, verloren 211.

Gefühlsprache 550.

Gefühlvermögen, ist vom ganzen Körper abhängig 39.

Geisteszerrüttung 104. ihre Vorläufer 596.

Gehirn, sein Centralpunkt ist dynamisch und beweglich 578.

Gemeingefühl, in Verbindung mit den fünf Sinnen 553. begründet die Ueberzeugung von unserer Existenz 554.

Gifte 230.

Glauben, wie wir etwas glauben, wovon wir das Gegentheil wissen 427.

H.

Handlungen, freye und unfreye, in welchem Sinne die Psychologie sie unterscheidet 418.

Hang 137—139.

Haut, s. Gefühl.

Heilen, technisches 167.

Heilkunde, ihre Verzweigungen 166.

Heilmittel 167. chemische, mechanische und psychische 186. schränken sich nicht auf den Arzneyvorrath ein 184. ihre verschiedenen Zugänge zum Organismus 187.

Heilmittellehre, psychische 261. ihr Object 255. was sie zu leisten hat, ebend.

Heilung, was zur Dauerhaftigkeit derselben erfordert wird 168.

Helligkeit einer Vorstellung 443.

Hirnerschütterung, heilt einen Wahnsinn 614.

Hypochondrie 591.

I.

Ich, das, 550—551. Sein Verhältniß zum Körper im pathologischen Zustande 554.

Ideenflucht 47 u. f.

Impotentes, warum Rasende so genannt werden 451. 454.

Individuelle psychologische Erscheinungen, was zu ihrer Erklärung erfordert wird 328.

Intelligenz, die absolute 248.

Interesse 525.

K.

Körper, s. unser Körper.

Krankheit 181. als ein Inneres der Organisation, ein anomaler Lebensproceß 35. ist in der Theorie nicht mit ihrer Ursach zu verwechseln 149.

Krankheiten sind nicht Erscheinungen zu nennen 155. die zum Ressort des Arztes und Wundarztes gehören, können nicht durch scharfe Grenzen unterschieden werden 190. können nicht nach dem überwiegenden Leiden der psychischen, chemischen und mechanischen Seite des Organismus eingetheilt werden 182. des Geistes, worinnen sie sich im Körper offenbaren 38. rein psychische giebt es nicht 182.

Krankheits-Geschichten, was sie leisten sollen 154. Mangel der gewöhnlichen von Gemüthskrankheiten, ebend.

Kurmethode, psychische 172.

L.

Lachen und Weinen, von was für Empfindungen sie Ausdrücke sind 79.

- Lebhaftigkeit der Vorstellungen 443.
 Leichenöffnungen, ob was von ihnen für die Kenntniß des Wahnsinnes zu hoffen 595.
 Leidenschaften, zwiefache Wirkung derselben auf den Körper 482.
 Lenhoffek, Untersuchungen über die Leidenschaften, als Ursachen und Heilmittel von Krankheiten 478.
 Luft an etwas 464. Zu etwas 463.

M.

- Manie 299. ihre Wirkung auf die Schwindsucht 274. kann ohne Wahnsinn bestehen 299. wie sie alsdann psychisch zu behandeln 302. 317. heftige Bewegungen sind bey der Manie schädlich 313 u. f. Wirkung des Lichts und der Finsterniß auf sie 609. scheinbare 301 u. f.
 Materielle, das, ein Zeichen des Immateriellen 34. Princip aller Semiologie, ebend.
 Medicin, Begriff derselben 161. Verhältniß zur Naturkunde 162.
 Mensch, gesunder und kranker 40. rechter und linker 579.
 Mißmuth 66.
 Mittel, psychische, heilen nicht unbedingt psychische Krankheiten 237—238. heilen auch andere Krankheiten, ebend. wie sie zu klassificiren 259.
 Mittheilung des Zustandes zwischen Seele und Körper 18. geschieht durch das Nervenystem 473.

N.

- Narren, woher ihr eigenthümlicher Geruch rühre 52.

- Narrheit geht in Blödsinn über 379.
- Naturwissenschaften, ihre eigenthümliches Problem 168.
- Neigung 137—139. für sich selbst zu reden 515—527. bey Menschen von schwachem Verstande 530. der Wahnsinnigen 534.
- Nervenkrankte, Beyspiele von solchen, die sich dem Körper nach, für verdoppelt halten 566.
- Nofologie, reine 166.

O.

- Objective Seite des Organismus, Zerfallen ihrer Einheit im Bewusstseyn 557 u. f.
- Ohnmacht, Erscheinungen die ihr unmittelbar vorhergehen und auf sie folgen 551.
- Onomatopöie, Grade derselben 120. in der Benennung psychologischer Gegenstände 121 u. f. was sie bey diesen Gegenständen andeutet 128.
- Organisation, wie sie das Leben erzeugt 226.
- Organismus, im Verhältniß zum Lebensproceß 35. s. auch objective Seite des Organismus.

P.

- Parallelen zwischen dem Somatischen und Psychischen 36.
- Persönlichkeit, Beyspiele einer getheilten 572.
- Phantasterey 355.
- Physiologe, was er zum Behuf der Psychologie zum Gegenstande seiner Beobachtung zu machen habe 22.
- Potenzen, psychische, ihre absoluten und relativen Kräfte 256—257.

- Pfyche** 445 u. f.
- Pfychiaterie** 237. 238. gehört zur Medicin 165. ihr eigenthümliches Problem 238. entlehnt ihre Regeln aus der Pfychologie 243. welche Krankheiten durch sie vornehmlich zu heilen sind 274. schränkt sich nicht auf die Heilung der Seelenkrankheiten ein 277.
- Pfychische**, das, f. Somatische.
- Pfychische Heilmittellehre**, ihr Object 253.
- Pfychische Heilung**, worauf es bey Beyspielen derer ankommt 2. f. auch Wahnsinn.
- Pfychische Kuren**, Erzählungen und Analyse derselben 2 u. f. wie diese beschaffen seyn müssen, ebend.
- Pfychischer Reitz**, was alles dahin zu rechnen 261. ihre Anwendung in Beziehung des Heilgeschäfts 262.
- Pfychologie** 242. ihr Verhältniß zur Heilkunde 243. äußere 17. innere, was für sie gethan zu seyn scheint, und noch zu thun übrig ist 17. wodurch sie sehr gewinnen würde 588.

R.

- Raserey** 107.
- Rausch**, seine Wirkungen sind bey Verschiedenen verschieden 636.
- Receptivität des Menschen**, mechanische, physikalisch-chemische und pfychische 168.
- Reden zu sich selbst der Blödsinnigen** 532. Kinder 118. Wahnsinnigen 534. Grund davon 118. 530.
- Reitz**, mechanischer, physikalisch-chemischer, pfychischer 169. f. auch pfychischer Reitz.
- Religiöser Wahnsinn**, zwey Arten desselben 606.

Reue nach einer That, ob sie ein Beweis für die Freyheit einer Handlung sey 436 u. f.

Rother Fingerhuth. Wirkung desselben gegen die Manie 616.

S.

Schaukel, Anwendung bey der Manie 617. dem Wahnsinn 22. der Fallucht 630. ihre Wirkung 628.

Schreck, hebt eine Taubheit 470. lindert auf kurze Zeit eine Schwerhörigkeit 477.

Schwärmer, ihre Heftigkeit gegen anders gesinnte Schwärmer 345.

Schweremuth 70. bloße 289. dieselbe führt zum Wahnwitz, ebend.

Seele eines Organismus 247 nach ihrer Einfachheit oder Zusammengesetztheit ist nicht zu fragen 252. ihr Vermögen, sich den Zustand des Körpers vorzustellen 20.

Seelenkrankheiten, direkte und indirekte Heilung derselben 275.

Sehen, das einfache, mit zwey Augen, worin es seinen Grund hat 556.

Selbstzwang, heilsam im Wahnsinn 497.

Σεληνιαζόμενοι 457.

Semiotik, psychische, der Medicin 30.

Sinn, äußerer, innerer 68. 125. 557. vermittelt des innern kommt alles Außere zum Bewußtseyn 69.

Sinnesreitze, wie sie zunächst physisch wirken 260.

Sinnorgane, in wiefern sie dem Gemeingefühl angehören 556.

Sitz der Seele, darnach ist nicht zu fragen 252.

Somatische, das, in Erscheinungen, wie es von dem Psychischen getrennt, und wie es damit verbunden werden müsse 142. 149.

Sprache f. Zeichen.

Sprache des gemeinen Mannes, warum sie psychologisch zu benutzen ist 134.

Sprachen, psychologische Benutzung derselben 118.

Starrsucht des Denkvermögens 47.

Sympathie, warum sie nicht allein durch den Mechanismus im Körper bestimmt wird 582. im psychologischen Sinn 5. Anmerk.

Synonymen für psychologische Gegenstände, wie sie wissenschaftlich zu benutzen sind 459. 460.

T.

Taubheit, f. Schreck.

Taubstumme 515. wie sie zu sich selbst reden 542. Verstandeschwäche bey denselben 549.

Täuschungen gegen den Wahnsinn angebrachte, was vor der Anwendung derselben zuerst zu untersuchen 410.

Tieffinnigkeit, als habitueller Zustand, wie sie in Schwermuth übergeht 72 u. f.

Tolle Streiche werden von einem Wahnsinnigen gemacht, um nicht für melancholisch zu gelten 398.

Tollheit 107. 140. kann ohne Wahnsinn seyn 297.

U.

Ueberlegung kann bey einem Entschlusse stattfinden, ohne daß er frey ist 427.

Unfreye Handlungen, wie sie durch Krankheiten veranlaßt werden können 439. Wie der Trieb zu denselben unschädlich zu machen ist 440.

Unmuth 67. wie ihm entgegenzuwirken 102—103.

Unser Körper, wie wir ihn als den unsrigen und in seiner Einheit wahrnehmen 553.

Urtheilskraft 495. ist selten mit dem tiefsinnigen Verstande verbunden, ebend.

V.

Verrückte werden selten von epidemischen Krankheiten befallen 598. durch sie temporell von ihrer Seelenkrankheit befreyt, ebend.

Verrückung 295.

Verstandeschwäche, blödsinnige, dumme 530. 544. warum zwischen beiden zu unterscheiden 532.

Verwundungen, ihr Unterschied an Lebenden und Todten 213.

Visionär, Beyspiel davon 357.

Vorsatz, unfreyer 427. wo man etwas gegen einen gefassten Vorsatz thut 426. gebundener 441. f. auch Festigkeit des Vorsatzes.

W.

Wahnfinn 284. chimerischer 290. Beyspiele einer psychischen Heilung desselben 601 u. f. 611. f. auch religiöser Wahnfinn und Zwischenzustand.

Wahnfinnige, welche, und wo sie einen Mangel an Erinnerung nach ihrer Wiederherstellung beweisen 535—536. zeigen oft Schlaueheit 634. und Verstellung 633. worauf es bey der Zurechnung ihrer Handlungen ankommt 640.

Wahnwitz 70. vergl. 280. sein Unterschied von dem Blödsinn und der Dummheit 293.

Weinen, f. Lachen.

Winkelmann, Beobachtungen über den Wahnsinn 141.

Wundarzt, was zu dem gelehrten erfordert wird 225.

Wunderbare, das, zeigt oft das Natürliche nur vergrößert 159.

Z.

Zeichen, warum wir ihrer zum Denken bedürftig sind 250 f.

Zerfallen der Leiblichkeit im Bewusstseyn 550.
seine Variationen 564 u. f. ist eine Krankheit der Seele 575.

Zerstreung, als Heilmittel wirkt nicht, wenn ihre Wirkung von dem Kranken erwartet wird 512 u. f.

Zurechnung, s. Wahnsinnige.

Zwischenzeiten, helle im Wahnsinn 639.

Zwischenzustand zwischen Wahnsinn und Phantasterey 355.

